# Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

<36603980760010

# Ausgewählte Werke

von

# Frau M. S. Schwartz.

---

Aus dem Schwedischen.

---

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1863.

# Zwei Familienmütter.

Von

Marie Sophie Schwartz.

---

Aus dem Schwedischen

von

Dr. Otto gen. Reventlow.

---

Erster Band.



Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1863.

Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg.

Auf der nördlichen Zollstraße liegt irgendwo ein nettes Haus mit einem schönen Garten. Vor etwa zehn Jahren zurück wohnte dort die Professorin von Krug mit Mann, Tochter und Sohn.

Für den Fall, daß es Jemanden auffallen sollte, daß ich sage: die Professorin mit Mann, so will ich zur Aufklärung mittheilen, daß der Professor in seiner Jugend Astronom gewesen, aber in älteren Jahren aus Neigung zu den ideellen Wissenschaften Philosoph wurde und sich Aristoteles, Kant, Fichte und Hegel so vollkommen einverleibte, daß es aussah, als wenn er in seinem Hause gar nicht existirte. Ein alter Bedienter besorgte sein Zimmer, brachte ihm seinen Kaffee und war ihm bei der Toilette behülflich; denn sonst wäre Gefahr vorhanden gewesen, daß unser gelehrter Professor, vertieft in seine logischen Untersuchungen, wie er war, mit einem Stiefel am einen und einem Pantoffel am andern Fuß, die Halstuchschleife im Nacken und den Schlafrock als Ueberrock auf die Straße hinausgekommen wäre.

Aber über alles das sollte nun der alte Diener wachen.

In seiner Familie kam der Professor nur beim Mittagstisch zum Vorschein, und saß dann seiner Frau zur Linken; diese mußte während der Mahlzeit Acht geben, daß er nicht das Salzfaß statt der Zuckerdose nahm, nicht die Sauce auf das Tischtuch, statt auf den Teller schüttete und nicht aus der Pfefferbüchse schnupfte oder Schnupftabak statt Pfeffer auf die Speise streute. Mit einem: „Lieber von Krug, woran denkst Du denn?“ das in einem scharfen und strengen Ton ausgesprochen wurde, rief die Professorin immer den Mann in die Wirklichkeit zurück; und es kam nie vor, daß sie dabei das Wort von ausließ. Im Gegentheil betonte die würdige Frau es sehr stark.

Daß er zwei Kinder hatte, war etwas, dessen der Professor sich niemals erinnerte, als wenn die Frau Mama zu ihm hineintrat und bemerkte:

„Lieber von Krug, ich will Vollmacht haben, für die Studien Alberts oder für Albertine's Lectionen rc. eine Summe Geldes zu erheben.“

Da erwachte der Professor aus seinen Distractionen, starrte seine Frau an und murmelte:

„Albert und Albertine?“ gerade, als wenn er erst jetzt diese Namen gehört.

„Unsere Kinder, lieber von Krug! Gott weiß, woran Du denkst.“

Die Stimme der Professorin stieg ein paar Töne höher.

„Ja so — ja — jaha — unsere Kinder,“ stammelte der Mann. Wie viel ist es, das Du brauchst?“

„Es ist zur Erziehung der Kinder, daß ich das Geld erheben will. Du bist doch wirklich der größte Thor, den eine Frau finden könnte.

„Vollkommen richtig, ganz wahr, Du hast immer Recht, meine Süße; aber wo soll ich die Gelder hernehmen? Ich kann mich nicht erinnern, daß ich welche habe, und das weißt Du am besten, meine Süße! Wolltest Du mir noch mehr sagen?"

„Wahrlich, von Krug, Du bist ein Unglück für Deine arme Frau! Das weiß ich wohl, daß Du kein Geld hast, da ich Deine Angelegenheiten besorge; aber da der Großhändler Epström eigensinnig genug ist, Dich für klug zu halten und mir keine Gelder ausliefern will, ohne eine Vollmacht von Dir, so will ich jetzt jene Vollmacht haben. Begreifst Du?"

Dieses „begreifst Du" wurde auf eine solche Weise gesagt, daß der Professor auf seinem Stuhle emporschnellte, als wenn er einen elektrischen Stoß erhalten, und ergriff dann, vollkommen aus seinen Distractionen erwacht, eine Feder, worauf die Frau ihm die Vollmacht dictirte und, als diese geschrieben war, das Zimmer verließ.

Der Professor vertiefte sich wieder in seine Bücher und vergaß darüber die ganze Welt, seine Frau und Kinder mit eingerechnet, bis der alte Bediente kam und ihn mit den Worten weckte:

„Ihre Gnaden haben mich geschickt, um den Herrn Professor für die Mittagstafel anzukleiden."

Nun, verehrter Leser, hoffe ich, daß Du ungefähr einen Begriff vom Professor von Krug hast und warum er der Mann seiner Frau genannt wurde. Da er in unserer Erzählung eine wichtigere Rolle spielen

wird, als man ihm sonst zuertheilte, so habe ich es für nothwendig gehalten, diese Schilderung von seiner Persönlichkeit zu geben.

Die Professorin Sophie von Krug war aus einem alten angesehenen Geschlecht, aber ohne Vermögen. Wie der Professor je dazu kam, Fräulein Sophie zu freien, das war etwas, das weder er selbst, noch sonst irgend ein Mensch begreifen konnte. Hätte man die Frau Professorin auf Gewissen gefragt und wäre sie gezwungen gewesen, das Geheimniß zu verrathen, so hätte sie gewiß gestehen müssen, daß sie bei der Freierei die Hauptrolle gespielt, weil sie in aller Eile das lebhafteste Mitleid mit dem armen, stets zerstreuten von Krug zu spüren begonnen hatte. Dieser war der einzige Sohn von einem sehr reichen Kanzleirath, welcher wiederum mit ihrem Vater in genauer Verbindung stand. Genug, sie wurden zur großen Ueberraschung für den Bräutigam selbst verheirathet.

Jetzt einige Worte über die Persönlichkeit der Frau Sophie. Sie war ein langes, mageres Frauenzimmer und hatte eine gerade und gravitätische Haltung. Auf dem langen und schmalen Hals thronte ein großer Kopf, welcher besser für einen Mann als für eine Weibergestalt gepaßt hätte. Das braune Haar umschloß eine ziemlich hohe Stirne. Die kleinen hellgrauen Augen waren scharf und klar, wie hellpolirter Stahl. Die gerade Nase und der kleine Mund mit den stark zusammengekniffenen Lippen gaben der ganzen Gesichtsbildung den Ausdruck eines unbeugsamen Willens und der Herrschsucht. Es fiel Niemanden, dem die Professor von Krug steif und

gerade entgegentrat, je ein, daß man sie durch Bitten und Thränen dazu hätte bewegen können, einen Schritt von einem einmal gefaßten Beschluß abzuweichen. Man erkannte, daß ein unbeugsamer Wille neben einem blinden Vertrauen zu der Unfehlbarkeit ihres eigenen Urtheils, zur Richtigkeit ihrer Ansichten und selbst zur Gültigkeit der Vorurtheile, welche sie hegte, in dieser Seele wohnte. Aus diesen hohen Gedanken von sich selbst entsprang ihre unnachgiebige Forderung, daß Alle in ihrer Familie, alle ihre Dienstleute, alle ihre Umgangsfreunde, ihre Ueberlegenheit anerkennen sollten.

Sie hatte, wie gesagt, zwei Kinder. Albert war der Aeltere und Albertine ganze neun Jahre jünger. Mit eiserner Hand hatte die Professorin sie erzogen und ihnen von ihrer frühesten Jugend an eine solche blinde Ehrfurcht eingejagt, daß es ihnen nie einfiel, auch nur einen Gedanken auszusprechen, der mit den ihrigen in Widerspruch stand. Diese despotische Erziehung bewirkte, daß die Kinder nur die Furcht vor, aber nicht die Liebe zur Mutter kannten, und machte sie außerdem verschlossen und voll Verstellung. So waren sie während ihrer Kindheit.

Albert wuchs auf vom Knaben zum Jüngling, und das drückende Joch, welches die Herrschsucht der Mutter auf seine Seele legte, wurde für den freien und jugendfrischen Geist so unerträglich, daß er oft im Ausbruch seines Aergers dasselbe zu schütteln und zum Entsetzen seiner Mutter Proben selbstständiger Handlungen dadurch zu geben wagte, daß er es eigensinnig verweigerte, sich ihren Urtheilssprüchen zu unterwerfen. Bei dem Jüngling waren dies in-

dessen nur ohnmächtige Versuche, eine Fessel abzuwerfen, welche ihm die Nothwendigkeit und die kindliche Ehrfurcht aufgelegt hatten. Der erste ernste Streit zwischen der Mutter und dem Sohn entstand wegen der Frage, welchen Lebensberuf er wählen solle.

Die Professorin, welche bei allen ihren Handlungen von Eitelkeit und Hochmuth regiert wurde, hatte ihren Sohn für die militärische Laufbahn bestimmt. Als Albert sein Examen als Student gemacht hatte, verkündigte sie ihm ihren Beschluß in dieser Beziehung; aber sie wäre beinahe in Ohnmacht gefallen, als der Sohn ihr ganz bestimmt erklärte, er beabsichtige durchaus nicht Militär zu werden, sondern wolle seine Studien fortsetzen.

„Aber ich denke nicht daran, in diesem Falle Deinen Wunsch zu erfüllen," bemerkte die Mutter in strengem und scharfem Ton; ich gebe Dir keine Unterstützung zur Fortsetzung Deiner Studien, und Du möchtest denn doch wohl einsehen, daß es Dir unmöglich sein wird, Deinen Plan auszuführen."

„Nein, ich kann ebenso gut studiren wie tausend andere arme Jünglinge. Ich suche mir eine Stelle als Hauslehrer und kann mich nachher für meinen Lohn und für den Ertrag der Stunde, welche ich zu geben gedenke, auf der Academie aufhalten," antwortete der Sohn mit ebenso unerschütterlicher Festigkeit, wie die Mutter.

Die Professorin mußte zu der Riechflasche ihre Zuflucht nehmen, um nicht wegen dieser unerhörten Dreistigkeit von Albert in Ohnmacht zu fallen. Sie faßte indessen doch bald Muth und versuchte den Willen des Sohnes unter den ihrigen zu beugen;

aber sie begegnete einem so hartnäckigen Widerstand, daß alle ihre Bemühungen scheiterten; denn Albert wich nicht ein Haar breit von seinem gefaßten Beschluß ab. Die Mutter gab ihm inzwischen acht Tage Bedenkzeit.

Schon am folgenden Tage hatte Albert das elterliche Haus verlassen und schaukelte sich auf den Wogen des Mälars nach Upsala zu. Von dort schrieb er an die Professorin, daß er durch Verkauf seiner goldenen Uhr und Kette sich in der gelehrten Stadt so lange aufhalten zu können glaube, bis er sich Schüler verschafft habe.

Jetzt entstand bei der Professorin ein schwerer Kampf zwischen ihrer Eitelkeit und ihrer Herrschsucht. Die erstere sträubte sich dagegen, daß ihr Sohn, der Sohn des reichen Professor von Krug, sich auf eine solche Weise die Mittel zu seinem academischen Studium verschaffen sollte. Was würde die Welt dazu sagen? Was sollte man von ihr denken, da jedermann wußte, wie reich ihr Mann und daß sie eigentlich diejenige sei, welche seine Angelegenheiten besorgte. Nein, das ging unter keinen Umständen; aber gezwungen zu werden, ihrem Kinde nachzugeben, gezwungen zu werden, sich in seinen Willen zu fügen, das sei doch wahrlich ziemlich hart. Sie fühlte, daß dies eine der bittersten Stunden in ihrem Leben sei. Endlich mußte, nach einem heftigen Kampf, die Herrschsucht nachgeben und sie sandte ihrem Sohne Geld, aber ohne etwas Anderes, als folgende Worte beizufügen:

„Ich rathe Dir, mir ein andermal nicht zu trotzen;

denn dann möchtest Du mir dieses Dein unwürdiges und schändliches Betragen bezahlen müssen.

Sophia von Krug."

Seit diesem Ereignisse waren wieder Jahre verflossen. Albert hatte mit Auszeichnung das Hofgerichtsexamen gemacht, war zur Zeit unserer Erzählung 27 Jahre alt und führte den Titel Vicedistrictsrichter.

Die Schwester, Albertine, ein schönes und stattliches Mädchen hatte nie auf irgend eine Weise an den Tag gelegt, daß sie einen eigenen Willen besäße, sondern schien eine gehorsame Sklavin unter der Herrschaft der Mutter zu sein.

Betrachtete man Albertinens schöne Gesichtszüge und die scharfen Conturen darin, so fiel es Einem schwer, an die stets gegen die Mutter bewiesene Unterwürfigkeit zu glauben. Die stolzen, blitzenden Augen, der kleine, trotzige Mund, die hohe, freie Stirne, die sichere Haltung — Alles an dem Aeußeren des neunzehnjährigen Mädchens deutete auf eine selbstständige und starke Seele, welche nicht dazu geschaffen war Fesseln zu tragen, oder sich unter den Willen von irgend Jemanden zu beugen. Wenn man in die tiefblauen, fast schwarzen Augen hineinblickte, so las man darin auch den Ausdruck eines warmen Gefühls, eines ungewöhnlichen Verstandes und eines zärtlichen Herzens.

Die Familie des Professors bewohnte beide Stockwerke in dem kleinen Hause auf der nördlichen Zollstraße — eine Wohnung, die der Professorin im höchsten Grade mißfiel; aber vergeblich hatte sie

durch Machtsprüche und einigemal durch Zorn den Versuch gemacht, ihren Mann dazu zu bewegen, dieselbe mit der Wohnung in ihrem Hause auf der Königinstraße zu vertauschen. Der Professor, welcher mit Entsetzen daran dachte, daß seine geliebten Philosophen von dem Platze, welchen sie so viele Jahre eingenommen hatten, verrückt werden möchten, hatte einmal für allemal bestimmt erklärt, daß wenn sie einen einzigen Stuhl auf einen andern Platz stellte, oder den geringsten Versuch machte die Wohnung auszuräumen, so würde er nach diesem Tage ihr nie mehr eine Vollmacht zur Erhebung von Geldern geben, und so mußte sie sich gegen ihren Willen dazu bequemen in dieser wenig aristokratischen Straße zu wohnen.

Die Professorin von Krug hatte indessen in den dreißig Jahren, wo sie in dieser Wohnung geherrscht, so viele Verschönerungen und Verbesserungen darin gemacht und Alles so bequem und elegant eingerichtet, daß man nicht ohne Grund ihr Haus ein Paradies in Miniatur nannte.

Ob unser junger Districtsrichter Albert, welcher, dem ausdrücklichen Willen der Mutter gemäß, sich dazu bequemen mußte, bei den Eltern zu wohnen, auch fand, daß diese Heimath etwas einem Paradiese Aehnliches an sich habe, lassen wir dahin gestellt sein, und glauben auch nicht der Wahrheit zu nahe zu treten, wenn wir behaupten, daß es Albertine vorkam, als sei diese Benennung eine schneidende Pärodie auf die Wirklichkeit.

---

An einem schönen und klaren Vormittag, Anfangs Juni, saßen Frau von Krug und ihre Tochter in einem kleinen, reizenden Cabinet zusammen.

Albertine hatte ihren Platz am Fenster und nähte eifrig an einem großen Tuch. Mama thronte in einem kleinen Sopha, einen Strickstrumpf in der Hand. Es war jetzt die Stunde für Handarbeit. Die Professorin hatte jede Stunde des Tages für eine bestimmte Beschäftigung eingetheilt. Man aß bei einem bestimmten Glockenschlag; man nähte, musicirte, promenirte, las und conversirte, alles nach dem Glockenschlag. Jetzt war es, wie gesagt, die Stunde für Handarbeit, und wenn es dann der Frau von Krug einfiel, ihre Tochter anzureden, so hatte diese das Recht zu antworten, obgleich es nicht die eigentliche Conversationsstunde war.

„Es kommt mir vor, als sei unser neuer Gärtner etwas zu viel Herr," bemerkte Frau von Krug und richtete ihre stahlgrauen Augen auf die Tochter.

— Kommt es Mama so vor?

— Ja. Aber die Gerechtigkeit muß ich ihm widerfahren lassen, daß er ganz geschickt in seinem Fach ist und da muß ich wohl mit jenen Herrenmanieren etwas durch die Finger sehen, die indessen bei einem solchen Menschen durchaus nicht am Platze sind.

— Mama wünschte ja einen Gärtner zu bekommen, der etwas Bildung hätte.

— Kenntnisse war das Wort, das ich brauchte und nicht Bildung. Merke Dir das! Bildung bei einem Knecht! Ich muß bekennen, daß Du Dich etwas eigen, um nicht geradezu zu sagen schlecht,

ausdrückst, und wenn Du Dich irrst in der Bedeutung der Worte, so thue ich es wenigstens nie.

— Ich bitte um Verzeihung, ich irrte mich, — stammelte die Tochter.

Hierauf folgte eine ziemlich lange Pause, während welcher Frau von Krug die vor ihr stehende Uhr ansah.

— Hast Du bemerkt, daß dieser Herr Gärtner einen Sohn hat? — hob Frau von Krug wieder an.

— Nein, das habe ich nicht.

Aber bei dieser Antwort brannten die Wangen Albertinens im höchsten Purpur, ohne daß die Frau Mama jedoch darauf Acht gab.

— Das ist ganz natürlich. Wie sollst Du dergleichen Leute kennen oder irgend eine Kenntniß von ihren verwandtschaftlichen Verhältnissen haben. Mit mir verhält sich das ganz anders; ich bin gezwungen, jeden derjenigen genau zu kennen, die in meinem Dienste sind, damit kein Uebelberüchtigter mein Haus verunziere.

Die Professorin führte ihr Taschentuch mit einer Bewegung unbeschreiblicher Würde an die Nase.

— Es ist indessen wirklich empörend — hob sie wieder an, — zusehen zu müssen, daß solcher Leute Kinder studiren sollen und somit eine Stellung in der Gesellschaft zu erzwingen suchen, die mit denjenigen, die wir als von guter Familie besitzen, gleich gut ist. Jener Gärtnerssohn soll Arzt werden.

— Das ist ja ganz achtungswerth, daß man durch seine Kenntnisse sich zu adeln sucht.

— Was hat das Fräulein gesagt? — rief Frau von Krug und schleuderte einen Blick auf die Toch-

ter, so scharf und so spitz wie ein Dolch. — Ich glaube, es sprach eine große Dummheit aus, und ich verbitte mir eine solche Denkweise und derartige Aeußerungen. Sie sind für ein Mädchen von Familie unpassend und enthalten eine gränzenlose Mißachtung der Eltern, welche Dir das Leben gegeben und eine erhabene Stellung in der Gesellschaft geschenkt haben.

Jetzt schlug die Uhr Eins. Die Professorin legte ihre Strickerei zusammen; aber Albertine fuhr fort zu sticken.

— Hörst Du nicht, daß die Uhr schlug? — fragte die Mutter.

— Ich bitte mir zu erlauben, noch einige Stiche zu thun, denn sonst komm ich aus der Rechnung heraus und muß mir neue Mühe geben, wenn ich wieder anfangen soll.

— Das geschieht nicht. Lege die Arbeit sofort weg.

Albertine legte mit einem Seufzer ihre Näherei zusammen.

Ein Bedienter erschien in der Thüre und sagte:

— Der Wagen Eurer Gnaden ist vorgefahren.

— Gut! — antwortete die Beherrscherin des Hauses.

Der Bediente zog sich zurück und Frau von Krug bemerkte, indem sie sich an ihre Tochter wandte:

— Du wirst heute eine Stunde im Garten spazieren gehen. Ich werde einige Besuche machen. Gehe nun hinauf und setze Deinen Hut auf! Um zwei Uhr ist es die Stunde für Deine Musikübungen. Lebwohl!

— Frau von Krug verbeugte ihren Kopf majestätisch und ging mit steifer Haltung aus dem Zimmer in ihr Schlafgemach.

Als sich die Thüre hinter der Mutter geschlossen, that Albertine erleichtert einen tiefen Seufzer und eilte, als sie die Thüre zum Zimmer der Mutter wieder zuschließen hörte, mit schnellen Schritten hinauf zu dem ihrigen.

In jeder Ecke von Albertinens mit strenger Symmetrie geordnetem Gemach fand man Spuren des Geschmacks der Mutter und nichts, was darauf hindeutete, daß es die nette Wohnung eines jungen Mädchens sei. Alle die reizende Annehmlichkeit, welche die Wohnung einer neunzehnjährigen Jungfrau auszuzeichnen pflegt, war aus der der Albertine verbannt. Keine Blumen zierten sie, kein Vogel sang seine fröhlichen Lieder, kein kleiner Bücherschrank deutete an, daß die Eigenthümerin sich oft mit den ausgezeichneten Schriftstellern ihres eigenen Landes und denjenigen anderer Länder beschäftigte. Nein, theure, massive Meubles, die schnurgerade an den Wänden aufgestellt waren, schwere Damastgardinen und eine mit Silber überladene Toilette machten die Ausstattung des Zimmers aus. Ueber dem Ganzen ruhte etwas Kaltes und Steifes, welches allen Comfort ausschloß.

Albertine warf sich in das Sopha, schleuderte die beiden Kissen weit von sich, schob die Schemel hinaus auf den Fußboden und drückte die Hände gegen die Brust, während sie vor sich hinflüsterte:

— O mein Gott, ein solches Sclavenleben! — Dann sprang sie auf, schob alle Stühle von ihren

bestimmten Plätzen durcheinander, und rief dadurch eine vollständige Unordnung im Zimmer hervor. In demselben Augenblick, wo das junge Mädchen ihren aufgeregten Gefühlen Luft machte und Alles, was sich im Zimmer befand von den von der Mutter bestimmten Plätzen entfernte, hörte man einen Wagen rollen, und sie sah die Mutter fortfahren.

Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thüre und ein junges Mädchen in Albertinens Alter mit einem italienischen Strohhut auf dem Kopf und einem Sommermantel auf dem Arme trat in's Zimmer.

— Jetzt ist die Mama fortgefahren und wir können etwas freier athmen. Sieh, da haben wir Hut und Mantel mit dem gnädigsten Befehl, uns in den Garten zu verfügen, um dort zu promeniren. — Das Mädchen nickte Albertine schelmisch zu.

Gott weiß, woher Du Deine fröhliche Laune bekommst, Minna! Wenigstens hast Du Dich hier nicht besonders amüsirt," sagte Abertine und band mit sichtbarer Eile ihren Hut zu.

— Ich nehme sie von meinen neunzehn Jahren, die Ihre Gnaden mir nicht wegnehmen kann, und von meiner Ergebenheit für meine Milchschwester. Gehe nun, da unten bei der Orangerie ist Jemand, der unruhig nach der großen Allee hinausspäht.

Albertine erröthete, nickte Minna freundlich zu und verließ, leicht wie ein Vogel, das Zimmer.

Als Mamsell Minna allein war, ergriff sie einen Stuhl und fing an damit im Zimmer herumzuwalzen, während sie wie eine Närrin lachte und in ihrer Seele dachte:

— Ach wie lustig ist es, der gnädigen Mama einen Possen zu spielen! Ja, ich werde bestimmt närrisch vor Freude, falls Albertine sich mit dem Sohne des Gärtners Bergström verheirathet. Die Gnädige bekommt einen Schlag auf den Buckel, aber das hindert Albertine nicht, glücklich zu werden. Ich werde aus Freude darüber, das böse Weib todt zu sehen, fast aufgelegt sein, mit zur Leiche zu gehen.

Jetzt warf sie den Stuhl von sich, hielt mit dem Tanzen ein, sprang vor den Spiegel hin, begann ihr Haar auf alle mögliche Weise zu ordnen und sang:

Rasch, Hedda, kleid' mich an im Nu,
Ich eil' dem lust'gen Balle zu!

---

Während Minna oben in Albertinens Kammer sich bestens amüsirte, war diese in den Garten hinabgegangen. In der großen Allee mäßigte sie ihre Schritte und blickte furchtsam um sich. Am Ende derselben sah man die Orangerie, und dort sollte e r, nach Minna's Aussage, sein. Einen Augenblick blieb Albertine stehen, als wenn sie gezweifelt hätte, aber dann setzte sie rasch ihren Weg nach der Orangerie fort. Als sie an dem grünen Platz desselben angekommen war, begegnete sie einem jungen Mann. Er nahm seinen leichten Sommerhut ab und sagte halb lächelnd, halb traurig:

— Ich fürchtete, daß ich Dich heute nicht sehen

würde und hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, als ich endlich den Wagen wegrollen hörte.

Albertine reichte ihm freundlich die Hand.

— Auch ich hegte dieselbe Furcht, besonders weil wir dieser fröhlichen Stunden bald beraubt sein werden, da Mama und ich in einigen Tagen die Hauptstadt verlassen.

— Wer weiß, Albertine, ob ich Dir nicht ebenso treu folge, wohin Du auch reisest, wie ich Dir schon seit drei Jahren gefolgt bin.

Er hatte ihre Hand in die seinige gelegt und führte sie an seine Lippen. Beide setzten sich auf eine Bank.

— Aber Du weißt ja, daß wir nach Rönby reisen und dort den Sommer bei meinem Onkel, Major Quickfelt, zubringen werden.

— Ja, aber das hindert nicht, daß ich schon in drei Tagen nach Rönby reise, um die Stelle des dortigen Arztes, der krank geworden ist, zu versehen. Der Major hat mir das Anerbieten gemacht, daß ich den Sommer über bei ihm wohnen kann. — Richard sah Albertine schalkhaft an und fügte hinzu: — War das nicht gut angeordnet?

— Ach, das wird ja ganz göttlich! — rief Albertine vergnügt. — Ich sehe jetzt, Richard, daß Du mich heiß und innig liebst.

— Von ganzem Herzen, das weißt Du; aber wohin soll mich wohl diese meine Liebe führen. Was wird der Lohn für mein treue Liebe?

— Mein Herz, das Du bereits besitzest, meine Hand, die nie einem Andern, als Dir gehören soll.

— Albertine, dieses Versprechen gabst Du mir,

als Du noch viel zu jung warst, um klar die Hindernisse beurtheilen zu können, welche sich einer solchen Verbindung entgegenstellen, und ich liebte Dich viel zu sehr, um meine Vernunft auch nur einen Augenblick durch mein Gefühl beherrschen zu lassen. Ich habe Dich geliebt, ohne an die Zukunft zu denken, ohne die Kluft, die uns trennt, sehen zu wollen, aber jetzt . . . .

— Jetzt liebst Du mich weniger, — rief Albertine erbleichend.

— Nein mein edles, hochsinniges Mädchen, ich liebe Dich mit jedem Tag mehr und mehr, aber ... — Er führte wieder ihre Hand an seine Lippen.

— Aber?

— Aber, seit mein Vater sich seit zwei Monaten im Dienste Deiner Mutter befindet, habe ich dieses stolze und unbeugsame Weib kennen gelernt, an dessen Herz und Liebe Du vergebens appelliren wirst. Glaubst Du wohl, daß etwas Anderes als ihr Hochmuth bei der Frage wegen der Wahl Deines Gatten den Ausschlag geben wird?

— Ja, das glaube ich! — antwortete Albertine und hob ihr schönes Haupt stolz empor, — denn sie wird nie ein Ja zu einer Verbindung, welche mein Herz verwirft, von meinen Lippen erzwingen können. Ich werde nein sagen, und wäre es selbst vor dem Altare, falls es so weit kommen sollte; das gelobe ich Dir vor Gott.

— Dank! — wieder wurde die kleine Hand mit Küssen bedeckt.

— Ich weiß, Richard, daß man mich für willenlos, für ein Automat in den Händen meiner Mutter

hält, aber man täuscht sich. Ueberall, wo ich, ohne dem Rechten zu nahe zu treten, mich ihrem Willen habe fügen können, habe ich es gethan; und ich habe oft meinem Gefühle Gewalt angethan und die aufrührerischen Gedanken in meiner Brust erstickt, damit ich sie nicht durch einen zwecklosen Streit reizte oder darin meine eigenen Kräfte vergeudete. Aber wenn es heilige, für meine Zukunft theure Interessen gilt, dann werde ich Kraft haben zu kämpfen. Dieser Kampf wird vielleicht entsetzlich werden; aber Gott, welcher in meinem Herzen liegt, weiß, daß dieses Herz es nie zugeben wird, daß man es verkauft, mag es nun aus Hochmuth, oder wegen irgend eines weltlichen Vortheils geschehen. Ich wäre feig und verächtlich, würde ich je aus schwächlicher Empfindelei den Willen eines anderen Menschen als Gesetz für mich in einer so wichtigen Angelegenheit, wie die Wahl eines Gatten gelten lassen.

— Aber, meine geliebte Albertine, selbst wenn Dein Muth und Deine Standhaftigkeit es vermögen sollten, dem Willen Deiner Mutter beim Eingehen einer Ehe zu widerstehen, so würde es Dir doch nicht gelingen, ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit mir zu erhalten.

— Es ist wahr, daß ich diese Einwilligung nicht in diesem, nicht im nächsten und nicht im Jahre darauf erhalten werde; aber wir sind ja jung, wir können warten, und ich fühle, daß wenn ich nicht eher ihre Einwilligung erhalte, so wird es doch dann, wenn Du als ein ausgezeichneter und geschickter Arzt Dir allgemeine Achtung und einen hochgeehrten Namen gewonnen. Ja, und wenn ich auch auf diese

Einwilligung eine Reihe von Jahren warten müßte, so will ich, von der Hoffnung getröstet, daß ich einst, wenn auch spät, Deine Gattin werde, geduldig und treu ausharren.

— Aber wird die Zeit nicht Deine Gedanken zum Schwanken bringen und während eines langwierigen Kampfes Deinen Muth schwächen?

— Niemals . . . Den Richard, welchen ich im Alter von sechszehn Jahren liebte, werde ich bis in den Tod lieben. Die Zeit, vermag nicht eine Liebe wie die meinige zu vernichten. Nein, sie ist mit meinem Herzen verwachsen. Die Zeit kann meinen Wangen Jugend und Schönheit rauben, aber aus meinem Herzen kann sie nicht die Liebe zu meinem Richard verjagen.

— Und darf ich wohl ein solches Opfer annehmen, darf ich verlangen, daß Du aus Liebe zu mir Dich namenlosen Schmerzen und Qualen unterwerfest und daß die fröhlichen Tage Deiner Jugend unter einem vergeblichen Warten auf die Verwirklichung eines kindlichen Traumes von Glück und Wohlfahrt dahinschwinden sollen? Und endlich, falls Du, meine jetzt so schöne und üppige Rose, einst das Ziel, nach welchem Du strebst, erreichst, dann ist vielleicht die Fähigkeit Dein Glück zu genießen für immer in Dir erloschen.

Albertine legte ihre Hand auf seinen Arm, richtete ihre dunkeln Augen mit einem Ausdruck tiefen Ernstes auf ihn und antwortete:

— So lange Du mich liebst, gibt es keine Qual, die ich nicht mit Geduld ertragen werde, und keine Leiden werden im Stande sein, meine Gefühle zu

tödten, oder mir den Eindruck meines Glückes zu benehmen, wenn ich einst das Ziel meiner Hoffnungen erreiche und vor dem Altar dem Einzigen, den ich je geliebt, meine Hand reiche.

— Und ich wäre dieser erhabenen Liebe nicht werth, wenn ich je aufhören würde, Dich zu lieben.

Richard legte Albertinens Hand auf sein Herz und fügte hinzu:

— So lange dieses Herz schlägt, werden dessen Schläge Dir allein gehören; und wenn das Schicksal uns trennen sollte, wenn die Verläumdung Dich zwingen wollte, mir zu mißtrauen, so schwöre mir, in Deiner Seele nie dem Zweifel Raum zu lassen, sondern lasse den Glauben an mich Deiner Liebe zur Seite stehen und sie gegen die finstern Mächte des Argwohns beschützen; erinnere Dich vor Allem, daß ich Dich nie hintergehen werde!

— Das verspreche ich. Der Verlust des Glaubens an Dich würde der Todesstoß für meine Liebe sein. Ach Richard! Wenn Du wüßtest, wie hoch ich Dich in meinen Gedanken stelle, wie blind mein Vertrauen zu Dir ist!

Noch eine Weile setzten sie dieses zärtliche Gespräch fort, bis sie plötzlich durch einen Wagen, welcher in den Hof hineinfuhr, unterbrochen wurden.

— Meine Mutter! — rief Albertine und erhob sich heftig von der Bank.

Leb' wohl, meine Geliebte, — flüsterte Richard und entfernte sich, nachdem er noch einmal einen herzlichen Kuß auf die Hand des jungen Mädchens gedrückt.

Albertine, welche während der Unterredung die Zeit vergessen hatte, erinnerte sich mit Schrecken,

daß die Uhr möglicherweise die für ihre Promenade bestimmte Zeit überschritten habe. An der Gatterthüre begegnete sie der Mutter, welche mit glühenden Wangen und der Uhr in der Hand der Tochter entgegenkam.

— Ja so, Fräulein promenirt noch, obgleich die Uhr ein Viertel über zwei ist? Was soll das bedeuten? Ich glaube, man wagt meine Befehle zu übertreten und sich Freiheiten herauszunehmen, die ich keineswegs gesonnen bin zu dulden. So antworte doch, was bedeutet dieser Ungehorsam? Warum sitzest Du nicht am Instrument? Antworte, oder bist Du stumm?

— Beste Mutter, ich wußte nicht, daß die Uhr so viel sei, — erkühnte Albertine sich zu antworten.

— Wußtest Du nicht? Wo ist denn Deine Uhr?

— Ich vergaß sie auf meinem Zimmer.

— Gehe sofort hinauf und spiele.

Die Professorin machte eine befehlende Geberde, und Albertine eilte ins Haus. Die würdige Frau folgte ihr nicht in den Salon, sondern lenkte ihre Schritte in den oberen Stock, in welchem die besonderen Zimmer sich befanden. Als sie an der Thüre vorbeikam, die zu Albertine's Zimmer führte, hörte sie von dort den Klang einer fröhlichen, jugendlichen Stimme, welche folgende Worte sang:

„Und Mama that dasselbe,
Wenngleich auch nicht so eben.“

— Was soll das heißen, — rief Frau Sophie und wandte sich an eine ältere Mamsell, die lächelnd und demüthig ihr dicht auf den Fersen folgte:

— Es ist Mamsell Minna, die sich amüsirt, wenn Ihre Gnaden fort sind, — antwortete Martha mit einem Ausdruck tiefen Mißfallens.

— Ja so, sie braucht sich zu amüsiren? — Mehr sagte die Professorin nicht, aber nach dem starken Zusammenkneifen der Lippen zu schließen, schien sie ihrerseits aufgelegt zu sein, Mamsell Minna zu amüsiren. Sie drehte den Schlüssel zu Albertinens Kammerthüre um und diese sprang auf.

Da stand nun Minna vor dem Spiegel mit Albertinens neuem Hut und schöner Seidesammet-Mantille angethan, während sie die coquettesten Verbeugungen mit dem Kopf machte, ihr eigenes Bild anlachte und sang. Sie hatte nicht gehört, daß die Thüre geöffnet wurde, sondern schwenkte sich gerade um, um ihr recht einnehmendes Bild von der Seite zu betrachten, befand sich aber durch diese Schwenkung Angesicht zu Angesicht mit — Ihrer Gnaden.

Minna blieb mitten in der Pirouette stehen und verstummte. Sie glich einer Bildsäule, welche den personificirten Schrecken darstellt. Die Augen starrten mit Entsezen die gereizte Beherrscherin an, die in der Thüre stand.

Man muß zugeben, daß Minna allen Grund hatte, erschrocken auszusehen. Erstens wurde sie überrascht, wie sie mit den Kleidern des jungen Fräuleins angethan, sich damit beschäftigte, sich zu spiegeln, und dann — dann, welche entsetzliche Unordnung im ganzen Zimmer, die Ruhekissen lagen quer über den Fußboden, die Schemel waren von oben nach unten gekehrt, Stühle und Tische durch einander, nicht von der Toilette zu reden, auf welcher alle Gegen-

stände aufs schrecklichste durch einander geworfen waren.

— Ist's erlaubt zu wissen, was das für ein Leben ist, das sie hier führt! Ich glaube wahrhaftig, daß es die Kleider meiner Tochter sind, die sie anhat. Aber das muß ein Irrthum sein; eine solche Unverschämtheit ist von einem Domestiken in meinem Hause nicht denkbar.

Bei diesen Worten glühte eine hohe Röthe auf den Wangen des jungen Mädchens: sie warf der Professorin einen herausfordernden Blick zu und antwortete unerschrocken:

— Ich habe wirklich Albertinens Hut und Mantille an.

— Wer gibt ihr Erlaubniß, meine Tochter schlecht und recht Albertine zu nennen, — schrie die Professorin und trat dem jungen Mädchen einen Schritt näher.

— Das ist eine Gewohnheit, die ich von der Kindheit her beibehalten, — antwortete Minna trotzig und nahm den Hut und die Mantille ab. In demselben Augenblick fiel die Hand Ihrer Gnaden mit einem klatschenden Schall auf die Wange des jungen Mädchens und sie rief:

— Unverschämte, Du sollst gleich aus meinem Hause!

— Soll ich gleich einem Hunde weggejagt werden, — rief das arme Mädchen mit von Thränen und Aerger glänzenden Augen.

— Ja, Du bist ein undankbares Ding, mit schlechten Sitten und einem frechen Betragen. Ich habe aus Barmherzigkeit mich lange genug mit

Dir geplagt; jetzt mußt Du fort, und das augenblicklich. — Ihre Gnaden drehte sich um, um das Zimmer zu verlassen; aber Minna sprang ihr nach und ergriff ihre Hand; während ein Strom von Thränen über ihre Wangen stürzte, flehte sie:

— Verzeihen Sie mir. Stoßen Sie mich nicht in die Welt hinaus. Ich habe weder Eltern, noch Heimath oder Angehörige. Aus Barmherzigkeit, Eure Gnaden! verzeihen Sie mir mein schlechtes Betragen, ich bereue es bitter; ich verspreche, durch Fleiß und Demuth es wieder gut zu machen. Erlauben Sie bloß, daß ich hier bleibe, wo ich aufgewachsen bin.

Minna war fast in die Kniee gesunken; — aber die Professorin zog ihre Hand zurück und bemerkte mit Härte:

— Du sollst gleich ausziehen; aber um Dir zu zeigen, wie gut ich bin, so werde ich in einem anständigen Hause für Dich zahlen, bis Du einen Platz hast. Ich will nicht, daß man von mir sagen soll, daß ich Jemanden auf die Straße geworfen habe; aber aus meinem Hause mußt Du schon in einer Stunde. Du kannst bei Martha's Schwester wohnen, bis Du eine Stelle bekommst.

Minna verbarg ihr Gesicht in den Händen und und brach in ein heftiges Schluchzen aus. Ihre Gnaden that ein Paar Schritte gegen die Thüre; aber auf der Schwelle stand ein junger Mann von einem kraftvollen Aussehen und energisch unbeugsamen Zügen.

— Meine Mutter, — sagte der junge Mann, — verzeihen Sie Minna!

— Albert! gehe in Dein Zimmer und mische

Dich nicht in meine Angelegenheiten. Du weißt, daß ich das nicht dulde. Mein Haus und meine Leute regiere ich und Niemand sonst.

— Gehen Sie, Martha — sagte Albert in einem kurzen befehlenden Ton zu der alten Mamsell. Er trat hinein in Albertinens Zimmer, verschloß die Thüre und sagte dann in ruhigem Tone:

— Noch einmal, Mama, verzeihen Sie Minna; erinnern Sie sich, daß sie unser Haus unmöglich verlassen darf oder wird.

— Wird sie nicht, darf sie nicht? — schrie die Professorin. — Ja wohl! das wirst Du zu sehen bekommen.

Albert beugte sich zu der Mutter herab und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr. Die Professorin fuhr zusammen, als wenn sie Jemand mit einer Nadel gestochen, und starrte ihren Sohn eine Weile an; allein sie faßte sich sofort und sagte in einem kurzen, scharfen Ton zu Minna:

— Gehe sie hinunter in ihr Zimmer und bleibe sie dort, bis ich sie rufen lasse. Schicke sie Martha herauf.

Steif und gerade ging die Professorin aus dem Zimmer und in das ihrige.

— Dank! — flüsterte Minna und wollte Alberts Hand an ihre Lippen führen.

— Du hast nicht viel zu danken, liebe Minna; aber wenn Du um Deinen Platz hier so besorgt bist, so führe Dich weniger widerspenstig auf und zeige fernerhin mehr Unterwürfigkeit und Ehrfurcht gegen meine Mutter.

— Das verspreche ich, — stammelte Minna und

eilte auf die Treppe hinaus mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes in dem vor Kurzem so fröhlichen Gesicht.

---

Die Professorin von Krug war in dem kleinen Boudoir, das vor ihrem Schlafgemach lag, ins Sopha zurückgesunken und murmelte vor sich hin:

— Und ich, die ich jenes Geheimniß begraben zu haben wähnte. Ich, die ich glaubte, daß es mit ihr im Grabe schlafe. Wie hat er es erfahren?

Martha trat ein. Ihre Gnaden richtete ihre scharfen Augen mit einem durchbohrenden Ausdruck auf sie.

— Hör mal Martha, Du wirst wohl nicht schweigen können? — Du hast von der Todten mit meinem Sohn gesprochen? — Glaubst Du, Daß ich Dir Deine Schwatzsucht verzeihen werde, so täuschest Du Dich.

— Euer Gnaden, so gewiß wie ich hoffe selig zu werden, habe ich seit jenem Abend, wo Sie mich bei ihrem Sarge schwören ließen, nie den Namen der Todten über meine Lippen kommen lassen.

— Und doch weiß Albert, wessen Kind Minna ist.

— Kein Mensch hat es durch mich erfahren; darauf kann ich vor dem Altar einen Eid ablegen. — Eure Gnaden, welche mich schon seit Ihrer Mädchenzeit zur Dienerin gehabt, müßten die alte Martha kennen und wissen, daß sie schweigen kann.

— Gut, das ist brav! — Du weißt auch, daß

Du nur dann auf mich rechnen kannst, wenn Du treu und eifrig bist.

— Ja, das weiß ich. — Martha knixte und sah scheinheilig aus.

— Jetzt will ich herausharben, wie Albert jenes unglückliche Geheimniß erfahren hat. Du sollst mir das zu wissen verschaffen.

— Wie soll das zugehen?

— Denke darüber nach, wer mit dem Elenden, der des Mädchens Vater ist, in Berührung war und suche Dich der Namen des Gesindels jenes ganzen Geschlechts zu erinnern.

— Ich werde mein Möglichstes thun. Gibt es etwas Weiteres, was Eure Gnaden befehlen?

— Nein, schicke Minna herauf.

Sturzseen von Vorwürfen strömten aus den Lippen der so tief beleidigten Frau über die arme Minna, und erst nachdem sie das junge Mädchen gedemüthigt und reuevoll vor sich im Staube hatte kriechen sehen, that sie, als wenn sie sich bewegen ließ, sie im Hause zu behalten.

Beim Mittagstisch saß die Professorin gerade und steif auf ihrem Platz, und die Ermahnungen an den Mann wurden in einem schärferen und härteren Ton, als sonst gemacht. Die Lippen waren dünner und mehr zusammengepreßt, als sonst. Der Blick, den sie von Zeit zu Zeit auf den Sohn warf, schien bis in die Tiefe seiner Seele dringen zu wollen. Die Tafel war stiller und langweiliger als gewöhnlich.

Albertine hatte wegen der Unordnung in ihrem Zimmer und weil sie eine ganze Viertelstunde über

die bestimmte Zeit sich im Garten vergessen hatte, eine strenge Zurechtweisung erhalten.

Unser junger Districtsrichter hatte, als er die Mama anzureden wagte, eine scharfe und verletzende Antwort erhalten.

Endlich waren die vier Gerichte verzehrt, welche die Professorin als unumgänglich jeden Mittag und als nothwendig zur Aufrechthaltung ihrer Würde ansah, und man stand vom Tische auf.

Jeder begab sich nach dem Mittagessen auf sein Zimmer, um sich dort auf eigene Hand nach Belieben zu zerstreuen; die Herrscherin des Hauses nahm dagegen ihre gewöhnliche Mittagsruhe. Nachher versammelte man sich im Cabinet, um Kaffee zu trinken und eine Stunde zu conversiren. Nach der Conversation ging Albert gewöhnlich auf sein Zimmer, und Albertine musicirte eine Stunde. Nachher saßen Mutter und Tochter bei ihren Handarbeiten und warteten an solchen Tagen, welche dafür bestimmt waren, auf Besuche. Wenn der Thee servirt war, kam die Lectürestunde und endlich das Soupé, worauf eine halbe Stunde Conversation folgte; dann sagte man gute Nacht und Jeder begab sich wieder auf sein Zimmer. So ging ein Tag nach dem andern, ohne andere Unterbrechungen als diejenigen, an welchen die Einladungen stattfanden, und endlos lang waren diese Tage für die jungen Leute, besonders für Albertine, welche, gleich einem Sclaven an seine Kette, an der Mutter Seite festgenagelt war. — Aber kehren wir zu dem obengenannten Nachmittag zurück.

Die Frau Mama hatte sich auf ihre Zimmer

zurückgezogen. Albertine saß oben in dem ihrigen und war vertieft in das Lesen eines eben herausgekommenen Romans (Schmugglergut), den Albert ihr zu ihrer Zerstreuung verschafft. Sie hatte kaum das Buch geöffnet, als der Schlüssel leise umgedreht wurde und der Bruder hereintrat.

— Herr mein Gott! Albert, bist Du es — rief Albertine. — Denke Dir, wenn Mama Dich hier hat hineingehen gehört, so wird sie wieder böse. Zu dieser Tageszeit erlaubt sie uns ja nicht zusammen zu sein. Du solltest doch wissen, daß dies die Stunde für Einsamkeit und Betrachtungen ist.

Es war indessen Albertine unmöglich, sich eines Lächelns zu enthalten.

— Ich habe die Ehre, alles das zu wissen, meine liebe Albertine; aber das hindert mich nicht, heute das gegebene Gesetz zu übertreten, — sagte Albert und setzte sich lachend aufs Sopha der Schwester, — so viel mehr, als ich in der Conversationsstunde eine größere Bataille mit Mama zu liefern haben werde.

— Lieber Albert, heute nicht. Sie ist schon so aufgeregt und wo möglich unverträglicher als sonst. Hast Du etwas zu sagen, was ihren Ansichten widerstreitet, so verschiebe es.

— Nein, Schwesterchen, sie und ich sind schon heute zusammengestoßen, und es ist sehr gut, die Mine auf einmal springen zu lassen.

— Aber was willst Du ihr denn sagen? — fragte die Schwester und sah ängstlich aus.

— Nicht sehr viel, blos daß ich auf ein, zwei, drei Monate ins Ausland reise, und daß ich mir

nicht länger den Zwang auflegen will, so weit vom Hofgericht zu wohnen.

— Du verläßt mich also!

— Nein, niemals. Glaube mir, ich nütze Dir weit weniger, wenn ich mich stets zu einem Sclaven unter der Alleinherrschaft meiner Mutter mache, als wenn ich mich auf einen selbstständigen Fuß stelle und mich von einem Willen unabhängig mache, dessen drückendes Joch mein männlicher Sinn nicht vertragen kann. Uebrigens, Albertine, würde ich Dich nicht kennen, wenn ich glaubte, Du wärest ein schwaches Mädchen, das Beistand bedürfte, um den Muth nicht zu verlieren. Meine einzige Schwester, die Erziehung, welche ich Dir hinter dem Rücken der gnädigen Mama gegeben habe, und welche den Zweck hatte, Deine Seelenstärke zu entwickeln und Dich zu einem kräftigen, selbstständigen Weibe und nicht zu einem verzärtelten Wesen zu machen, das sein ganzes Leben hindurch einer Stütze bedarf — die Erziehung wäre dann ganz mißlungen. Nein, Du hattest Festigkeit des Charakters nöthig, um eines Tages gegen die Laune und Tyrannei einer harten und unbeugsamen Mutter kämpfen zu können.

— Darin hast Du recht gehabt, und ich halte mich für im Stande allein den Kampf zu bestehen, wie hart er auch werden mag; — aber unsere vortrefflichen Abendstunden, nachdem Mama zu Bett gegangen war, — wer soll mir die ersetzen, wenn Du fort bist. — Ach! Albert, sie waren die einzige Freude meiner freudeleeren Jugend.

— Albertine, jede Woche werde ich ein Paar Abende bei Dir zubringen. Laß nur jetzt von Dir sprechen.

— Ach, von mir ist nicht viel zu sagen, — seufzte Albertine.

— Ach doch! und das nicht so wenig.

— Hältst Du Deine Liebe zu Richard Bergström für eine beständige? — Bist Du ganz sicher, daß Dein Herz ihm ernstlich anhängt? — Der Bruder hatte ihre beiden Hände ergriffen und blickte der Schwester forschend in die Augen.

— Ja, so ernst, daß Niemand auf der Erde mich dazu bewegen kann, meinem Versprechen untreu zu werden.

— Gut, es gefällt mir, daß Du so sprichst: — aber hast Du alle Schwierigkeiten, welche sich Dir entgegen stellen werden, in Betracht gezogen?

— Ja, alle.

— Brav, Du bist wirklich von demselben Blute, wie ich; aber bedenke, daß Du nie die Einwilligung Mama's zu dieser Verbindung erhalten wirst, und Du denkst wohl nicht daran, Dich mit Richard zu verheirathen, ohne daß sie es zugibt?

— Nein, mein Bruder, aber ich fühle mich gewachsen, für meine Liebe zu kämpfen.

— Auch ohne Erfolg?

— Wer weiß, was die Zeit vermag? Ich bin ebenso stark in meinem Willen und ebenso unerschütterlich in meinem Vorsatze, wie meine Mutter.

— Das bezweifle ich nicht; aber während des Kampfes wird die Zeit vergehen und Du und Richard werdet alt werden.

— Albert, wir werden doch, und wenn auch an unseres Lebens Abend, vereinigt werden. Ja, ich finde etwas Erhabenes in diesen Verbindungen,

deren erstes Glied im Frühling des Lebens und deren letztes in dessen Herbst befestigt wird.

— Du bist ein sonderbares Mädchen, daß Du mit so vieler Ruhe über die Hindernisse reflectiren kannst, die sich Dir bei dem Streben nach der Erreichung Deines Lebensglückes entgegenstellen. — Deine Liebe muß von ächt nordischem Schlage sein.

— Ach, Du närrischer Albert, wie Du sprichst! Könntest Du die tiefe Kraft und Wärme meiner Liebe ermessen, wie ganz anders würdest Du dann nicht urtheilen.

— Und doch dieses unterwürfige Warten, diese lange Geduld!

— Nein, kein unterwürfiges Warten, keine ruhige Geduld habe ich versprochen; aber auch keinen fruchtlosen Streit. Nein, wenn der Augenblick, die Maske abzuwerfen, gekommen ist, dann werde ich es thun und siegen; denn ich habe durch die Ruhe und Geduld, womit ich die Unterdrückung ertragen, mir das Recht gekauft, selbst einen Gatten zu wählen. Und wenn ich auch zwanzig Jahre warten müßte, so werde ich doch nie die Frau eines Andern als Richards werden.

— Du sprichst wirklich wie meine Schülerin. Ich habe Ehre von Dir, mein Kind! Gebe Gott, daß Du, durch irgend einen gewaltsamen Druck auf die Fibern Deines Herzens, nicht einst gezwungen wirst, die Gränzen zu überschreiten, die Du Dir selber ziehst. Ich würde nie warten können.

— Du würdest also, ohne Dich darum zu kümmern, die Mama zu besiegen, gegen ihren Willen

diejenige zur Gattin nehmen, welche Dein Herz gewählt?

— Ja. — Albert fuhr mit der Hand über die Stirne. — Aber noch einmal: spreche nicht von mir! Kennst Du die Ursache, warum Mama dieses Jahr sich selbst zum Gast bei Onkel geladen?

— Nein, diese ihre Handlungsweise hat mich sehr gewundert, da sie seit der Heirath des Onkels vor sechs und zwanzig Jahren ihren Fuß nicht über seine Thürschwelle gesetzt hat.

— Weil er gering genug war, sich mit der Tochter eines Helfers zu verheirathen.

— Nun, nun, — scherzte Albertine, — Mamsell war ja eine Enkelin des Bauers Pehr Mattson, und Onkel ein Quickfelt, und dazu einer mit einem gräflichen Zweig an seinem Stammbaum.

— Ei, ei, Schwester Albertine; der Bergström'sche Name ist doch auch recht plebejisch und der Stammbaum nicht viel besser, als der von Tante Malin, denn der Vater Deines Auserkorenen ist — Gärtner.

Albertine fing herzlich an zu lachen und Albert fuhr fort:

— Unglückselige Sympathien für das Volk und dessen Kinder, und das gerade bei uns, welche eine so ultraaristokratische Erziehung erhalten haben.

— In allen despotischen Staaten erwacht der Aufruhrsgeist früher oder später. Die Unterdrückung ist ein ganz unrechter Weg, wenn man auf demselben die Unterdrückten von der Richtigkeit der Ansichten, die man ihnen mit Gewalt beibringen will, zu überzeugen sucht.

— Auch würde es mich gar nicht wundern, wenn ich, nur um meine liberalen Ansichten an den Tag zu legen, die doch wahrlich in geradem Widerspruch mit denjenigen sind, die ich, seit ich im Unterröckchen ging, habe predigen hören — mich eines schönen Tages mit Martha verheirathete.

— Aber ich erfuhr nicht, warum wir nach so vielen Jahren, uns jetzt mit der Abkunft der Tante Malin versöhnen sollen.

— Darum, meine Freundin, weil Baron Silfverkrona's Fideicommiß an das Gut des Onkels gränzt. Dabei ist der Baron täglicher Gast auf Rönby, mit Onkels Kindern aufgewachsen und ganz und gar für Tante eingenommen; und dieses Alles hat er, als er sich diesen Winter hier aufhielt, Mama mitgetheilt.

— Nu — un? — Albertine sah den Bruder an.

— Ich glaube, Du bist mehr als verzeihlich einfältig, meine liebe Schwester! Der Baron ist Junggeselle, das weißt Du ja.

— Zu gut, — antwortete Albertine erröthend.

— Dem Baron hat es beliebt, Fräulein von Krug in den Gesellschaften, in welchen er sie traf, mehr Aufmerksamkeit zu zeigen, als irgend einem anderen Mädchen. Vielleicht weißt Du ein wenig davon.

— Ganz unbedeutend.

— Und Mama würde unbeschreiblich gern ihre Fräulein Tochter mit einem Baron vermählt sehen, besonders da besagter Baron ungeheuer reich ist, ein stattliches Aeußere hat und dazu in naher Verwandtschaft zu den Grafen Stormhjelm und mehreren

anderen Zweigen des hohen Adels steht; welcher letztere in Mama's Augen ohne Zweifel sein größtes Verdienst ausmacht.

— Möglich; aber in dem Falle theile ich ihre Ansicht nicht.

— Hat auch ganz und gar nichts zu bedeuten. Man reist mit oder gegen seinen Willen nach Rönby, erstickt seinen Widerwillen gegen die plebejische Schwägerin und hofft die Tochter als Verlobte des reichen Barons heimzubringen. Man mußte nothwendig diese Reise machen, da der Baron auf dem Lande zu bleiben und diesen Winter nicht nach der Hauptstadt zu kommen beabsichtigt, so daß alle Aussichten, ihn zum Schwiegersohn zu bekommen, in Rauch aufgegangen wären, wenn man sich nicht dazu bequemte, seine Vorurtheile gegen Tante Malin zu opfern.

— Aber alles das beruht ja nur auf Illusionen, welche nie werden verwirklicht werden. Und was das entsetzlich lästig werden wird, da draußen; welche Scenen; wie . . . .

Die Thüre wurde aufgeworfen und die steife und drohende Gestalt der Professorin kam zum Vorschein. Sie trat herein, ging bis zur Mitte des Zimmers und bemerkte in kurzem und schneidenden Ton:

— Es scheint, als wenn man heute auf alle erdenkliche Weise meine Langmuth dadurch prüfen will, daß man alle meine Befehle mit Füßen tritt. Bin ich nicht mehr diejenige, welche Gesetze in meinem eigenen Hause festsetzt? — Sollen meine Kinder offen meinem Willen trotzen? — Wie geht es zu,

daß Du zu dieser Stunde hier bist? — fragte sie, sich an den Sohn wendend.

— Weil ich, Mama, eine Weile mit meiner Schwester zu sprechen wünschte.

— Aber Du weißt ja, daß ich es nicht leiden kann, daß man die Ordnung übertritt, die ich festgestellt habe, und was Du Deiner Schwester zu sagen hattest, war wohl nicht dringlicher, als daß Du es bis auf die Conversationsstunde verschieben konntest.

— Beste Mama, dort können wir nicht so ungenirt von Allem plaudern, was uns einfällt.

— Gerade solches ungenirtes Geplauder ist überflüssig, ja ganz und gar nicht am Platze; denn das gibt Anlaß zu eigenmächtigen Reflexionen, die in meinen Augen unpassend sind, und ich will in meinem Hause nichts von geheimen Gesprächen wissen, — verstehst Du?

Der Distriktsrichter verbeugte sich schweigend, aber über seine stolze Stirne flog eine leichte Röthe.

— Verlasse jetzt das Zimmer Deiner Schwester.

— Gleich! Ich wünschte mir nur eine Privatunterredung mit Mama von einer Stunde auszubitten.

— Während Albertine musicirt, hast Du Gelegenheit, mit mir zu sprechen. — Was ist das? — fügte die Professorin mit gerunzelten Brauen hinzu, indem sie ihre Augen auf das Buch fallen ließ, in welchem Albertine gelesen, als der Bruder zu ihr hereintrat.

— Einer von Walter Scotts Romanen, Mama. Ich habe ihr denselben zum Lesen gegeben, damit

sie etwas, was Bildung gleicht, erlangen möge, — antwortete Albert.

Die kleinen grauen Augen der Professorin erweiterten sich und sie warf den Kopf in der Absicht zurück, den Kecken, welcher sich diese unerhörte Anmaßung erlaubt, recht fest zu betrachten und mit ihrem Blick zu zermalmen.

— Du befaßt Dich also mit der Erziehung Deiner Schwester?

— Ein wenig; wenigstens soweit dieselbe die Hauptelemente der literarischen Bildung anbetrifft, welche bei Albertine im höchsten Grade vernachlässigt sind. Wir leben in einer Zeit, Mama, welche von den Frauen etwas mehr fordert, als daß sie stricken, zeichnen, sticken, spielen und sich nach den Regeln der Convenienz in der Gesellschaft zu benehmen verstehen. Man fordert, daß sie denkende Wesen sein, und von dem, was in der Welt geschehen ist und geschieht, Kenntniß haben sollen.

— Bist Du fertig?

— Ah, über den Gegenstand wäre noch ungeheuer viel zu sagen; aber so stehenden Fußes habe ich weiter nichts hinzuzufügen.

— Du hältst Dich also wirklich für besser im Stande, zu beurtheilen, was an Deiner Schwester Erziehung fehlt, als ich. — Du traust also mir kein Urtheil darüber zu, was sie nachzuholen hat und was nicht. — Du findest, daß Deine Mutter nicht genug klaren Verstand hat, um ohne Deine Anleitung ihre Tochter erziehen zu können, sintemal Du mit Ansichten auftrittst, die denjenigen, welchen ich huldige, schnurstracks entgegen sind, und Du beförderst auf

diese Weise, was ich verwerfe! Ich mißbillige alles Romanlesen, weil ich es für schädlich, verderblich und für unvereinbar mit den Forderungen der Sittlichkeit halte. Ich selbst habe nie einen Roman gelesen, und ich hoffe, daß Du mir deßhalb nicht die wahre Menschenwürde, welche mir Alle zuerkennen, absprechen wirst.

Die Professorin nahm das Buch, reichte es dem Sohne und fuhr fort:

— Nehme eine Lectüre zurück, welche Du Deiner Schwester gegen meinen Willen zum Lesen gegeben, und mische Dich nicht in das, was ich allein zu besorgen wünsche; denn dies könnte Dir möglicherweise weniger gut bekommen. — Was Dich anbetrifft, Albertine, so bleibst Du zur Strafe auf Deinem Zimmer. Du hast Dich heute dreimal gegen meine Anordnungen vergangen, und man ist nie zu alt, um wegen Ungehorsams gegen seine Mutter bestraft zu werden.

Die Professorin verließ das Zimmer zu gleicher Zeit mit Albert, welcher ihr in finsterer Stimmung folgte.

Mutter und Sohn tranken ihren Kaffee zu zwei, da die Professorin, wie gesagt, nie, außer beim Mittagstisch in der Familie sichtbar wurde.

Mit finsterer Stirne saß die Pofessorin auf dem Sopha und nippte von ihrem Kaffee. Albert leerte schweigend seine Tasse. Nachdem der Bediente sich mit dem Kaffeebrett entfernt, und Ihre Gnaden Befehl gegeben hatte, daß man dem Fräulein ihren Kaffee hinaufbringen solle, sah sie erst auf ihre Uhr und sagte dann zum Sohne:

— Was Du zu sagen hast, können wir ebenso gut jetzt verhandeln, wie einen anderen Unterhaltungsgegenstand wählen, weil wir ja doch diese Stunde unter vier Augen zubringen müssen.

— Wie Mama befehlen, — antwortete Albert und lehnte sich zurück in das Fauteuil. — Die Mittheilung betrifft bloß mich. Ich wünschte Mama zwei Beschlüsse, welche ich gefaßt habe, anzuvertrauen.

— Ja so, Du fassest erst Deine Beschlüsse und theilst sie mir nachher mit, ohne zu wissen, ob ich sie billige oder auch nur gesonnen bin, meine Einwilligung dazu zu geben.

— Insofern sie mich persönlich berühren, so glaube ich mit 28 Jahren ein Alter erreicht zu haben, in welchem ich so ziemlich selbst über meine Handlungen bestimmen kann. Als Mann brauche ich wohl nicht, gleich einem unmündigen Knaben, bei Allem, was ich unternehme um Erlaubniß zu fragen. Dieß sieht Mama mit ihrem klaren Verstand vollkommen wohl ein.

— Mein klarer Verstand sagt mir, daß man den Eltern, so lange sie leben, Gehorsam schuldig ist.

— Ja, in Allem, wo man durch Ungehorsam ihnen Mangel an Achtung zeigen würde; aber wenn die Eltern ihre Ansprüche auf Gehorsam sogar so weit treiben, daß sie aus Laune sich dem entgegenstemmen, was ihren mündigen Kindern nützlich sein könnte, dann, Mama, kommt es mir vor, daß man in meinem Alter ein wenig Recht hat, sich in seine eigenen Angelegenheiten zu mischen.

— So — o! Du willst damit andeuten, daß

ich nach Laune handle. Du bist wahrlich, mein Herr Sohn, der Erste, der es gewagt hat nur so Etwas von mir zu denken, geschweige denn zu äußern, von mir, der man allgemein das Zeugniß gibt, daß ich bei all' meinem Thun und Lassen nur den Verstand und die Klugheit walten lasse; aber es ist nicht das erstemal, daß Du gegen Deine Mutter mit einer empörenden Unverschämtheit auftrittst. Ich hatte trotzdem ein anderes Resultat von der ernsten und geregelten, von aller Schwäche entfernten Erziehung erwartet, welche ich Dir gegeben. Soll ich, welche Dich mit unermeßlicher Strenge geleitet habe, mich selbst behandeln sehen, als wäre ich eine unverständige und weichliche Mutter gewesen.

— Mama, — sagte der Distriktsrichter und erhob sich hastig, — erlauben Sie, daß Ihr Sohn das ausspricht, was er aus Liebe zur Mama und Albertine auseinandersetzen will, weil er Ihre Aufmerksamkeit auf die Fehler zu lenken wünscht, welche Mama dadurch begangen haben, daß Sie Ihre Kinder mit unerschütterlicher Strenge erzogen haben!

— Kein Wort weiter über diesen Gegenstand! — rief die Professorin und stand auf. — Ich bin nicht diejenige, welche geduldig stille sitzt, um sich von einem undankbaren und unverschämten Kinde Lektionen geben zu lassen. Hast Du mir nichts weiter zu sagen, so — da ist die Thüre! Glaube nicht, daß Du mir imponiren kannst; ich fühle zu wohl meine eigene Würde, um nicht zu finden, daß es Dir zukäme, zu meinen Füßen zu liegen und mich

um Verzeihung zu bitten, daß Du schon bei der Wahl Deines Berufs meinem Willen zu trotzen wagtest. Dieß habe ich nicht vergessen und werde es nie vergessen.... Was willst Du mir mittheilen? Sage es und lasse **Alles** aus, was nicht zur Sache selbst gehört! Verschone mich mit allen Deinen Bemerkungen; denn ich erkläre Dir streng und bestimmt: ich will keine solche hören.

— Warum durch eine solche Strenge alles Vertrauen verbannen? — rief Albert.

— Verstehst Du nicht, was ich eben sagte, als ich Dir befahl, nur von dem zu reden, was Dich persönlich betrifft, und von nichts Anderem. Ich befehle Dir jetzt, ganz zu schweigen, falls Du nichts Anderes vorzubringen hast, als pathetische Ausrufe über meine Strenge.

— Mag es sein, wie Mama befehlen, — antwortete der Distriktsrichter, dessen Gesicht jetzt ein ebenso kaltes und hartes Gepräge wie das seiner Mutter angenommen hatte.

Ich habe beschlossen, eine Reise nach dem Auslande zu machen und trete dieselbe schon Donnerstag an.

Die Professorin setzte sich mit zusammengepreßten Lippen und gerunzelten Brauen nieder in's Sopha, ohne ein Wort weiter zu sagen.

— Ich werde wahrscheinlich zwei oder drei Monate fortbleiben; welches von beiden, habe ich nicht so genau bestimmt; aber ich habe mir bis zum Herbst eine kleine Junggesellenwohnung am Ritterhausmarkt gemiethet, und ich wünsche, daß mein Bedienter während dieser Zeit meine Meubeln und

Bücher, die sich jetzt in meinem Zimmer hier zu Hause befinden, so wie auch die neuen, welche ich gekauft, dorthin brächte, so daß ich bei meiner Rückkehr nach Schweden meine Wohnung in Ordnung finde. Ich kann unmöglich fortfahren hier, so weit vom Hofgerichte, zu wohnen.

— Du ziehst also ganz einfach fort von Deinen Eltern, miethest Dir eine Wohnung, kaufst Dir Meubeln 2c., alles, ohne mich um Rath zu fragen, ohne zu wissen, ob ich alle diese Deine Maßregeln und Schritte erlauben werde.

— Erlauben, Mama! — Albert blickte die Mutter mit einem Ausdruck der Unbeugsamkeit in jedem Zuge an, welcher sich in dem ihrigen treulich wiederspiegelte. — Ich glaubte schon beim Beginn unserer Unterredung deutlich genug erklärt zu haben, daß ich jetzt ein Mann und kein Kind bin.

— Mit anderen Worten, Du meinst, ich hätte kein Recht mehr, mich in Deine Handlungen zu mischen, oder daß Du verpflichtet wärest, Dich meinem Willen zu unterwerfen; eine etwas zu kalte Erklärung, mein Sohn.

— Wie so? Einmal muß man doch wohl das Gängelband von sich werfen und versuchen auf eigene Hand zu gehen. Wahrlich, ich finde nicht, daß es zu früh ist, wenn ein Mensch sich dem dreißigsten Jahre nähert.

— Aber ich wünsche zu wissen, wer die Kosten für das neue Meublement, für die Reise in's Ausland und für Deinen Haushalt bestreiten soll?

— Ich selbst, meine Mutter.

— Und womit? Rechne nicht darauf, daß die

jährliche Zulage, welche Du jetzt auf dem Comptoir des Großhändlers Eckström zu erheben hast, fortdauern wird, nachdem Du durch ein solches trotziges Benehmen Dir meinen Zorn zugezogen hast. Entziehst Du Dich meiner Aufsicht und meinem Einflusse, so mußt Du es mir zu gute halten, daß ich jene Unterstützung einstelle.

— Das steht meiner Mutter frei, denn meine Einnahmen im Hofgericht sind jetzt so groß, daß ich in ökonomischer Beziehung ganz unbesorgt sein kann; — etwas, das ich nie geworden, falls es Mama gelungen wäre, mich zum Militär zu machen.

— Und Deine Einnahmen reichen auch zur Reise in's Ausland? — Oder vielleicht hast Du, gleich anderen verworfenen jungen Männern, auf die Aussicht auf die Erbschaft nach Deinen Eltern hin, eine Anleihe gemacht? Aber ich bitte Dich, rechne nicht gar zu sicher darauf; denn Du weißt noch nicht, was ich, in meinem rechtmäßigen Aerger, mich veranlaßt finden könnte zu thun.

Der Sohn erhob stolz seinen schönen Kopf und heftete seine dunkeln Augen mit einem fast mehr als ernsten Ausdruck auf die Mutter:

— Albert von Krug braucht nicht zu leihen, so lange sein Vater lebt, und selbst wenn er keinen Vater besäße, sondern ein junger Mann ohne Vermögen wäre, so ist er zu stolz dazu auf Credit zu leben. Nein, er würde dann so lange zu Hause bleiben, bis es ihm durch seine Arbeit und seinen Fleiß gelungen, eine Summe zusammenzusparen, die groß genug wäre, um dafür in's Ausland zu reisen. — Jetzt habe ich nicht nöthig gehabt, mich

überanzustrengen, sondern ich habe von meinem Vater eine Anweisung auf 2000 Reichsthaler Banko zu diesem Zweck erhalten.

— Von Deinem Vater! — mehr schrie als rief die Professorin und sprang auf. — Von Deinem Vater! Hat Dein Vater Dir ohne mich eine Anweisung geben können? — Hast Du, ohne meine Erlaubniß, ohne mir vorher davon zu sagen, es gewagt Dich an ihn zu wenden? — An ihn, den man nicht für recht klug halten kann. — Begreifst Du den ganzen Schimpf, den Du mir dadurch angethan hast? Ich erkläre, daß Du nicht das Recht hast, dieses Geld zu erheben, daß die Anweisung ungültig ist, weil ein Blödsinniger sie ausgestellt hat und dazu von Dir vermocht worden ist.

— Halt, Mama! Die Anweisung ist ebenso gesetzlich wie diejenigen, auf welche Mama Geld erhoben, und mein Vater steht mir wohl ebenso nahe wie meine Mutter, sollte ich glauben. Daß ich mich in solchen Fällen an ihn wende, ist natürlicher, als an Mama. — „Ein Blödsinniger," sagt Mama. Gegen den Sohn sollte man nicht solche Worte über den Vater gebrauchen, dessen einziger Fehler in seiner Gelehrsamkeit besteht.

— Gehe! — Ich habe genug gehört! — brach die Professorin, aschgrau vor Zorn, aus.

— Meine Mutter!

— Gehe, oder ich lasse Dich durch meine Dienerschaft ausweisen. Noch bin ich es, die befiehlt.

Nachdem Albert seine Mutter verlassen, saß sie lange den Kopf auf die Hand gestützt. Sie biß die Lippen fester und fester zusammen, gleichsam als wollte sie den Zorn, der in ihr kochte, zurückhalten.

Endlich stand sie auf, näherte sich der Thüre und murmelte:

— Ja, das ist gerade ein herrlicher Anfang, aber ich werde dem zuvorkommen, daß man sich auf eine solche Weise direkt an von Krug wendet, um meine Macht gänzlich zu vernichten und mich zu einer Nebenperson in meinem eigenen Hause zu machen. Bin ich wohl dazu geschaffen, eine untergeordnete Rolle zu spielen oder mich von Mann und Kindern hudeln zu lassen? Nein! — ich habe dem jungen Herrn zu freie Zügel gelassen; mag er jetzt von dieser meiner Unachtsamkeit Gebrauch machen, aber ich werde ihm zeigen, daß er sich einst vor seiner Mutter im Staube beugen muß, so sehr er sich auch für Mann hält.

Die Professorin war während dieses Monologs die Treppe hinauf und in das vordere Zimmer ihres Mannes gegangen. Dieses war eigentlich eine große Bibliothek von der Decke bis zum Fußboden mit Bücherschränken bedeckt. Ein kleiner Sopha auf Rollen stand mitten auf dem Boden; vor demselben ein großer runder Tisch, und um diesen ein halb Dutzend Fauteuils. Hier empfing der Professor seine gelehrten Freunde und in diesem Zimmer hatte der einsam und in seine Forschungen vertiefte Mann seine angenehmsten Augenblicke gehabt, wenn er sich mit Männern unterhielt, welche sich für das interessirten, was der Gegenstand aller seiner Gedanken

und einsamen Träume war. In solchen Augenblicken war er kein verworrener, zerstreuter Thor, wofür ihn seine Frau hielt, sondern ein Mann mit Geist, von dessen Lippen Beredtsamkeit und Gelehrsamkeit flossen. Dann leuchteten die tief eingesunkenen, hellblauen Augen von Intelligenz und Leben und auf der breiten Stirn thronte das Genie.

Der Professor war, wie der Leser bereits gehört, von Fach Astronom; aber sein Durst nach Kenntnissen, seine Leidenschaft für wissenschaftliche Beschäftigungen hatten es bewirkt, daß er es für seine Lernbegierde zu beschränkt fand bei einem einzigen Zweig der Wissenschaften stehen zu bleiben. Er hatte deßhalb mit Eifer Logik, Philosophie u. s. w. studirt. — Je mehr er sich in eine Wissenschaft nach der andern vertiefte, je fremder wurde die Welt um ihn, so daß er oft gänzlich vergaß, daß er Familie habe, und seine Gedanken sich nur dann mit Frau und Kindern beschäftigten, wenn sie ihn an sich erinnerten und ihn aus der Welt erweckten, in welcher seine Seele zu leben liebte.

Wenn der Professor eine Frau bekommen, welche Achtung vor seinen Kenntnissen gehegt und sich ihm mit Liebe genähert hatte, dann würde er sich ohne Zweifel nicht so vollkommen von seiner Umgebung isolirt haben; das Herz würde auch seine Stimme erhoben haben und häusliches Glück hätte gewiß die Luft kalter Gelehrsamkeit erwärmt, welche jetzt alle zärtlichen Gefühle aus seiner Brust verdrängt hatte; aber wie wir wissen, hatte das Schicksal Professor von Krug das nicht beschieden. — Statt dessen war ihm eine Gattin zu Theil geworden, welche neben

ihrem kalten, harten und eigensüchtigen Charakter, ohne allen Begriff von dem Werthe von Kenntnissen und selbst zu roh und ungebildet war, um einsehen zu können, worin die Ueberlegenheit des Mannes bestehe. Außerdem erlaubten es ihr Hochmuth nnd Eigenliebe nicht, daß irgend ein lebendes Wesen reicher an Geist begabt sein könne, als sie selbst. Sie betrachtete den Mann als einen Narren, einen Simpel, einen Thor, dem alle gesunde Vernunft abging und der wie ein Kind behandelt werden müsse.

Im Anfang ihrer Ehe hatte der Professor seine Zimmer gemeinschaftlich mit seiner Frau gehabt, und damals war der zweite Stock vermiethet; aber das konnte Frau Sophie nicht aushalten. Sie fing an unter allem diesem „Plunder" zu ersticken und ließ ein Zimmer ihres Mannes auf eine so unbarmherzige Weise aufräumen und abstäuben, daß der arme Mann verzweifelt wurde. Wenn man dazu nimmt, daß man ihn nie in Ruhe ließ, sondern daß die Frau ihn auf eine wenig feine Weise merken ließ, was ihr mißfiel, so wird man begreifen, daß der friedliebende Mann mit wirklicher Freude auf den Vorschlag einging, in ein Paar große Zimmer im oberen Stock hinaufzuziehen. Als er dort eingegezogen war, behielt sich der Professor vor, daß kein Domestik außer seinem alten Diener Hans einen Fuß über seine Schwelle setzen, und daß seine Frau sich nie damit befassen dürfe in seiner Wohnung zu ordnen oder aufzuräumen. Dieß wurde bewilligt; denn Ihre Gnaden hatte jetzt die übrigen zwölf Zimmer des Hauses zu ihrer Disposition und nebenbei eine unbegränzte Macht, es nach Belieben zu regieren.

Aber kehren wir zur Professorin, die wir im vorderen Zimmer des Mannes verließen, zurück.

Wenn Frau Sophie sich dort befand, blickte sie immer mit einer Miene der Verachtung um sich; denn das Zimmer mit den gelehrten und theuren Tapeten von unsterblichen Werken kam ihr vor als die schrecklichste Rumpelkammer in der Welt. Jetzt erblickte sie ihren Mann, welcher auf einer Bücherleiter stand, um ein Buch in einem Schranke zu suchen. Der Professor hatte sie nicht eintreten hören, sondern fuhr fort laut zu denken, eine Gewohnheit die er in der Einsamkeit angenommen hatte.

— Es ist großer Schaden um den Bencke, einen Burschen von wirklichem Genie und doch so eigensinnig festhaltend an seinen irrigen Meinungen.

Hm, hm, wo ist die fünfte Auflage? Ah! da ist sie. Aber wo mag Aristoteles' Organon sein? Aristoteles! — wunderbar, daß man seit seiner Zeit nichts hat hervorbringen können, das sich . . . .

— Von Krug, — klang es scharf und schneidend hinter dem Professor, welcher bei diesem Zuruf beinahe rücklings von der Treppe gefallen wäre, wenn er nicht die Schrankecke erfaßt und Bencke und Aristoteles zu Boden hätte fallen lassen.

Letzterer protestirte aber offenbar dagegen, auf eine solche Weise von seinem hohen Platze heruntergeschleudert zu werden, denn er machte verdrießlich einen Satz von der obersten Stufe der Treppe pardautz auf die Nase der Frau Sophie, die nicht aus einem ebenso gefühllosen Stoff bestand wie das Buch, sondern bei der Berührung mit dem größten Philosophen Griechenlands zu bluten begann. Die

würdige Frau selbst sank schreiend auf einen Stuhl, während ein ganzer Platzregen von Vorwürfen und Zurechtweisungen auf den Mann herabstürzte wegen seines höchst unschicklichen Benehmens, den durch seinen Pergamentsband so schweren Philosophen ihr ins Gesicht zu schleudern. Daß solch' häßlicher Plunder, welches werth wäre, ins Feuer geworfen zu werden, Ihrer Gnaden eine geschwollene Nase zuziehen sollte, das war mehr, als sie zu ertragen vermochte. Dieser Tag war für Frau Sophie wirklich ein Tycho-Brahes-Tag.

Während all' dieses Unwesens murmelte der Professor ganz stille für sich:

— Die Weiber, die Weiber, die sind bloß dazu bestimmt, uns Männer zu plagen.

Martha, welche indessen hereingekommen war, badete die Nase Ihrer Gnaden mit kaltem Wasser, und der Professor ging hinein in das innere Zimmer mit Aristoteles' Organon; dort setzte er sich an seinen Arbeitstisch und vergaß ganz und gar seine zärtliche Ehehälfte und ihre mißhandelte Nase. Sie gehörte indessen nicht zu denen, welche die Leute vergessen lassen, daß sie existiren. Deshalb, als die Nase gehörig eingehüllt und einigermaßen wieder hergestellt war, erhob sich die Professorin und ging hinein zu ihrem Manne, um ihn noch eine Weile weiter mit ihrer Anwesenheit zu beglücken.

— Ah so, Du setzest dich ganz kaltblütig hin und liest, als wenn gar nichts passirt wäre, während Du doch nahe daran gewesen bist, Deine Frau todtzuschlagen; und das thust Du, ohne dich mit einem Worte nach meiner Gesundheit zu erkundigen,

oder wie ich mich nach dem unglücklichen Ereignisse befinde. Lieber von Krug, ich muß Dir sagen, daß Du gleichgültiger bist, als man aushalten kann. Was würden die Leute sagen, wenn sie Zeugen Deines Benehmens wären? Du bist ein wahrhaftiger Prüfstein für das Weib, welches das Unglück hatte, Deine Frau zu werden.

— Meine süße Freundin, Du kommst mir ganz frisch und gesund vor, — antwortete der Professor seufzend, weil er gestört worden war.

— Nennst Du das gesund, daß ich eine geschwollene Nase habe?

— Meine Süße, Deiner Nase fehlt ja nichts.

Frau Sophie zuckte verächtlich mit den Schultern, wodurch sie andeuten wollte, wie zwecklos es sei, sich weiter mit einem Thoren zu zanken. Hierauf setzte sie sich auf einen Stuhl dem Manne gegenüber, welcher bei diesem Anblick einen noch tieferen Seufzer that; er ahnte, daß ihm etwas der Tortur, im geistigen Sinne, Aehnliches bevorstände, und daß er vielleicht eine ganze Stnnde nicht zu seinem lieben Aristoteles sollte zurückkehren können.

— Du begreifst wohl, daß ich Dir Etwas zu sagen habe, wenn ich mich in diese Rumpelkammer hineinwage.

— Ja so, ja ha. — Der Professor hatte sich in den Stuhl zurückgelehnt und war weit weg mit seinen Gedanken.

— Ich komme, um Dich wegen des gemeinen Complotts, das Du mit Albert gegen mich geschmiedet hast, zur Rechenschaft zu ziehen.

— Albert, Albert — murmelte der Professor in sichtbarer Anstrengung, um herauszufinden, von wem seine Frau spreche.

— Unser Sohn! Willst Du so gut sein, auf das, was ich sage, mit Aufmerksamkeit zu hören! — rief Frau Sophie ungeduldig.

— Ja, meine süße Freundin! . . . Albert! Jetzt fällt es mir ein, ein ganz interessanter junger Mann, mit nicht unbedeutenden Kenntnissen in der Logik. Es machte mir ein Vergnügen, mit ihm zu sprechen. Er, wie ich, verwarf ganz Kant's System.

— Willst Du so gut sein, zu schweigen! Ich will von Kant und dergleichen Simpeln, wie Du, nichts hören. Ich bin hierher gekommen, um Dich zu fragen, wie Du es wagen kannst, ihm eine Anweisung auf Geld zu geben, ohne mich erst davon zu unterrichten und meine Einwilligung einzuholen.

Der Professor schob die Brille hinauf und betrachtete seine Frau mit einem Ausdruck der größten Verwunderung.

— Meine Süße, er bedarf Geld für seine Reise ins Ausland, und so war es wohl natürlich, daß ich ihn damit versah. Man kann nicht ohne Geld reisen.

— Aber ich habe zu jener Reise nie meine Erlaubniß gegeben.

— Hast Du nicht?

— Nein, und jetzt hast Du in Deiner Einfalt ihm Mittel gegeben, wider meinen Willen zu reisen. Begreifst Du, daß Du eine große Dummheit begangen, daß ich allen Grund habe, aufgebracht zu sein, weil Du und das Kind Euch unterstanden habt, auf

eigene Faust zu handeln, ohne mich nur um Rath zu fragen? Wie soll es wohl gehen, wenn eine solche Unordnung zur Gewohnheit wird? Ich sage Dir, von Krug, daß, wenn Du noch einmal so eigenmächtig handelst, oder Dir irgend eine Einmischung in das Familienleben erlaubst, so lege ich gleich Feuer in Deine Rumpelkammer und verbrenne all' Deinen Plunder. Ich möchte fragen: Bin ich die Mutter der Kinder, oder nicht?

— Ich habe Grund, zu vermuthen, daß Du es bist, meine Süße — keuchte der Professor und krümmte sich wie ein Wurm in einem Ameisenhaufen.

— Ja so, Du meinst, ich wäre die Mutter Deiner Kinder!

— Ich habe nie diese Angabe bezweifelt.

— Angabe! — schrie Frau Sophie wie toll. — Angabe! Weißt Du, von Krug, daß, wenn ich nicht so viel Selbstbeherrschung besäße, wie ich wirklich besitze, Du mich zu Tode ärgern würdest. Willst Du nun einmal für allemal des unbestrittenen Verhältnisses eingedenk sein, daß, da ich die Mutter der Kinder bin, weder Du, noch eines von ihnen das Recht hat, einen einzigen Schritt zu thun, ohne erst meine Ansicht eingeholt zu haben. Ich bin diejenige, welche am besten zu beurtheilen weiß, was Recht und Unrecht ist, was geschehen oder nicht geschehen darf. Jetzt ist es mein Wille, daß Du unsern Sohn heraufrufst, die Geldanweisung zurücknimmst und ihm verbietest, die beabsichtigte Reise ins Ausland zu unternehmen. Hast Du mich verstanden?

— Meine süße Freundin, das wäre eine Hand-

lung, welche dem allereinfachsten Rechtsprincip widerstreiten würde.

— Rechtsprincip! Was weißt Du davon? Wenn ich sage, daß Du unrecht gehandelt hast, dann hast Du nichts zu thun, als Deinen begangenen Fehler wieder gut zu machen.

— Aber siehst Du, meine Süße, Dein Raisonnement ist nicht ganz logisch, es .....

Hör 'mal, von Krug, hast Du meinen Willen gehört?

— Ja.

— Nun wohl, dann richte Dich darnach! Ich will nicht, daß Albert dieses Jahr reist. Mein Plan ist, nächsten Frühling in Gesellschaft mit Stormhjelms, welche, wie ich höre, dann ins Ausland reisen werden, einen Ausflug nach dem Continent zu machen, und dann brauche ich Albert als Begleiter. Deshalb nimmst Du jetzt die Anweisung zurück, welche Du ihm gegeben hast!

— Nein! — antwortete der Professor ziemlich bestimmt. — Er hat sie bekommen, und was einmal gegeben ist, kann nicht wieder zurückgenommen werden. Lasse ihn darum dieses Jahr zu seinem Nutzen, im nächsten Jahre zu Deinem und seinem Vergnügen reisen! Und jetzt, meine süße Freundin, würdest Du mich sehr verbinden, wenn Du mich verließest, da ich gerade, als Du mich störtest, mit einer sehr wichtigen Analyse beschäftigt war.

— Ja so, man weist mir die Thüre, aber sei versichert, daß ich mich nicht entferne, bevor Du thust, wie i ch will. Bin ich in eine Null verwandelt, soll man Vollmachten ausstellen können, ohne erst mich

um Rath zu fragen? Willst Du so gut sein, sofort nach meinem Sohn zu schicken, willst Du die Anweisung zurücknehmen, willst Du es unterlassen, Dich noch einmal mit Geld zu befassen — oder soll ich Dich bei Tag und Nacht verfolgen, daß Du keinen Augenblick Ruhe bekommst? Willst Du Albert hierher rufen und thun, was ich sage; denn eher gehe ich nicht fort.

Jetzt war es mit dem Heldenmuth des Professors ganz aus. Mit Zittern und Beben dachte er daran, auf eine solche Weise von seiner lieben Ehehälfte verfolgt zu werden, daß er sich nie in Ruhe seinem Studium überlassen und sich nie ungestört in seine gelehrten Forschungen vertiefen könnte. Der Professor war beim Gedanken an dieses unglückliche Schicksal nahe daran, durch's Fenster hinauszuspringen, und er würde sich sicherlich lieber jedwedem Elende, als einer solchen ihm drohenden Verfolgung unterworfen haben. Er seufzte und stammelte:

— Schicke den jungen Mann herauf.

In demselben Augenblick öffnete Martha die Thüre und meldete:

— Baron Silfverkrona sucht Eure Gnaden.

Die Professorin stand rasch auf und bemerkte scharf und bestimmt:

— Ich rechne darauf, daß man mir gehorcht.

Damit ging sie von dannen und nahm ihre steifste und imposanteste Haltung an, um den Baron zu empfangen; aber sie vergaß doch nicht, Martha zu sagen:

— Sage dem Districtsrichter, daß der Professor ihn sprechen will.

Während die würdige Frau die Treppe hinunterstieg, beschäftigte sie folgender Gedanke:

— Ich hoffe, dies wird für den jungen Herrn eine Warnung werden, nicht auf den Vater zu rechnen, wenn er den Ansichten seiner Mutter entgegenhandelt. Das wird ihm zeigen, daß der Vater ohne mich nichts bedeutet. Das war eine That, die ich mir selbst und meiner Würde als Mutter schuldig war. Von Krug wird, nachdem ich auf eine so deutliche Weise meinen Willen ausgesprochen, es gewiß nicht ferner wagen, irgend einen Schritt zu thun, bevor er sich vergewissert hat, ob ich ihn billige, oder nicht. So habe ich denn in Gottes Namen mir wieder die Macht zurückgenommen, der man mich berauben zu können glaubte, und ich bin jetzt im Stande, die Bahn zu bezeichnen, welche Albert wandern muß, um zum Glück und Ansehen zu gelangen.

Jetzt trat Frau Sophie, in jeder Beziehung mit sich selber zufrieden, in den Salon, wo ein junger Mann von gleichgültigem, nichtssagendem Aussehen in einen Lehnsessel zurückgesunken war. Er war mit Sorgfalt angezogen, und die fein gebogene Nase, der helle Schnurrbart, die blendendweißen Zähne, die kleinen Hände und die nachlässige Haltung gaben seinem Aeußeren etwas Aristokratisches, was indessen verschwand, wenn er seine hellblauen matten Augen auf Denjenigen richtete, der ihn anredete. Als die Professorin eintrat, erhob er sich sofort, ging auf sie zu und bemerkte in einem schleppenden, lispelnden Tone:

— Vielleicht störe ich Eure Gnaden?

— Gewiß nicht, Herr Baron, — antwortete Frau

Sophie, über deren kaltes, scharfes Gesicht sich jetzt ein Lächeln der Befriedigung verbreitet hatte. Die Züge bekamen durch dieses Lächeln eine auffallende Aehnlichkeit mit einem hart gefrorenen Felde, auf welches die Sonne einen bleichen Strahl wirft, ohne jedoch im Stande zu sein, die knollige und gefrorene Erde zu erweichen.

Wir halten es für ganz überflüssig, das Gespräch des Barons und der Professorin zu wiederholen. Ersterer kam, um zu erfahren, wann die Damen die Reise nach Rönby zu unternehmen gedächten, da er wünschte, das Glück zu haben, ihnen Gesellschaft zu leisten und seine Reise ganz und gar nach der ihrigen einzurichten beabsichtigte.

Natürlich setzte die Professorin ihn davon in Kenntniß, daß sie beschlossen habe, nächsten Freitag mit Gustav Wasa nach Westeraes zu reisen. Am Samstag wollte der Major Quickfelt ihnen Pferde entgegenschicken.

Während der Baron und die Professorin ihren Reiseplan verabreden, wollen wir nachsehen, was sich ferner beim Professor zutrug.

---

Martha hatte auf Befehl Ihrer Gnaden den Distriktsrichter davon in Kenntniß gesezt, daß der Professor ihn zu sprechen wünsche. Als diese Nachricht ihm gebracht wurde, lag Robert in Schlafrock und Pantoffeln auf dem Sopha ausgestreckt und beschäftigte sich mit Lesen. Er stand auf und ging,

als er sich angezogen hatte, hinauf zum Vater, wobei er dachte:

— Wollen mal sehen, ob nicht meine Mutter oben gewesen und meinen Vater veranlaßt hat, sich in meine Angelegenheiten zu mischen; aber ich bin kein Knabe mehr, und das wird sie zum Schluß doch wohl einsehen, so schwierig es ihr vorkommen mag.

Albert fand den Vater mit dem Kopf über den Tisch gebeugt sitzend, während er eifrigst damit beschäftigt war, in Aristoteles' Organon zu blättern und Notizen daraus zu machen.

— Papa hat mich rufen lassen, — sagte Albert.

— Seien Sie so gut und setzen Sie sich; ich werde gleich die Ehre haben, — murmelte der Professor, ohne die Augen von seiner Arbeit zu erheben.

Albert setzte sich, nahm ein Buch, das auf dem Tische lag, und blätterte darin. Eine lange Zeit verging, und es schien klar, daß der Professor es gänzlich vergessen hatte, daß Jemand außer ihm sich im Zimmer befände. Der Sohn gab sich gute Ruhe. Eine halbe Stunde verlief. Schließlich machte er das Buch zu, rückte ein wenig mit dem Stuhl und hustete, aber ohne daß diese Töne den Vater im Geringsten zu stören schienen.

— Vielleicht hat Vater jetzt nicht Zeit, mit mir zu sprechen, — bemerkte zuletzt Albert, nachdem er vergebens alle möglichen Versuche gemacht, die Aufmerksamkeit desselben auf sich zu lenken.

In demselben Augenblick legte der Professor die Feder von sich, schob die Brille hinauf und richtete seine Blicke auf den Sohn. Der Anblick von dessen Gesicht schien ihn in die wirkliche Welt zurückzurufen,

ohne daß er sich indessen völlig erinnerte, was er Albert zu sagen habe.

— Ja so, ja ha, Du bist es. Wolltest Du etwas; ich glaube, Du wünschtest Geld oder wie?

— Nein, Papa hat mich rufen lassen, — antwortete Albert lächelnd.

— Habe ich? Ich kann mich dessen nicht erinnern.

— Mama ließ melden, daß ich mich bei Papa einfinden solle, — hob Albert wieder an, um dem Gedächtnisse des Vaters zu Hülfe zu kommen; denn er sah vollkommen ein, daß die ganze Unterredung mit dem Vater von der Mutter angestellt sei.

— Mama, jaha, ganz richtig, Deine Mutter, — stammelte der Professor und machte eine Anstrengung, um sich von den gelehrten Grübeleien loszureißen und wieder zu dem zu gelangen, was sich wirklich zugetragen.

— Ich glaube, daß sie sich über Dich zu beklagen hatte. Warte einen Augenblick, jetzt fällt's mir ein! — Der Professor rieb sich die Stirne und blickte bekümmert auf, denn er erinnerte sich jetzt klar der Drohung seiner Gattin. Darauf sann er eine Weile nach, lächelte dann ein wenig und nickte Albert zu:

— Sie wollte nicht, daß Du jene Anweisung behalten solltest; aber ich sehe nicht ein, warum Du sie wieder zurückgeben solltest. Du hast sie ja erhalten. Ergo ist sie die Deinige; und da sie nun die Deinige ist, so wäre es ganz unlogisch, wenn ich Dir das nehmen wollte, was Dir rechtlich gehört. Deine Mutter wird nie logisch beweisen können, daß sie mit ihrer Behauptung Recht hat, daß es Dir

nicht erlaubt werden darf, das zu behalten, was Du einmal erhalten hast.

— Mama will also, daß ich die Anweisung zurückgebe?

— Ja, so ungefähr lautete es.

— Nu — un, was hat Papa beschlossen?

— Jaha, jaha, wie war es nun wieder? Warte einen Augenblick, laß mal sehen! Ja, sie würde mich nicht in Ruhe lassen, glaube ich. Und dann wollte sie, daß Du im nächsten Jahre mit ihr reisen solltest; jaha, so etwas war es. Ziemlich hart, nicht in Ruhe sein zu sollen; hm hm! . . . . .

— Aber . . . .

— Ja, ich verstehe, Du willst wissen, was ich in Beziehung auf diese Kategorie denke.

— Ja, ich wünsche zu wissen, was Vater denkt in Beziehung auf die Anweisung.

— Hm, hm, sind wir nicht darüber einig geworden? Ich meinte, wir wären darüber einig, alle beide zu reisen, Du und ich. Siehst Du, ich beabsichtige nach Berlin zu gehen und mache nachher einen Besuch bei Arago in Paris. Wenn wir alle beide reisen, so wird der Schlußsatz der, daß sie Niemanden hat, auf den sie aufgebracht werden kann, sintemal die eigentliche Ursache damit an und für sich verschwindet. Alles, was die Reise betrifft, mußt Du besorgen. — Sage mir jetzt, was ist Deine Ansicht von den synthetischen Begriffen? . . . .

Ohne zuerst auf die gelehrte Frage zu antworten, ergriff Albert die Hand des Vaters, drückte sie mit Wärme und sagte:

— Wir reisen zusammen, mein guter Vater, und

ich werde gewiß durch Papas Gesellschaft mehr lernen, als von der ganzen Reise sonst.

---

Zwei Tage vergingen. Nicht ein Wort wurde zwischen der Professorin und ihrem Sohn gewechselt. Auf ihre Frage an den Mann:

— Hast Du die Anweisung zurückgenommen? — erhielt sie zur Antwort:

— Meine süße Freundin, die Sache ist arrangirt, — worauf die zärtliche Ehehälfte befehlend hinzufügte:

— Gib mir dann die fragliche Anweisung; ich brauche Geld.

Der Professor gab sie ihr, worauf sie sofort die Droschke anspannen ließ und selbst zum Großhändler Eckström fuhr, um zu erfragen, ob der Sohn Geld erhoben habe; aber dort antwortete man ihr, daß kein Geld erhoben worden sei, seit die Professorin selbst das leztemal auf den Großhändler gezogen.

Vollkommen zufrieden kehrte sie nach Hause zurück, um die Vorbereitungen zu der Rönbyreise fortzusetzen.

Der Tag darauf war ein Donnerstag.

Ganz früh Morgens wurde Frau Sophie durch einen Wagen geweckt, welcher zum Hofe hinausrollte. Sie erhob sich und sah nach der Uhr; es war sieben.

— Wahrscheinlich der Kutscher, der nach Heu fährt, — dachte sie und legte sich wieder nieder; aber sie konnte nicht wieder einschlafen, und das Aufstehen war ein für allemal auf acht Uhr festgesetzt. Sie überließ sich deßhalb dem Vergnügen, nachzurechnen, wie die Ereignisse sich nach ihren

Wünschen entwickeln würden. Sie erwog, welches Ansehen Baron Silfverkronas Heirath mit Albertine ihr geben und sie selbst dadurch mit Graf Stormhjelms auf Aakerby verschwägert werden würde, denn die Gräfin Stormhjelm war die Tante des Barons. Ob die Tochter glücklich werden würde, oder nicht, kam ihr nie in Gedanken; sie dachte nur daran, wie sie durch diese Verbindung selbst mit der eigentlichen Aristokratie verwandt, und die Tochter eines Tags bei Hofe präsentirt werden würde. Aller Schimmer, welchen Rang und Reichthum schenken, umstrahlte ihre Einbildung und sie fühlte sich stolz und glücklich bei den Zukunftsplänen, welche ihr Hochmuth und ihre Eitelkeit mit grellen Farben entwarf. Dann ging sie auf den Sohn über; aber sie seufzte, weil er vor ihre Seele trat in dem einfachen schwarzen Frack, statt in der prachtvollen Uniform der Leibgarde. Wie viel mehr würde er sich nicht mit seiner stattlichen Figur zu seinem Vortheil präsentirt haben, wenn er mit der glänzenden Tracht angethan gewesen wäre und in Gesellschaft von Kameraden hätte auftreten können, welche zu der Blume des Adels gehörten. Jetzt dagegen hatte die Professorin den Aerger, denken zu müssen, daß er ein simpler Dintenkleckser sei; aber gleichviel, er war eines reichen Mannes Sohn, hatte ein vortheilhaftes Aeußere, angenehmes Benehmen und Aussichten zu einem raschen Fortkommen auf der Bahn, die er gegen ihren Willen betreten. Er könne noch, wenn sie die Sache betreibe, Schwiegersohn des Grafen Stormhjelm werden, welcher nur einen einzigen Sohn und eine Tochter hatte. Darum die Reise nach dem

Ausland nächstes Jahr; darum sollte Albert ihr dabei Gesellschaft leisten; darum ihr bestimmter Widerwille dagegen, daß er jetzt hinausreise, besonders da sie darauf rechnete, daß Albert nach Rönby kommen und während seines Besuchs dort mit der gräflichen Familie Bekanntschaft machen würde, welche wahrscheinlich den Sommer auf einem ihrer Güter in der Nähe von Rönby zuzubringen beabsichtigte. Die Professorin wünschte sich Glück, den Plänen des Sohnes entgegengearbeitet zu haben, und dankte Gott, welcher ihr einen so festen und unerschütterlichen Charakter, sowie einen so klugen und überlegenen Verstand gegeben hatte, daß sie vermöge desselben mit einem Male die Fäden zu der künftigen glänzenden Lebensstellung sowohl ihres Sohnes wie ihrer Tochter zu spinnen im Stande sei. Wie dankbar mußten sie nicht für ihren Eifer sein, wie wenige Kinder hätten das Glück, eine solche Mutter zu besitzen, eine Mutter, welche ihren Kindern gesunde Grundsätze eingeschärft, ihre Gedanken auf ein glänzendes Ziel gelenkt und in ihre Herzen den Samen zu einem edlen Ehrgeiz niedergelegt hatte! Frau Sophie fühlte eine tiefe Bewunderung vor sich selbst. Gerade in demselben Augenblick schlug die Uhr acht, und sie ergriff beim letzten Glockenschlag den Klingelzug und läutete. Martha trat ein, um ihrer Herrin an die Hand zu gehen.

Eine der Anordnungen der Professorin bestand darin, daß Martha nie, während sie ihr beim Ankleiden half, den Mund eher öffnen, oder ein Wort sagen durfte, als Ihre Gnaden sie anredete. Jetzt war Ihre Gnaden so vertieft in ihre Träume von der Zukunft, daß sie sich stillschweigend anzog, und

obgleich Martha offenbar etwas auf dem Herzen zu haben schien, so gab die Professorin doch nicht Acht darauf. Endlich war sie angezogen; die Uhr schlug drei Viertel auf neun; — es war also noch eine Viertelstunde bis zum Frühstück. Ihre Gnaden setzte sich ins Sopha und bemerkte gegen Martha, welche vor ihr stand:

— Nun, hast Du all mein Leinenzeug, welches ich mit haben soll, hinuntergelegt, und auch nachgesehen, ob Minna das meiner Tochter bereit gelegt hat?

— Ja, Eure Gnaden, alles das habe ich besorgt.

— Gut! Dort auf dem Tisch findest Du zwei Verzeichnisse der Kleider, welche ich und Fräulein mit uns nehmen werden. Das Verzeichniß des Fräuleins übergibst Du Minna, das meinige nimmst Du selbst. Schicke nach dem Frühstück die Haushälterin herauf, damit ich ihr Verhaltungsmaßregeln geben kann, wie ich es haben will, daß Alles für den Professor und den Districtsrichter eingerichtet werden soll, während ich abwesend bin.

— Kommen der Professor und der Districtsrichter zurück, während Eure Gnaden fort sind? — wagte Martha zu fragen, obgleich Frau Sophie der Meinung war, daß Diener ebenso wenig berechtigt wären Fragen zu thun, wie die Unterthanen berechtigt, solche an ihren Monarchen zu stellen. Ihre Gnaden sperrte ihre scharfen, klaren Augen auf und betrachtete Martha mit einem durchdringenden Blick.

— Zurückkommen? Was sagt sie? Woher sollen sie denn zurückkommen?

— Von der Reise ins Ausland, — antwortete Martha etwas dreister.

— Die hat mein Sohn auf mein Anrathen aus dem Sinn geschlagen. — Ihre Gnaden stand auf, um in den Speisesaal hinunterzugehen.

— Aber, Eure Gnaden, der Professor und der Districtsrichter reisten diesen Morgen um sieben Uhr, und der Professor gab Minna einen Brief, den sie Ihnen bei Ihrem Erwachen übergeben sollte.

— Reisten, reisten! — schrie Frau Sophie und stürzte, all ihre Würde vergessend, hinaus in den Corridor und auf die Thüre ihres Mannes zu. Sie war zugeriegelt und an dieselbe war ein Stück Papier mit der Aufschrift angekleistert: „Professor A. C. von Krug ist ins Ausland gereist und kehrt erst im September wieder zurück."

Hätte die Professorin schwache Nerven gehabt, so wäre sie gewiß in Ohnmacht gefallen; aber sie war nicht nervenschwach. Den ersten heftigen Ausbruch ihrer Gefühle hatte sie bereits bereut, weil Martha dessen Zeuge gewesen. Auch entschlüpfte, als sie vor der Thüre ihres Mannes stand, ihren Lippen kein Laut, sondern sie preßte sie fester und fester zusammen, um all ihren Aerger in ihrer eigenen Brust zu verschließen. Sie kehrte in ihre Zimmer zurück, winkte Martha und sagte in kurzem, befehlenden Ton:

— Ich wußte von jener Reise. Es war mit meiner Einwilligung, daß sie unternommen wurde. Hast Du mich verstanden?

— Ja, ich gehe sofort hinunter zu Minna und sage, daß Ihre Gnaden nach dem Briefe gefragt haben, welchen Ihre Gnaden den Professor gebeten, ihr zu übergeben, damit sie denselben Ihren Gnaden zustellen.

— Das ist brav, gehe! — Martha ging.

— Ah, das war zu viel! — rief die Professorin, — zum Narren gehalten von dem alten Simpel, zum Narren gehalten von meinem Sohn. Aber das sollen sie mir theuer bezahlen.

---

Rönby, Eigenthum des Major Gustav Quickfelt, war durchaus kein großes Gut, sondern ein kleineres Anwesen, welches gerade so viel abwarf, daß eine haushälterische Familie ohne Bekümmerung davon leben konnte.

Rönby hatte eine reizende Lage mitten in einem Thal, welches von einem Laubwald umgeben und von den Wogen des Mälarsees geliebkost wurde. Ein kleiner, schön und gut unterhaltener Park, ein reizender Garten, ein großer Hof mit buschigen Linden und eine Blumenrabatte mit einer Abtheilung üppiger Provinzrosen in der Mitte machten die Umgebung der Gebäulichkeiten aus. Das Wohnungshaus selbst war geräumig und schön, mit hohen, freundlichen und stattlichen Zimmern, welche mit geschmackvoller Einfachheit und ohne alle diese Luxusartikel und Pracht meublirt waren, womit die Stadtbewohner ihre Zimmer überladen zu müssen glauben, so daß sie eher vollgepfropften Putzladen als Menschenwohnungen gleichen.

In dem großen Saal stand ein schönes Piano, ein Paar kleine, mit grünem Maroquin überzogene Sophas und Stühle von schwarz lackirtem Föhrenholz, mit Kissen von Maroquin. Ein Bücherschrank

mit Glasthüren, ein Nähtisch an einem Fenster, der große runde Tisch mit seinem grünen Teppich mitten auf dem Fußboden, die mit Blumentöpfen angefüllten Fenster und die in ihren Käfigen herumhüpfenden Kanarienvögel — Alles gab diesem Zimmer das Gepräge der Behaglichkeit, und die ganze Anordnung zeigte, daß es das Versammlungs- und Arbeitszimmer der Familie sei. Hinter dem Saale links befand sich das Schlafgemach; rechts lag das Vorzimmer, und hinter demselben, mit einem Ausgang zur Hausflur, die Privatzimmer des Majors. Das Stockwerk eine Treppe hoch wurde von Zimmern der Töchter und Söhne, sowie von Gastzimmern eingenommen.

Es war einige Tage vor Johannis. Die Junisonne schien klar und lächelnd auf Rönby herab und in den großen Saal hinein, wo die Mitglieder der Familie beim Frühstück versammelt waren.

Der Major war ein Mann von langer Statur und großer Aehnlichkeit mit seiner Schwester. Dieselben stahlgrauen und scharfen Augen, aber mit dem Unterschied, daß die seinigen mehr Intelligenz und Gefühl ausdrückten, als die der Professorin; dieselbe zurückgeneigte Kopfbildung, obgleich die Stirn des Majors weniger stark abgeplattet war und oberhalb der Stirnhöcker auch nicht so plötzlich abwich; derselbe Mund mit dünnen Lippen und derselbe unbeugsame Ausdruck in jedem Zuge. Doch hatte er in seinem Charakter weit mehr Wohlwollen, als der Frau von Krug zu Theil geworden war. Außerdem gab es noch einen anderen großen wesentlichen Unterschied zwischen ihnen. Seine Schwester war schon

als Kind auf ihre adlige Herkunft stolz gewesen. Sie machte sich zur Sklavin der Vorurtheile der Geburt, und aus Eigenliebe ließ sie immer ihre Abkunft durchscheinen. Aus Eitelkeit gab sie sich Mühe, nur mit Leuten von Stand und mit solchen in Berührung zu kommen, welche eine gewisse Stellung in der Gesellschaft einnahmen. Sie huldigte den schon veralteten und vermoderten Ideen von mitgebornen Vorzügen, und war bis in ihr innerstes Herz, bis in alle ihre Gedanken und Gefühle Aristokratin, während der Bruder Demokrat war und blieb.

Der Hauptzug in seinem Charakter war Eigenliebe und Mangel an Achtung vor allem Hergebrachten. Er haßte den Adel, die Aristokratie, weil er ein ganz unbedeutendes Mitglied desselben war, kein Vermögen besaß und sich auf eine der niedrigsten Stufen in seiner Kaste gestellt sah, statt, wie seine Eigenliebe es verlangte, einer der Vornehmsten, der Angesehensten zu sein. Da er nicht einer der Ersten sein konnte, wollte er nicht einer der Letzten sein, sondern trat gegen den ganzen Stand auf und lenkte durch die liberalen Ansichten, welchen er huldigte und dadurch, daß er auf allen Reichstagen die Rechte des Volks verfocht, eine gewisse Aufmerksamkeit auf seinen Namen. Als Jüngling lag er in beständiger Fehde mit der Schwester und als Mann arteten diese Fehden in wirkliche Streitigkeiten aus und nahmen den Charakter von Feindschaft an, als er sich schließlich mit der Tochter des Helfer Pehrson verheirathete und durch Erbschaft nach dem Großvater seiner Frau, dem Bauern Matts Pehrson, Gelegenheit bekam, Rönby, welches er vorher gepachtet,

schuldenfrei zu kaufen. Mit einem Bruder, der eine Mesalliance eingegangen, wollte Frau von Krug nichts zu thun haben, sondern kündigte ihm alle fernere Freundschaft, womit der Major sich für vollkommen zufrieden erklärte. Außer diesen Unähnlichkeiten gab es noch andere zwischen den beiden Geschwistern. Der Major war ein rechtschaffener Mann, ein guter Gatte, ein zärtlicher Vater und hatte auf seine Weise seine Frau unbeschreiblich lieb.

Sechs und zwanzig Jahre hatten die Geschwister als Feinde gelebt, als die Versöhnungsunterhandlungen durch Baron Silfverkrona begannen. Nach vielem hartnäckigen Weigern von Seiten des Majors, gelang es doch dem Baron, einen Vergleich zu Wege bringen, so daß, als die Professorin einen Brief an ihren Bruder schrieb und ihn benachrichtigte, daß sie ihn den Sommer zu besuchen gedenke, dieser ihr antwortete und sie willkommen zu sein hieß. Gewiß war dieses Willkommen ganz kalt, aber die beiden Geschwister waren nie sehr zart gegen einander gewesen, und übrigens reiste die Professorin nicht nach Rönby des Bruders wegen, — wovon er vollkommen überzeugt war, — sondern schlecht und recht, um dadurch den Baron zum Schwiegersohn zu bekommen.

Die Frau des Majors, Malin Pehrson, war ein kleines, wohlbeleibtes Frauenzimmer mit feinen und milden Gesichtszügen, in welchen man jedoch Spuren von manchem stillen und bittern Leiden verfolgen konnte, obgleich der Ausdruck eher fröhlich als traurig war, und die noch frischen Lippen lachten so freundlich gegen Mann und Kinder. Aber man konnte doch im Ernste des Auges lesen, daß die

Saiten des Herzens oft genug auf eine schmerzliche Weise in ihrer Brust wiederhallt hatten an der Seite eines Mannes, der gewiß ein warmes Herz hatte, aber streng, heftig und unbeugsam Gehorsam forderte, wenn dieser Gehorsam auch Thränen kostete.

Ueber dem ganzen Wesen der Majorin ruhte eine Behutsamkeit, eine immerwährende Aufmerksamkeit auf den Mann, welche deutlich bewies, daß ihr ganzes Leben ein unaufhörliches Studium aller seiner Wünsche, seiner wechselnden Laune und ein fortgesetztes Bemühen gewesen sei, Alles aus dem Wege zu räumen, was ihn in irgend einer Weise reizen oder stören könnte. Doch lag nichts von sklavischer Furcht oder ängstlicher Willenlosigkeit in ihrem Wesen. Nein, sie hatte eine gewisse Sicherheit in ihren Bewegungen, einen Anstrich von Bestimmtheit, die ihrem Alter und ihrem Gesichte unendlich gut stand. Man wagte gewiß nicht, sie für eine unglückliche Gattin zu halten, obgleich man wohl empfand, daß ihr ehelicher Weg nicht immer über Rosen, sondern oft wohl auch durch Dornen geführt. Man wurde, wenn man mit ihr zusammentraf, nicht von dem peinlichen Gefühl befallen, welches der Anblick gewisser Frauen in uns erweckt, in deren bleichen und vor der Zeit gealterten Zügen man die Geschichte von einem Leben so schrecklicher Natur zu lesen glaubt, daß es sowohl die Kräfte des Körpers wie die der Seele zerstört hat.

Der Major war ein strenger, eher etwas despotischer Ehemann gewesen und war es noch; aber er war nie böse und tyrannisch gewesen. Er hatte seiner Frau manchen schmerzlichen Stich gegeben, aber nie eine unheilbare Wunde beigebracht; und sie

konnte deshalb keineswegs in die Kategorie gestellt werden, die wir eben schilderten.

Außer dem Major und seiner Frau befanden sich im Saale drei Personen: ein Sohn von fünfundzwanzig Jahren, welcher Magister und Lehrer in W— war, eine Tochter von zwanzig und ein siebenzehnjähriger Sohn, der Kadet war.

Der älteste Sohn, Ernst, war von kleinem Wuchs, mit einem schönen Kopf und einem ruhigen, fast melancholischen Ausdruck im Zuge um den Mund, obgleich die lebhaften, fast schelmischen Augen und die raschen Bewegungen dem zu widersprechen schienen. Sein Gesicht war angenehm, obgleich die Züge eigentlich nicht regelmäßig waren.

Jenny, die Tochter, von mittelmäßiger Größe, mit plastischen Formen und einer Gestalt, um welche sie manche beneidet haben würde, hatte ein Gesicht, welches mehr häßlich, als schön war; denn es kam Einem vor, als wenn die Züge gar nicht zusammenpaßten. Die Augen waren hell, von einer unbestimmten blaugrauen Farbe; aber die Augenbrauen waren breit, schwarz und stark gewölbt. Die Nase war zu groß und viel zu gebogen; der Mund zu klein und das Haar zu hell; aber die Haut, die Haut war so milchweiß und blühend, daß sie einer eben aufgesprungenen Rose glich. Man sah, daß eine solche Haut nothwendig Leben und Gesundheit andeutete, denn sie war frisch, frisch wie die Blätter der Rose. Gesundheit und Jugend waren es, welche auf diesen Wangen blühten und die Freude strahlte aus jedem Zug. Wenn man eine Zeit lang das junge Mädchen betrachtet hatte, vergaß man, daß die

Nase zu lang, die Augen zu hell, die Brauen zu breit und der Mund zu klein war; man vergaß alles dies und sah nur vor sich ein Bild der lebensfrischen Jugend, das dem Herzen wohlthat und die Seele belebte.

Der jüngere Bruder, der Kadet, der junge Herr Arvid, war das Abbild seines Vaters, lang und schlank, mit scharf markirten Zügen und kleinen stahlgrauen Augen; aber diese Züge hatten von der Mutter einen etwas milderen Ausdruck bekommen, welcher ihnen ganz und gar das Unbeugsame benahm, das den Vater auszeichnete.

Die Familie war zum Frühstück versammelt. Während Jenny ihrem Vater Kaffee einschenkte, bemerkte sie mit einem schalkhaften Lächeln:

— Papa hat eine hübsche Anordnung getroffen, daß er sein Haus dem für Onkel Ström vicarirenden Arzt geöffnet hat! Was glaubt Papa, daß unsere gnädige Tante sagen wird, wenn man sie nöthigt unter einem Dach mit — dem Sohne ihres Gärtners zu wohnen?

Der Major blickte die Tochter mit einem zugleich strengen und doch freundlichen Ausdruck an und sagte:

— Hat Schwester Sophie sich selbst hierher eingeladen, so wird sie, bei meiner Ehre! mit derselben Gesellschaft sich begnügen müssen, die ich für mich selbst für passend halte. Was macht das übrigens, daß der Vater des jungen Bergström Gärtner ist? Deiner Mutter Großvater war ein Bauer und das hat, bei meiner Treu und Ehre, weder Deine Mutter

noch ihren Vater daran gehindert, ehrliche und brave Menschen zu sein.

— Papa, Papa! — Jenny erhob lachend den Finger und drohte dem Vater. — Du wirst, wenn Tante kommt, eine edlere Sprache führen und nicht zu starke Sympathien für die Kinder des Volkes zeigen müssen, sonst nimmt's ein schimpfliches Ende mit Eurer Versöhnung.

— Ja, dann mag sie ihren Cours segeln, will ich ihr sagen, Mamsell Naseweis, denn ich denke wahrlich nicht daran, mich nach den Ideen meiner Schwester zu bilden.

— Nicht, das ist verdrießlich; und ich, die ich daran dachte, Cousin Albert zum Manne zu bekommen.

— Jenny, schwatze keine Dummheiten, — rief der Major, — ich will keinen adeligen Jungen zum Schwiegersohn haben. Du weißt, daß ich den Adel nicht leiden mag.

— Aber Deine eigenen Jungen, — fügte das junge Mädchen mit einer tiefen Verneigung gegen ihren Bruder hinzu, — sind ja adelige Jungen.

Der Major warf einen strengen Blick auf die Tochter, aber sie lachte ihm so fröhlich zu, daß der strenge Ausdruck verschwand. Jenny wußte wohl, daß sie des Vaters großer Günstling sei.

— Liebe Jenny, höre nur auf mit Deinem kindischen Geplauder, — fiel die Majorin ein — erinnere Dich, daß wir vor Abend Tante Sophie hier haben werden und daß die Gardinen in ihren Zimmern noch nicht aufgehangen sind.

— Den Doktor haben wir hier in einer Stunde, — fiel Magister Ernst Quickfelt ein und blickte die Schwester lachend an.

— Ja, und Jenny hat den Kopf voll von Papillotten — fügte Arvid hinzu. — Uebrigens, liebe Schwester, vor allen Dingen vergiß nicht ein Bouquet Vergißmeinnicht in einem Glas ins Zimmer des Doktors zu stellen.

— Und warum, wenn ich fragen darf? Ist das auf Carlberg gebräuchlich? — Jenny rümpfte spöttisch die Nase.

— Ach nein; aber siehst Du, der junge Mann kann beim Anblick der Blumen nicht unterlassen zu fragen: Grete, wer hat diese hierher gesetzt? — und dann antwortet sie: — Mamsell; — und nachher, so . . . .

— Bist Du ganz einfältig, so ein Kadet, der Du bist.

Der Major erhob sich vom Tisch, die Majorin nahm den Schlüsselbund und Jenny hüpfte hin zum Vater und sagte:

— Du wirst jetzt zugeben, daß Du, in Verzweiflung darüber, daß Du keine Aussichten hast, mich an den Mann zu bringen, den jungen Doktor eingeladen hast. Um Mama zu amüsiren, hast Du es nicht gethan, denn sie sieht nicht sehr zufrieden damit aus, das Haus voll von adligen und bürgerlichen Leuten zu bekommen.

— Ich habe es gethan, um Ström einen Dienst zu erweisen, und jetzt schweigst Du, Du Plaudertasche, und gehst Mama zu helfen.

— Soll geschehen, Herr Major, — antwortete

Jenny und setzte sich in Positur, worauf sie mit der Mutter hinaussprang. Arvid folgte ihr und declamirte:

„Weil ich bin fünf und zwanzig bald
Und häßlich auch dazu,
So bleib' Mamsell ich Arme halt,
Bis man mich bringt zur Ruh'."

— Nein, siehst Du, die Freude wirst Du nie haben, denn ich bin Fräulein, — rief Jenny und drehte sich um. — Uebrigens habe ich's mir in den Kopf gesetzt nicht unverheirathet zu sterben.

— Nicht? Und wenn Dich nun Niemand haben will, was sehr wahrscheinlich ist?

— Ach, laß Dir darüber keine graue Haare wachsen; wenn es Schaltjahr wird, gehe ich auf Freierei aus.

— Jenny! — rief die Mutter, welche bereits im zweiten Stock angelangt war.

— Hier bin ich, Mama; — mit einigen leichten Sprüngen war sie die Treppe hinauf.

— Und ich mit, — rief Arvid, welcher ihr folgte.

— Liebe Kinder, jetzt haben wir Eile und es geht nicht, daß Ihr mit Eurem kindischen Scherz fortfahrt. Jenny wird mir helfen, — sagte die Mutter.

— Und ich werde Jenny helfen, meinte Arvid.

— Nein, Du gehst hinunter, denn sonst wird nichts als Spiel daraus.

— Mama, ich werde die Gardinen aufhängen und das wird gehen wie ein Tanz; her mit der Leiter! — Unser langbeiniger Kadet setzte die Leiter zurecht und that einen Griff nach den Gardinen.

— Herr Gott, Arvid, meine Gardinen werden ja ganz zu Grunde gerichtet, — rief die Majorin ganz erschrocken als sie sah, wie er die glattgebügelten Gardinen nahm, um sich mit denselben auf die Leiter hinaufzubegeben.

— Ruinire ich sie?

— Du zerknitterst sie ja.

— Du irrst Dich, Mama.

Und mit einer Gardine in jeder Hand stürzte er zu der Mutter, umarmte sie und schwenkte sie um.

Jenny lachte und die Majorin sagte halb lächelnd, halb verdrießlich.

— Laß mich los, Arvid, sonst werde ich böse.

— Erst mußt Du sagen, daß ich Dein bester Junge bin.

— Nein, Du bist mein verzärteltes Kind, das nur Unfug macht, — sagte die Majorin.

— Der Klappse haben muß — fügte die Schwester hinzu, und versetzte der Wange des künftigen Offiziers eine ganz leichte Ohrfeige. Er ließ darauf die Majorin los, um sich an die Schwester zu wenden; aber leicht wie ein Vogel hüpfte sie die Sprossen der Leiter hinauf und rief ihm, als sie auf der obersten stand, zu:

— Her mit den Gardinen!

— Hört nun, Kinder, versprechet, die Zeit nicht mit Spiel zu verlieren, sondern wartet damit, bis die Zimmer in Ordnung sind. Sonst werde ich beschämt dastehen müssen, wenn ich das erstemal meine Schwägerin empfangen soll, und Ihr begreift wohl, daß ich will, daß Alles angenehm und in Ordnung sein soll, wenn sie kommt. —

— Und fein und geputzt, das ist klar wie der Tanz, — fiel Jenny ein.

— Verlasse Dich auf mich, Mama. Arvid hilft mir mit den Gardinen, und in einer Stunde wird alles in Ordnung sein. Du kannst uns mit vollkommener Ruhe verlassen, denn ich sehe, daß Deine Gedanken bei Stina und den Zwiebacken sind, und daß Du sehr über die Mandeltorte grübelst, welche heute Abend beim Soupé auf dem Tische prunken soll.

— Ja, mein liebes Kind, es brennt mich ordentlich, wenn ich an das Backwerk da unten denke, und dann bekommen wir ja den gesegneten Doktor zu Mittag. Laß mich nun sehen, daß Jenny hier oben Alles in Ordnung bringt und ich habe dann nicht mehr nöthig an die Zimmer zu denken.

— Sei ruhig, liebe Mama! — sagte Jenny und warf der Mutter einen Handkuß zu. Diese winkte freundlich und ging hinunter.

Arvid stand auf den unteren Leitersprossen und reichte der Schwester Nägelchen und Stecknadeln, während sie sich mit einander unterhielten:

— Weißt Du was, Arvid, im Herzen kommt es mir vor, als wenn es recht unbehaglich und lästig werden wird, wenn Tante und Albertine hierher kommen. Denke sie Dir mit ihren hochvornehmen Gewohnheiten; wie wir ihnen einfach vorkommen und wie sie hochmüthig auf uns herabblicken werden! Ich fühle eine wirkliche Beklemmung bei dem Gedanken, wie steif und unerträglich es hier auf unserm gemüthlichen Rönby werden wird. Papa wird schlechter Laune werden, und Mama wird zu thun bekom-

men, ihm es recht zu machen. Ach, wenn jene Stockholmer Leute nur hübsch zu Hause geblieben wären! Du hast ja sowohl Tante wie Albertine gesehen?

— Ja im Theater und auch ein Paar Mal auf den Carlbergs Bällen; aber ich habe nie mit ihnen gesprochen.

— Bist Du ihnen nie vorgestellt worden; hast Du nie mit Albertine getanzt?

— Nein, Papa hatte es mir ja ausdrücklich verboten, mich ihnen zu nähern; und übrigens bin ich zu stolz auf meine Mutter, um mit Verwandten umgehen zu wollen, welche sie geringschätzen.

— Darin hast Du Recht. Aber sag' mal, ist Albertine schön?

— Ja, das ist sie, aber stolz und steif wie ein Bild. Sie sieht sehr hochmüthig aus.

— Lieber Gott, Arvid, wie schrecklich lästig wird es werden! Ist sie sehr elegant gekleidet?

— In Flor und Seide vom Scheitel bis zur Fußsohle, so daß sie Alle verdunkelt.

— Nun Du, das wird hier gerade unterhaltend werden; und ich, die ich nicht mehr als meine schwarze Seidenkleidung besitze.

— Was thut das? Du siehst ebenso gut aus in Deinen baumwollenen Kleidern.

— Wie Albertine in den seidenen? — fiel Jenny lachend ein. — So, rücke jetzt die Leiter, dann bist Du artig. Nun, weißt Du etwas von dem Doktor?

— Nein, aber Ernst kennt ihn von der Upsalazeit her.

— Ich möchte wissen, ob er schön ist, ob er hei-

ter ist, ob er singen kann . . . Apropos, weißt Du, ob Albertine singt.

— Ja, gewiß, sie sang diesen Winter in einer Soirée, welche zu einem wohlthätigen Zwecke gegegen wurde. Sie hat eine prächtige Stimme,

— Nun, das fehlte noch, daß sie so eine große Sängerin sein mußte, so daß eine andere arme Person in ihrer Gegenwart keinen einzigen Ton zu singen wagt. Ach, das wird entsetzlich langweilig!

— Ah, Lapperei, wir machen unsere Reitpartien, und will sie die Vornehme spielen, dann überlassen wir sie sich selbst.

Unter solchem Geplauder hatte Jenny's Arbeit ihren Fortgang, und Arvid unterstützte sie nach besten Kräften. Es war etwas Eigenthümliches, zu sehen, wie der lange Kadet der Schwester beim Befestigen der Gardinen behülflich war, wie er die Tischdecke schüttelte und an Aufräumungsgeschäften Theil nahm, das alles gemacht wurde, während sie heiter mit einander plauderten.

Der junge Doktor war schon angekommen und Jenny war eben damit beschäftigt, sich für die Mittagstafel anzukleiden, als ihre Kammerthüre sich öffnete und die Majorin eintrat. Jenny stand mitten auf dem Fußboden und hielt ein blaues Nesseltuchs-Kleid in der Hand.

— Was willst Du mit dem Kleid da, mein Mädchen? — fragte die Majorin.

— Es anziehen, — beste Mama, — um passend angezogen zu sein, wenn unsere vornehmen Verwandten ankommen.

— Aber das ist eines Deiner besten Kleider.

— Ja, Du lieber Gott, darin hast Du Recht, — seufzte Jenny; — aber ich bin doch wohl gezwungen es zu nehmen, um nicht allzu dürftig neben Albertine auszusehen, die äußerst prachtvoll sein soll. Wenn ich sie in baumwollenen Kleidern empfinge, so würden sie mich wohl nicht begrüßen. — Wieder seufzte Jenny.

— Aber Jenny, an Deiner Stelle würde ich gar nicht das Beste anziehen, was ich besäße, oder im Mindesten mit Albertine wetteifern, welche ein reiches Stockholmer Mädchen ist. Ich würde mich nett und einfach in eins meiner selbstgewobenen Kleider kleiden, und dadurch zeigen, daß ich frei sei von allem eitlen Bemühen, etwas Anderes zu sein, als ich bin, ein ungekünsteltes Mädchen, welches glücklich und vergnügt und ohne allen Neid ist. Mein Kind, in einem solchen Wettstreit, wie der, den Du anzufangen im Begriff stehst, liegt der erste Samen zum Neid, einem Gefühl, welches nie in unserer Brust entsteht, sobald wir uns nicht bemühen nach etwas Höherem zu streben, als unsere Kräfte reichen. Darum, Jenny, versuche niemals etwas anderes zu scheinen, als Du bist, und denke: ich bin nicht so reich wie Albertine; darum kann ich in meinem Anzug nicht mit ihr wetteifern; und warum sollte ich das? Haben die Kleider irgend einen Werth? Nein, kann sie mich nicht in meiner Einfachheit hochachten, so ist ihre Achtung nichts werth und ich kann sie entbehren. Aber, mein Kind, ich will nicht im Mindesten Deinen Gefühlen Zwang anthun, sondern ziehe Dich an, wie es Dir selbst am besten gefällt. Was ich gesagt habe, enthält

nur meine Ansicht von der Sache. — Die Mutter streichelte die Wange der Tochter.

Jenny warf das Kleid über den einen Arm, ergriff die Hand der Mutter, führte sie an ihre Lippen und sprach:

— Ach, Du gute Mutter, Du bist immer so verständig! Ich glaube, es gibt Niemanden, der so gut ist wie Du.

— Du kleine Schmeichlerin, ziehe Dich nun rasch an. Ich gehe jetzt, um mein gestreiftes Baumwollenkleid anzuziehen und eine hübsche Haube aufzusetzen. Wir wollen sehen, wer zuerst fertig ist. Die Majorin drückte einen Kuß auf die Stirne der Tochter und ging hinaus.

Eine Weile stand Jenny still und sann nach, dann sprang sie mit dem Nesseltuch-Kleid nach der Garderobe und rief freudig aus:

— So, hinein wieder auf Deinen Platz, mein lieber feiertäglicher Luftsack! Es ist Dir nicht vergönnt, die Stadtbewohner zu empfangen. Nein, Du sollst dort hübsch stille hängen, und nun hervor mit meinem rothen Baumwollenkleid! — Sie kam heraus mit einem feingestreiften rothen und weißen selbstgewobenen Kleide.

— Ja so, meine liebe Jenny, Du warst ein bischen eitel, ein wenig neidisch und konntest nicht leiden, daß Du schlechter gekleidet sein solltest, als Deine Cousine. Ei, ei, meine süße Jenny, Du bist gehörig hochmüthig und schämtest Dich, weil Du Dich in Baumwollenzeug zeigen solltest, das Du um keinen Preis eingestehen wolltest, es sei von Dir gewoben; nein, meine Freundin, Du warst gerade auf

dem Wege, das Fräulein zu spielen, ein wenig vornehm zu thun.

Das junge Mädchen brach in ein schallendes Gelächter aus, während sie die einfache, schöne Tracht anzog; und als sie einen letzten Blick in den Spiegel warf, war sie recht zufrieden mit ihrem Costüm, welches aus dem genannten Kleide bestand, das mit einem hochgehenden Leib gemacht war, welcher die Gestalt des jungen Mädchens in all ihrer plastischen Vollendung hervortreten ließ, ein glatter weißer Kragen umschloß den Hals und eine schwere seidene Schürze vollendete das Häusliche im Anzug. Sie nickte ihrem Spiegelbilde freudig zu, hüpfte dann aus dem Zimmer und nahm ihren Weg durch die Küche in das Schlafgemach, wo die Majorin gerade im Begriff war die Haube aufzusetzen.

— Siehst Du, Mama, hier bin ich! Wie gefalle ich Dir, sehe ich so gut aus?

— Sehr, sehr, meine kleine Jenny.

— Sage nun, wie Du glaubtest, daß ich mich anziehen würde, als Du herunter gingst.

— Wie Du angezogen bist; denn ich kenne zu gut meine einzige Jenny, um einen Augenblick zu zweifeln, wie sie handeln würde, sobald sie selbst das Rechte einsah.

— Und dies, Mama, ließest Du mich immer einsehen.

— Eine ganz natürliche Sache, mein Mädchen. Ich werde wohl etwas mehr Erfahrung als Du haben, Du darfst Dich aber nie blind auf mein Urtheil verlassen; denn ich kann mich irren; sondern

Du mußt auch immer Deinen eigenen Verstand zu Rathe ziehen.

---

Als die Majorin und Jenny in den Saal hineintraten, präsentirte der Major sie dem Doktor Bergström. Während die Herren den Appetitsliqueur zu sich nahmen, flüsterte Jenny Ernst zu:

— Tausend, er ist wirklich ein hübscher Bursche. Das glaubte ich doch nie, daß dieß ein Doktor sein könnte.

— Und warum nicht?

— Alle, die ich bis jetzt gesehen, sind häßlich gewesen. Aber dieser hier sieht stattlich aus wie ein Ritter des Alterthums.

Die Mittagstafel nahm ihren ruhigen Verlauf; der Doktor war ein liebenswürdiger, gebildeter junger Mann, welcher mit Leichtigkeit die Konversation führte. Er theilte mit, daß man wahrscheinlich die Professorin mit Tochter bereits im Laufe des Nachmittags erwarten könne, da er ihren Wagen in dem Hofe des Hotels angespannt gesehen hätte, als er W— verließ, und er vermuthete, daß er höchstens einen Vorsprung von zwei Stunden vor ihr haben könne.

Es zeigte sich auch bald, daß die Voraussetzung des Doktors ganz richtig sei, denn um fünf Uhr fuhren zwei Wagen in den Hof hinein. In dem ersten, in dem des Baron Silfverkrona, saßen die Professorin, Albertine und der Baron, in der andern

etwas altmodischen Kutsche des Majors befanden sich Minna und Martha.

— Was zum Teufel soll das heißen? — bemerkte der Major, welcher auf der Einfahrtsbrücke stand und die Hand gegen die Sonne hielt, um besser sehen zu können; — habe ich zwei Schwestern und zwei Schwestertöchter auf den Hals bekommen, da der Baron ein Paar in seinen Wagen hineingenommen. In dem andern sitzen ja auch ein Mädchen und ein Weib.

— Bester Gustav, — flüsterte die Majorin mild — mache unter dem Eindruck des ersten Augenblicks keine Bemerkungen. Es ist gewiß ein Paar Kammerjungfern, die in dem hintersten Wagen fahren.

— Ja so, man beabsichtigt hier Staat zu machen, merke ich, und darum war meine Kutsche zu einfach, um darin zu fahren. Ich sage Dir, Malin, daß das hier kein gutes Ende nimmt; denn ich fühle bereits das Blut in meinen Adern kochen.

Jetzt hielten die Wagen. Der Baron hüpfte heraus, bevor der Bediente die Thüre hatte öffnen können, und reichte der Professorin die Hand. Arvid war auch hingeeilt, um der gnädigen Tante zu helfen, die ihm mit einer herablassenden Miene dankte und auf den Arm des Barons gestützt die wenigen Treppenstufen zur Hausflur hinaufstieg. Der Major ging seiner Schwester einen Schritt entgegen und sagte:

— Willkommen, liebe Sophie! Aber warum zum Teufel ließest Du mich Pferde nach Dir schicken, wenn Du mit dem Baron zu fahren beabsichtigtest?

Du hättest es mir ersparen können, sie vier Meilen hin und zurück zu schicken.

Das Gesicht der Professorin wurde glühend roth und sie heftete ihre scharfen Augen auf den Bruder; aber bevor sie ein Wort sagen konnte, beeilte sich der Baron zu antworten:

— Herr Major, der Zufall fügte es so, daß ich das Glück hatte die Reise zusammen mit der Professorin auf dem Dampfschiff zu machen, und da bat ich mir die Ehre aus, die Damen in meinem Wagen hieher bringen zu dürfen.

— Gut! — Der Major nahm die Majorin bei der Hand und stellte sie seiner Schwester mit folgenden Worten vor: „Siehe hier meine Frau, welche neben häuslichem Glück mir auch die Erde, auf welche Du jetzt trittst, und das Gut, das mein einziges Vermögen ausmacht, geschenkt hat. — Sie war, wie Du, Sophie, bedeutend jünger als jetzt, als wir unsere Geschicke vereinigten; aber die Zeit hat sie doch nicht so unbarmherzig wie Dich verändert. Es ist erstaunlich, wie alt Du geworden bist."

War die Professorin den Augenblick roth geworden, so erbleichte sie jetzt; aber da der Baron danebenstand und sie von früher her ihren Bruder kannte, so schwieg sie und wandte sich mit einigen kalten, abgemessenen und herablassenden Worten an ihre Schwägerin. Es lag etwas auffallend Hochmüthiges in Frau von Krug's ganzem Benehmen gegen die Majorin; aber diese war viel zu klug, um sich dadurch verletzen zu lassen. Sie erwies ihrer Schwägerin einfach Wohlwollen, dem jedoch ein gewisser Anstrich von Würde nicht abging, etwas, das die

Folge hatte, daß der Stolz der Professorin zurückstutzte, ohne daß er auf diejenige, die sie zu demüthigen wünschte, irgend eine Wirkung hervorgebracht hätte.

— Deine Tochter, kann ich denken, — bemerkte der Major und deutete auf Albertine.

— Ja, meine Tochter Albertine, — antwortete die Professorin mit einer Handbewegung nach dem jungen Mädchen, welches dastand gleich einer Königin, in ein dunkles Seidenkleid und einen italienischen Schäferhut gekleidet. Albertinens ungezwungene Haltung und hübsches Gesicht machten, daß sie unwillkürlich für sich einnahm. Sie begrüßte den Onkel mit Anmuth und die Majorin mit einem Ausdruck der Herzlichkeit im Blick, obgleich Frau von Krug alle Zeichen ehrerbietiger Demuth streng untersagt hatte, weil ihre Schwägerin ein Emporkömmling aus dem großen Haufen war und blieb.

— Deine Söhne, — sagte die Professorin, und deutete auf Ernst und Arvid. — Jenny hatte sich unfreiwillig hinter den Vater zurückgezogen.

— Wer ist das Mädchen dort? — fügte sie mit einer vornehmen Miene und einem Blick auf Jenny hinzu.

— Das ist meine Tochter Jenny; ein munteres und flinkes Mädchen, auf das ich recht stolz bin, — sagte der Major. Frau von Krug reichte Jenny die Hand mit einer Bewegung, als wenn es ihre Meinung sei, die Bruderstochter solle sie küssen; aber Jenny ergriff nur die dargereichte Hand, verneigte sich und drückte sie herzlich.

— Wer sind die Frauenzimmer, die Du mit Dir hast? — fragte der Major.

— Unsere Domestiken, — war die Antwort der Professorin; sie wandte sich dann an die Majorin und bat, auf ihr Zimmer geführt zu werden.

Währenddem hatte der Major den Baron in den Saal geführt, und als Jenny darauf zu ihnen hineintrat, rief der Baron mit einer bei ihm seltenen Lebhaftigkeit:

— Gnädiges Fräulein Jenny, kommen Sie mir um jeden Preis zu Hülfe! Der Major will mir ordentlich eine Schlacht liefern, weil Frau von Krug zwei Kammerjungfern mit sich hat, und behauptet mit Bestimmtheit, daß ich die Ursache bin, daß er sie auf den Hals bekommen hat. Das ist die Belohnung dafür, daß ich Bruder und Schwester versöhnt habe.

— Die Versöhnung wird keinen Segen mit sich bringen, muß ich dem Herrn Baron sagen, denn ich dulde jene Adelsmanieren nicht, ebensowenig wie ich den ganzen Anhang dulde, und will meine Schwester die Edeldame spielen, so muß sie es anderswo, als bei mir thun.

— Papa, Papa, gebe dem Baron keinen so schlechten Begriff von Deiner Gastfreiheit. Jetzt ist Tante bei uns und ....

.... Und wir dürfen den Teufel an's Land ziehen, — fiel der Major ein, — und gerade daran ist der Major Schuld.

— Aber er hat es ja in der besten Absicht gethan. Der Baron handelte vollkommen ritterlich,

ganz nach Deinem Geschmack, Papa, als er zwei Geschwister versöhnte.

— Tra la la, tra la la, aber sieh, da kommt Gottlob der Doktor, so werde ich es überhoben, mehr von dem Lied zu hören, — sagte der Major lachend. — Wir werden wohl den Baron die Nacht über bei uns behalten? Es ist nicht der Mühe werth, heute Abend zu Hause zu reisen!

— Unendlich gern, es ist immer schwer, Rönby zu verlassen; dort gedeiht man so gut, — antwortete der Baron.

Es sah wirklich aus, als wenn unser Baron ein ganz anderer Mensch geworden, als damals, wo wir ihn unsern Lesern bei der Professorin vorstellten. Der gleichgültige und abgestumpfte Ausdruck hatte einem Schimmer von Leben und Gefühl Platz gemacht, welches den Zügen etwas weniger Gleichgültiges und Einförmiges verlieh.

Als der Doktor dem Baron vorgestellt wurde, flog eine leichte Röthe über seine Stirne und ein schwacher Strahl von Scheu leuchtete aus seiner Begrüßung hervor, aber dieselbe verschwand ebenso rasch, wie sie hervorgetreten war.

Die Verbeugung des Doktors war kalt und stolz. Unwillkürlich dachte Jenny:

— Mein Gott, was der Baron doch unbedeutend neben dem Doktor aussieht! Welche stattliche und edle Haltung, welche prächtige Stirne, und dann welche Augen voll Verstand und Gefühl! Vorher sah der Baron ihm ungleich, aber jetzt kommt er Einem wirklich unbedeutend vor.

Eine halbe Stunde darauf trat die Professorin

mit stolzer Haltung herein. Sie trug den Kopf hoch und rauschte in schwarzer Seide vom Scheitel bis zur Fußsohle. Hinter ihr kam Albertine, welche auch in einen eleganten schwarzen Seidenrock gekleidet war, der über der Brust von einer kostbaren Nadel zusammengehalten wurde. Als sie eintraten, fielen Albertinens Augen auf den Doktor; eine Rosenwolke zog über ihre Wangen und ein reizendes Lächeln erwiderte dem Blick, welchen der Doktor ihr zuwarf. Dieser sagte tausendmal mehr, als der verbindlichste Gruß, denn er verdolmetschte die Gefühle ihres Herzens, sowie die Genugthuung, welche sie beim Wiedersehen des Geliebten empfand. Weder der Blick des Doktors, noch das Lächeln Albertinens entgingen dem Baron.

Die Professorin begrüßte jetzt nach allen Regeln der Convenienz ihren Bruder, ihre Schwägerin und deren Kinder; hierauf heftete sie ihre Augen auf den jungen eleganten Doktor, und der Major präsentirte ihn mit einem Lächeln voller Ironie.

— „Meine Schwester, die Professorin Krug. (Der Major ließ immer das wichtige von aus, welches die Professorin für werthvoller als alles Andere hielt.) — Doktor Bergström!“

Die Lippen der Professorin preßten sich zusammen, ihre Augen schossen scharfe Blize und ihre Wangen nahmen eine höhere Farbe an, als der Major den Namen des Doktors aussprach. Der junge Arzt verbeugte sich ehrfurchtsvoll, aber ohne kriechende Unterwürfigkeit. Die Professorin beantwortete seine Verbeugung durch eine kaum bemerkbare Verneigung des Kopfes; worauf sie dem Bruder

einen rasenden Blick zuschleuderte, und schritt dann steifer und gerader als sonst hinein in das Vorgemach, wo sie majestätisch im Sopha Platz nahm. Inzwischen hatte der Major den Doktor Albertine vorgestellt und auch auf sie einen spöttischen Blick gerichtet, und zwar in der Erwartung, daß sie wie die Mutter denselben Ausdruck verletzten Hochmuths zeigen würde, aber das junge Mädchen grüßte ihn mit einem anmuthigen Lächeln.

— Hm! — dachte der Major, — sollte das Mädchen nicht so toll sein wie die Mutter? Bah! Bergström ist ein hübscher Kerl, und das Mädchen ist wohl kokett, denke ich.

Die Majorin war eine liebenswürdige Wirthin und sie benutzte diese natürliche Eigenschaft, um, während man Kaffee trank, einen Schimmer von Gemüthlichkeit in dem kleinen Familienkreis zu verbreiten; aber alle ihre Bemühungen scheiterten an dem eigensinnigen Schweigen und an der stolzen Steifheit der Professorin. Die würdige Frau schien tief darüber erbittert zu sein, daß sie genöthigt war, mit einer Schwägerin von so plebejischem Blute und mit einer Person, welche als der Sohn ihres Gärtners direct aus dem großen Haufen hervorgegangen, dieselbe Luft zu athmen. Man sah es ihr an, daß es ihr nur durch die gewaltigsten Anstrengungen gelang, ihren Aerger zu ersticken.

Die Majorin sah ihren Mann an und merkte an seinen zusammengezogenen Brauen, daß ein Sturm bald losbrechen würde. Um alle unangenehme Auftritte abzuleiten, schlug sie vor, daß man in den

Park gehe, und als sie aufstand, bemerkte sie leise gegen den Baron:

— Erzeigen Sie mir die Freundschaft und helfen Sie mir, meine Schwägerin zu zerstreuen.

— Meine geringen Kräfte stehen der Frau Majorin zu Diensten, — antwortete der Baron und eilte zur Professorin, um ihr seinen Arm zu bieten. Das Gesicht der Frau von Krug klärte sich etwas auf und sie antwortete dem Baron artig; dann erhob sie sich und nahm den angebotenen Arm an. Die Jugend umringte Albertine und führte sie mit sich in den Park hinaus. Der Doktor folgte natürlich mit ihnen. An der Gartenthüre verlor Albertine einen von ihren Handschuhen; der Doktor hob ihn auf und überreichte ihr ihn. Als sie ihn aus seiner Hand empfing, flüsterte sie:

— Morgen um acht Uhr im Park.

Der Doktor verbeugte sich schweigend, und Albertine ging an ihm vorbei. Arvid beeilte sich, Albertinens Cavalier zu werden, und der Doktor wandte sich an Jenny.

Der Baron und die Professorin bildeten den Vortrab. Die Majorin war oben geblieben und sollte nachkommen. Der Major und Ernst kamen zuletzt.

Die Professorin bemerkte gegen den Baron:

— Ich bin wirklich so empört über meines Bruders schlechte Manieren, daß das mich ganz aus meinem Humor gebracht hat. — Mein Gott, in welcher Gesellschaft empfängt er Sie und mich!

— Meine Gnädige, mir scheint die Gesellschaft charmant zu sein — lispelte der Baron und heftete

seine schlaffen Augen auf Frau von Krug; — die Majorin ist ein liebenswürdiges Frauenzimmer, ein wirklich einnehmendes Weib, welche ihr Haus zu einem der angenehmsten der ganzen Gegend macht.

Alles dies sagte der Baron in jenem schleppenden Ton, der bei ihm so gewöhnlich war; aber wenn er einmal auflebte, dann bekam seine Aussprache einen ganz andern Ton.

— Aber ihre niedrige Geburt gibt ihr so etwas Simples. Es ist doch recht schmerzlich für mich, wenn ich daran denke, daß ein solches Weib in meine Familie eingeführt worden ist; und nur meine Freundschaft und meine Achtung vor dem Herrn Baron haben mich bewegen können, unter dieses Dach zu treten, wo ich jedoch erwartet hatte, daß man mehr Rücksicht auf meine und des Herrn Barons Anwesenheit genommen hätte, als daß ... Die Professorin hustete.

— Als was, Eure Gnaden? — fragte der Baron mit einfältiger Miene.

— Als den Sohn meines Gärtners ein Mitglied sein zu lassen und ihn mir vorzustellen, als wenn er Einer meines Gleichen wäre. Wäre es nicht aus Achtung vor Ihnen, Herr Baron, gewesen, so hätte ich nach dieser Beleidigung durch meinen Bruder sofort das Zimmer verlassen.

— Doktor Bergström soll — sagt man — ein geschickter Arzt mit guten Kenntnissen sein.

— Sehr möglich; und das kann für diejenigen, welche seine Patienten sind, recht nützlich sein, aber das gibt ihm trotzdem kein Recht, in einer Gesell-

schaft von guter Familie gerade so aufzutreten, als wäre er Einer von unseres Gleichen.

— Alle Menschen sind ja gleich, sagen die Demokraten.

Frau von Krug fuhr zusammen, als wenn sie auf ein giftiges Thier getreten hätte, und heftete ihre scharfen Augen auf den Baron.

— Meine Gnädige, ich bin Edelmann — war die Antwort des Barons, die er mit einer eintönigen und schläfrigen Stimme hervorlispelte.

Beim Soupé zeigte die Professorin einen auffallenden Stolz gegen den Doctor, und ein nicht unbedeutender Theil davon fiel in das Loos ihrer Schwägerin. Aber dieses ihr Bemühen, die Majorin dahin zu bringen, daß sie sich gedemüthigt fühle, verfehlte vollständig seine Wirkung, denn das Gesicht der Majorin drückte immer dieselbe ruhige und milde Würde aus; ihr Benehmen war gleich zuvorkommend und verbindlich.

Der Doctor dagegen lächelte mitleidig und wechselte dann einen ausdrucksvollen Blick mit Albertine, welcher zu sagen schien:

— Siehst Du, mit welcher Verachtung Deine Mutter mich behandelt.

Der Major glich einer Gewitterwolke, deren Ausbruch man jeden Augenblick fürchtete; aber, Dank dem Bemühen des Barons und der Majorin, trennten sich die beiden Geschwister, ohne daß ein Auftritt zwischen ihnen stattgefunden.

Als die Professorin und Albertine sich auf ihre Zimmer begeben hatten, blieben die Majorin und Jenny im Saale zurück, wo sie noch etwas zu be-

sorgen hatten. Mutter und Tochter sahen einander an; endlich that die Majorin einen tiefen Seufzer, gerade als wenn sie recht Athem holen wollte. Jenny brach in ein schallendes Gelächter aus.

— Ist das amüsant, Herr Magister? — fragte sie die Mutter.

— Nein, das wird eine schrecklich lästige Zeit, wenn Sophie nicht etwas von ihrem Hochmuth ablegt; ich sah es Papa an, daß ein Sturm nahe daran war, loszubrechen. Weißt Du was, Kind, es ist mir wirklich unangenehm und sehr verdrießlich, daß der Doctor in unserem Hause auf eine so beleidigende und verletzende Weise behandelt werden soll; ich bin verdrießlich darüber, daß Papa während dieser ganzen Zeit in übler und aufgereizter Stimmung sich befinden soll.

Die Majorin setzte sich, Jenny nahm neben ihr Platz und sagte, indem sie ihre Hände küßte, mit fröhlicher Stimme:

— Fort mit allen verdrießlichen Gedanken, Malinchen! (Dies war ein Schmeichelwort Jennys für die Mutter.) Der Doctor scheint nicht empfindlich für der gnädigen Tante Ungnade und auch nicht durch ihren Uebermuth verletzt, sondern findet sie dagegen ganz köstlich, das sah ich ihm an. Was mich anbetrifft, so kam sie mir wie ein Gespenst aus früheren Zeiten vor, wie eine Burgfrau, die bereit schien, mit Lanze und Spieß ihre adelige Ehre zu vertheidigen. Du lieber Gott, Mama, wie drollig Tante aussah, als sie auf mich deutete und fragte: „Was ist das da für ein Mädchen?“ und als sie

mir die Hand reichte, sah sie aus wie die Kaiserin von China, wenigstens wie ich sie mir vorstelle.

— Du bist glücklich, daß Du über Alles scherzen kannst.

— Willst Du, daß ich weinen soll?

— Nein, Jenny, so wie Du bist, gefällst Du mir und ich finde immer einen Trost und eine Aufmunterung an Deinem fröhlichen Geplauder.

— Du mußt Jenny versprechen, nicht so traurig auszusehen. Weißt Du, Mama, ich fühle mich außerordentlich stolz auf Dich, als Du alle die stolzen Worte und Handlungen der Tante Sophie mit der Dir eigenen milden Würde aufnahmst und sie fühlen ließest, daß Du zu hoch ständest, um durch ihre Sarkasmen von Geburt und Ahnen verletzt werden zu können.

— Aber Jenny, das war scheinbare Ruhe; Deine arme Mama ist keineswegs vollkommen; sondern sie empfand die Stiche zu wohl, obgleich sie zu stolz, es Jemanden Anderes als Dich es wissen zu lassen.

— Ach, Du gute, liebenswürdige Mama! Ich sollte auf den Knieen vor Dir liegen, wenn Du so sprichst. Ernst hat Recht, wenn er sagt, daß es nicht Deines Gleichen in der Welt gibt.

— Verdiene ich, Jenny, wirklich all dieses Lob, all dieses Lob gerade jetzt, wo ich meine Schwäche eingestehe, daß ich mich durch das Benehmen Deiner Tante verletzt fühlte?

— Gerade darum, weil Du so eine anmuthige Mutter bist, die es nicht darauf anlegt, in einem andern Lichte zu erscheinen, als in dem eines lie-

benswürdigen Weibes, und in Deinen erwachsenen Kindern Deine besten Freunde hast, — gerade darum ist Deine Macht über uns so groß, unsere Bewunderung vor Dir so grenzenlos und darum bist Du selbst so einnehmend.

Jetzt wurde die Thüre zwischen dem Saal und dem Schlafgemach geöffnet und der Major steckte seinen Kopf herein. Das Gesicht war barsch und seine Stimme rauh, als er bemerkte:

— Wie lange beliebt es Madame hier zu sitzen und mich durch Plaudern am Schlafen zu hindern? Es scheint mir, daß heute genug geplaudert worden ist.

Die Majorin stand sofort auf, küßte die Tochter auf die Stirne und ging dann zu ihrem Manne hinein.

Der Major hatte sich im Schlafzimmer aufs Sopha geworfen und stieß mit dem Stiefelabsatz gegen den Fußboden, während er einen Sturmmarsch auf den Tisch trommelte.

— Es ist wirklich erbaulich zu sehen, wie man mir hier im Hause gehorcht, und doch meine ich, wären meine Worte ziemlich nachdrücklich ausgesprochen und müßten die Wirkung haben, daß man nachher sich nicht damit amüsirt, ihrer zu spotten.

— Lieber Gustav, worin habe ich Deinen Willen verletzt? — fragte die Majorin ruhig, aber an der bleichen, traurigen Stirne konnte man sehen, daß sie bei diesen Vorboten eines ehelichen Gewitters einen peinlichen Eindruck empfand.

— Worin? — brüllte der Major und trommelte jetzt mit den Knochen. — Glaubst Du mich für Narren halten zu können, oder was bedeutet jene

impertinente Frage? Gerade als wenn Du nicht wissen solltest, was mich ärgert. Du weißt das ebenso gut wie ich, aber es ist Deine Freude, mir zu trotzen. Nehme Dich jedoch in Acht, meine Geduld kann einmal ein Ende nehmen, und dann . . .

— Ich versichere Dich, mein Freund, daß es immer absichtslos und vollkommen meinem eigenen Wunsche zuwider war, falls ich je gegen Deinen eigenen Willen handelte.

— Wischi, waschi, es war gegen Dein besseres Wissen, denke ich, daß Du heute Abend drei Gerichte gehabt, obgleich ich ein für allemal es verboten habe.

Die Majorin sah ihren Mann etwas verwirrt an. Sie hatte nie ein solches Verbot über seine Lippen kommen gehört. Der Major, welcher ihre verwunderte Miene bemerkte, fuhr vom Sopha auf und schrie im höchsten Zorn:

— Hättest Du für einen Heller Ueberlegung gehabt, so würdest Du das Verächtliche eingesehen haben, welches in Deinem Bestreben lag, durch eine Menge Speisen jenem hoffährtigen Ding, meiner Schwester, eine Aufmerksamkeit erweisen zu wollen. Nein, Du hättest ihr ein einfaches Mal vorsetzen und dadurch an den Tag gelegt haben sollen, daß Du trotz all ihrem Hochmuth, sie nur als eine nahe Verwandte betrachtest. Jetzt dagegen hast Du Dir Mühe gegeben, ihr, wie vor einer königlichen Person, Torten und dergleichen verdammten Plunder aufzutischen, und Dich so süß und so zuvorkommend gegen sie zu stellen, daß Du meine Galle in Gährung brachtest. Begreife doch einmal, daß Du in

demselben Augenblick, wo Du meine Frau wurdest, auch ihres Gleichen wurdest, und lege in's Teufels Namen das kriechende Benehmen ab!

— Kriechend? War das nicht zu streng?

— Schweige und höre, was ich sage. — Der Staat mit dem Essen war eine Kriecherei; aber, da Du nicht verstehst, wie Du Dich benehmen sollst, so will ich es Dir begreiflich machen! Beherzige deßhalb, was ich Dir jetzt befehle. So lange Sophie hier ist, darf nichts auf unseren Tisch kommen, als was wir selbst täglich gewohnt sind zu essen; weder mehr Gerichte, noch bessere Speisen. Hast Du mich verstanden?

— Ja! — Die Majorin ging hin zum Manne, legte ihre Hand auf seinen Arm, blickte ihm mild und bittend ins Gesicht und sagte:

Sei nicht böse! — Eine Thräne zitterte in den Augenwimpern.

— Sieh so, jetzt muß man gleich das Maul hängen lassen. Es ist zum Teufel, daß Du es nicht vertragen kannst, daß man zu Dir spricht, ohne daß Du gleich weinen mußt wie ein Junge; besser wäre es, daß Du gehorchtest, und nicht das Gegentheil von dem thätest, was ich will. Aber ich rathe Dir, Malin, nicht noch einmal gegen meinen Willen zu handeln. Damit ging der Major aus dem Saal und warf die Thüre hinter sich zu.

Die Majorin setzte sich ins Sopha, stützte ihren Kopf auf die Hand und einige Thränen sickerten hinunter durch die Finger. Aber sie trocknete sie eiligst ab, als sie den Mann wiederkehren hörte.

Der Major begab sich zur Ruhe, ohne seiner Frau ein freundliches Wort zu sagen.

---

Als die Professorin und Albertine im Zimmer der ersteren angekommen waren, wechselten Mutter und Tochter einige Worte, welche als Gegenstück zu der Unterredung zwischen der Majorin und Jenny dienen könnten.

Albertine näherte sich der Mutter, um ihr gute Nacht zu sagen und sich dann auf ihr Zimmer zu begeben, welches auf der anderen Seite der Hausflur lag.

— Bleib', ich habe Dir etwas zu sagen, — bemerkte die Professorin und gab Martha einen Wink, das Zimmer zu verlassen.

— Ich bin ganz unzufrieden mit Deinem Mangel an Tact und den geringen Rücksichten, die Du auf das nimmst, was sich für Deinen Rang schickt. So behandelst Du zum Beispiel Deine Tante, als wenn sie von ebenso guter Herkunft wäre wie wir, mit einer Ehrerbietung, welche von einem Fräulein Krug gegen eine Mamsell Pehrson nicht am Platze ist. Du scheinst zu vergessen, daß Du Dich einer zurückhaltenden Höflichkeit befleißigen mußt, die alle Vertraulichkeit ferne hält. Wenn Du einmal für allemal meine Lehren im Gedächtniß behalten und mit Aufmerksamkeit ein Beispiel an mir nehmen wolltest, so würdest Du nicht unaufhörlich die Schicklichkeit verletzen. Meinst Du, daß ein Schatten von Achtung vor Dir selber in der Art und Weise lag, wie

Du jenen Burschen, den Sohn meines Gärtners grüßtest? Wäre er ein Edelmann ersten Ranges gewesen, so hätte Deine Begrüßung nicht zuvorkommender und artiger sein können, und dieses unpassende Benehmen verbitte ich mir für die Zukunft. Verstehst Du, ich will nicht Dich mit dergleichen Leuten wie mit Deines Gleichen umgehen sehen, auch will ich von keiner Vertraulichkeit mit jener Bauernnärrin, Deiner Cousine, etwas wissen. Ist das schicklich, in einem baumwollenen Anzug, in einem Costüm, schlimmer als das eines Kammermädchens, Fremde zu empfangen? Aber wie sollte man auch verlangen können, daß die Tochter der Mamsell Pehrson irgend welche Unterscheidungsgabe besäße? Die Mutter selbst war ja wie eine Haushälterin gekleidet. Dein eigener Verstand muß Dir wohl sagen, daß jene Menschen nie dazu kommen können, mit uns auf einem vertraulichen Fuß zu stehen. Falls Du versucht wirst, dieses zu vergessen, so erinnere Dich, daß ich alle andere Bekanntschaft, als die, welche die Höflichkeit erfordert, während unseres Aufenthalts hier untersage. Jetzt kannst Du auf Dein Zimmer gehen! Gute Nacht!

Ohne ein Wort auf die lange Rede zu antworten, verneigte Albertine sich tief vor der Mutter und küßte die dargereichte Hand. Aber es lag etwas Eiskaltes in ihren Bewegungen, welche sie fest und so starr wie ein Marmorbild machte, und als sie wieder das gebeugte Haupt emporhob, lag ein Zug unbändigen Stolzes auf der breiten Stirn und in dem tiefblauen Auge.

Die Professorin hatte ihren Blick fortwährend

auf die Tochter gerichtet gehabt, und als sie in deren ganzem Wesen nur Stolz und Kälte las, so zog sie die Augenbrauen zusammen und sagte in ihrem scharfen, schneidenden Ton:

— Etwas mehr Demuth und Haltung, wenn Du Deiner Mutter gute Nacht sagst.

Ein bitteres Lächeln kräuselte die Lippen Albertinens; sie öffnete sie, um etwas zu sagen, schloß sie aber wieder und machte eine noch tiefere Verbeugung, worauf sie das Zimmer verließ und in das ihrige ging.

---

Jenny saß in ihrer Kammer, damit beschäftigt, ihre Haare zu flechten und dachte dabei:

— Meine arme, kleine, geliebte Mama, die jetzt die üble Laune des Papa entgelten muß; denn ich sah an dem Ausdruck seines Gesichts, daß er gegen sie seinen Zorn ausschütten würde. Sonderbare Wesen, die Männer, welche immer die Frau zum Sündenopfer haben müssen, und doch mag Papa die Mama so grenzenlos gern. Ja das mag er. Morgen wird er sie um Verzeihung bitten, und dann, dann wird sie ihm so freundlich und gut zulächeln. Es ist doch weniger beneidenswerth, verheirathet zu sein, glaube ich.

Jenny ließ die Hände sinken, während sie in Gedanken fortfuhr:

— Aber doch liegt da etwas Reizendes darin, einen strengen und harten Mann zu der Erkenntniß zu zwingen, daß man seines Lebens guter Genius

ist, wie Papa Mama nennt. Ja, ich verheirathe mich bestimmt.

Jetzt fing Jenny an zu lachen, während sie bei sich fortfuhr:

— Aber es ist doch nicht so ganz ausgemacht, daß ich ein Engel werde; ich habe vielleicht etwas von Tante Sophie in mir, und wenn der Baron mein Opfer wird, dann werde ich schon mit ihm umspringen, gerade wie die gnädige Tante.

Jenny lachte wie toll. — Das da werde ich der Mama sagen.

Als Jenny mit ihrer Abendtoilette fertig war, ging sie an's Fenster, blickte hinauf nach dem klaren Sommerhimmel, faltete die Hände und flüsterte ein warmes Gebet für ihre Eltern und Geschwister, welches sie mit folgenden Worten schloß:

— O, Du milder Vater! Lehre mich so durch mein Leben zu wandern und so meine Pflichten zu lieben, daß ich einst meiner Mutter gleiche!

Zehn Minuten darauf schlummerte das junge Mädchen den ruhigen Schlummer der Tugend, von deren fröhlichen und goldenen Träumen umgaukelt.

---

Als Albertine in ihr Zimmer kam, warf sie sich ins Sopha, drückte die Hände fest gegen ihre Brust und murmelte mit zusammengepreßten Lippen:

— Einst wird ein entsetzlicher Tag kommen, an welchem mein Herz die Gefühle des Drucks, welche es jetzt birgt, nicht länger wird fassen können, und dann — dann werden entsetzliche Worte über meine

Lippen kommen. Kann ich wohl diese Mutter lieben, welche jeden Schein von Liebe in meiner Brust mit eiserner Hand zu ersticken gesucht hat? Nein, nein, rief sie, sprang auf und stampfte mit dem Fuß auf den Boden. Nein, und tausendmal nein! Hat sie nicht mein Herz mit ihrem Hochmuth verpesten wollen, hat sie durch ihre tyrannische Strenge mich nicht falsch und heuchlerisch gemacht? O, Gott, ich bin recht unglücklich!

Albertine verbarg ihr Gesicht in den Händen und weinte.

— Wie steht's, Albertine, — flüsterte eine milde und freundliche Stimme, und sie spürte, wie eine kleine Hand eine der ihrigen ergriff.

— Ach, Minna! — stammelte Albertine, legte ihren Arm um Minnas Hals und lehnte weinend ihren Kopf gegen ihre Schulter.

— Weine nicht; ich habe etwas in meiner Tasche, das Dir Trost bringen wird, — sagte Minna und zog vorsichtig ein Billet hervor. (Wenn die jungen Mädchen allein waren, nannten sie einander Du; aber in Gegenwart der Professorin sagte Minna stets Fräulein.)

— Von Richard? — Albertine erhob den Kopf und ein Blitz von Freude leuchtete durch die Thränen. Ungeduldig machte sie den Brief auf und las ihn mit glühenden Wangen und heftig klopfendem Herzen.

Als sie denselben gelesen, drückte sie ihn an ihre Lippen, an ihr Herz und rief jubelnd:

— Welche Thörin ich war, daß ich weinte! Be-

sitze ich nicht seine Liebe; und die kann sie nicht von mir nehmen!

Sie streckte die Hand gegen die Thüre aus und rief in einem fast höhnischen Ton:

— Bis zu meinem Tod werde ich ihn lieben, und davon, Mutter, sollst Du mich nicht abhalten können.

In diesen Gedanken ging Albertine zur Ruhe, nachdem sie mit Minna überlegt, wie sie am nächsten Tage mit Richard im Parke zusammentreffen könne, ohne von Jemanden bemerkt zu werden.

Als die Majorin am folgenden Morgen in den Saal trat, fand sie dort den Major. Er kam seiner Frau entgegen, faßte ihre beiden Hände und sagte, indem er ihr treuherzig in die Augen blickte:

— Bist Du mir böse?

— Welche Frage, Gustav! Wann war ich Dir böse?

Die Majorin lächelte ihrem Manne zu.

Der Major setzte sich auf einen Stuhl und zog seine Frau zu sich auf sein Knie.

— Aber Du wirst zugeben, daß Du mich gestern Abend unvernünftiger fandest, als erlaubt ist?

— Gestern Abend, ja; aber heute habe ich alles zusammen vergessen.

— Alles?

— Ausgenommen Deinen so bestimmt ausgesprochenen Willen.

— Ja, Malin, Du wirst Dich meinem Willen fügen und wirst unsere Hausordnung nicht meiner hochmüthigen Schwester willen ändern. Ich könnte desperat werden, wenn ich daran denke, mit welchem

Uebermuthe sie Dich behandelte — und an ihre Unhöflichkeit gegen den Doctor. Aber warte, ich werde sie meiner Seele lehren, daß sie nicht werth ist, den Staub von Deinen Füßen zu wischen. Außerdem soll sie ein wenig extra dafür haben, daß sie mich so in Gährung gebracht, daß ich mich gegen Dich verging.

— Spreche nicht von der Sache, die ist ja vergessen, mein Freund! —

Die Majorin strich mit ihrer kleinen Hand über die Stirne des Mannes.

— Und Du bist nicht verdrießlich?

Der Major legte den Arm um ihren Leib und betrachtete sie mit einem Blick, welcher gewiß nicht glühender war, als er vor siebenundzwanzig Jahren ihre Hand begehrte.

— Dank!

Ein Kuß folgte auf dieses einzige Wort, das in einem Ton ausgesprochen wurde, der ausdrucksvoller war, als eine ganze lange Rede.

— Versprich mir Eins, Gustav!

— Und das ist?

— Daß Du Deiner Schwester kein Wort sagst, daß . . . . . .

— Daß ich ihre vornehme Mienen dulden soll. Nein, Malin, das kann ich nicht versprechen.

— Um meinetwillen. — Siehst Du, mein Freund, ich habe auch meinen Stolz, meine Eitelkeit, und diese beiden würden darunter leiden, wenn Du Deine Schwester merken ließest, daß ihre Absicht, mich zu verletzen, ihr gelungen sei; oder wenn Du jetzt nach der Versöhnung mich wieder zu einem Gegenstand

der Uneinigkeit zwischen Euch machtest. Ach! wenn Du mich wirklich so lieb hast, wie Du so oft gesagt, dann erfülle meine Bitte. Glaube mir, wenn Deine Schwester meine Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit gegenüber ihren Bemühungen, mich zu demüthigen, sieht, so wird sie gezwungen, ihr Benehmen zu ändern. Der Aerger über das Mißlingen wird für sie bitterer sein, als Alles, was Du sagen kannst. Es wird immer für sie ein Triumph sein, wenn Du sie merken läßt, daß ihre Stiche getroffen und Wunden hinterlassen haben.

— Malin, diese Stiche haben nicht allein Dich, sondern auch mich verwundet. Ich, der ich weiß, wie empfindlich Du bist, ich sehe auch ein, daß ihre Worte Nadelstiche sind, welche unaufhörlich stechen.

— Mag sein, daß ich es so empfinde; aber es schmerzt mich nicht, wenn ich Deinem Blick begegne und darin lese, daß ich Dir lieb bin. Solltest Du dagegen Deiner Schwester etwas sagen, so würde ich mich sowohl gedemüthigt als unglücklich fühlen. — Gebe nach, Gustav, und erfülle ein einziges Mal meinen Wunsch.

— Ein einziges Mal! Gebe ich denn nie nach.

— Selten. — Die Majorin lächelte.

— Nun wohlan, Malin, mag es denn geschehen, wie Du es willst. Ich bin Dir für die Thräne, welche ich Dir gestern Abend abpreßte, diese Nachgiebigkeit schuldig. In Beziehung auf Dich werde ich Sophie kein Wort sagen, aber desto mehr wegen ihres unverschämten Benehmens gegen den Doctor, unsern Gast, falls sie damit fortfährt.

— Aber . . . . .

— Sage nichts mehr, Malin, ich habe Deinen Wunsch erfüllt, begehre nichts weiter von mir.

Der Major küßte seine Frau und verließ das Zimmer.

Als der Major die Saalthüre geschlossen, öffnete sich diejenige zum Schlafgemach, und Jenny zeigte ihr lächelndes und frisches Gesicht, welches trotz den hellen Augen, der großen Nase und dem kleinen Munde unbeschreiblich anmuthig aussah.

— Darf man hinein kommen? — fragte sie.

— Ja, komme!

— Es hat gestern Abend Sturm gegeben, kann ich merken — sagte das junge Mädchen, nachdem sie die Mutter geküßt; — und heute hat es viele, viele Küsse gesetzt, so daß Du aussiehst, wie lauter Sonnenschein, Malinchen. Hat der Alte Buße und Besserung gethan?

— Ach Jenny, Papa ist so gut. — Wie leicht kann man nicht seine Heftigkeit übersehen und vergessen, wenn er nachher, wie heute, seine Uebereilung durch Zärtlichkeit tausendfach wieder gut macht.

— Aber noch besser wäre es, wenn er nie heftig würde.

— Gott weiß es! da fänden ja diese Augenblicke liebevoller Versöhnung nicht statt.

— Du erträgst deshalb gern das Böse, wegen der guten Folgen.

— Ja, gewiß. Ich müßte wenig Weib sein, wenn Papas Heftigkeit irgend welche unangenehmen und bitteren Gefühle in meiner Brust hinterließe, wenn er sie durch Liebe zu versöhnen gesucht hat.

— Aber sage mir, wie glaubst Du, daß Tante Sophie die Ausbrüche seiner schlechten Laune aufgenommen haben würde, falls sie seine Frau gewesen wäre? Daran habe ich viel gedacht.

— Liebe Jenny, Tante Sophie ist eine brave ordentliche Frau für den Mann, welcher sie bekommen hat. Alle Gemüther passen nicht zusammen.

— Ich möchte wissen, was Onkel Krug von ihrer Vortrefflichkeit berichten würde, falls man ihn zwänge, auf Gewissen seine Meinung über sie zu sagen.

— Jenny, Du bist boshaft.

— Nun ja, was thut das zwischen uns Frauenzimmern! Wenn ich mit Fremden über meine gnädige Tante spreche, wird es mit aller Achtung geschehen; denn Du mußt wissen, daß ich natürliche Anlagen habe, ihr ähnlich zu werden, und das wollte ich Dir mittheilen. Wenn ich zufälligerweise den Baron zum Manne nehmen sollte, so beabsichtige ich Tante zum Vorbild zu wählen. Ja ha, sehe mich nicht so verwundert an; aber ich fühle einen bestimmten Beruf, in ihre Fußstapfen zu treten.

— Närrin! — sagte die Majorin und streichelte die Wange der Tochter. — Hast Du an das Frühstück gedacht?

— Ja, es ist in Ordnung; aber da die Uhr erst sieben ist und die Frühstücksstunde erst um Neune beginnt, so habe ich die Absicht, eine kleine Promenade zu machen. Apropos, Tante hat einen Teller mit Kaffee, Butter und Brod auf ihr Zimmer verlangt.

— Sie frühstückt also nicht mit uns?

— Nein, wir werden die Ehre nicht haben. Ei,

dort sehe ich den Baron nach dem Parke hinuntersteuern, und ich muß ihn nothwendig wegen einer Mittheilung treffen, die ich dem edlen jungen Mann, der da aussieht, als wenn er im Schlafe ginge, zu machen habe. Adieu, Malin; siehe nicht so verwundert aus! Der Bursche soll nur einen Auftrag für mich ausrichten.

Jenny nahm ihren Hut und eilte hinaus, indem sie ihrer Mutter einen Handkuß zuwarf.

---

Während Jenny ganz freimüthig über den Hof eilte und die Gitterthore zum Park mit großer Heftigkeit hinter sich zuwarf, um den Baron zu veranlassen, daß er sich umdrehe, um zu sehen, wer es sei, schlich Albertine von Minna begleitet, hinunter nach einem der abgelegensten Theile des Parks und begegnete an der Gitterthüre, die nach dem Walde hinausführte, dem Doktor.

Albertine nahm seinen Arm und sie gingen aus dem Park hinaus. Sie vertieften sich in den Wald, während Minna ihnen in einer Entfernung von einigen Schritten folgte. Ihre Unterredung ist nicht von besonderer Wichtigkeit. Alle Unterredungen zwischen Liebenden sind einander gleich. Sie fangen mit Liebe an und schließen mit Liebe. Während Albertine dem Doktor die Unerschütterlichkeit ihrer Gefühle versicherte und beide Pläne für die Zukunft bauten, fand eine Zusammenkunft ganz anderer Beschaffenheit zwischen Jenny und dem Baron statt.

Das Manoeuvre des jungen Mädchens mit der Gitterthüre hatte die erwünschte Wirkung gehabt.

Wir sind als Berichterstatter verpflichtet, der Wahrheit gemäß mitzutheilen, daß der Baron in diesem Augenblick die Forderungen der Höflichkeit weniger angenehm fand. Er war nämlich in einer kleinen Spionirerei begriffen, die sich um den Doktor und Albertine drehte; denn er hatte zu seiner Verwunderung beide den Weg nach dem Park nehmen sehen, und das schon um sieben Uhr Morgens.

— So früh draußen, — bemerkte er.

— Ah, auch nicht so sehr früh, — antwortete Jenny; — aber vielleicht unterbrach der Baron einen beabsichtigten Streifzug, nur um mich zu begrüßen.

— Und wenn es so wäre, so hätte ich ja ein größeres Vergnügen gegen ein kleineres eingetauscht.

— Der Baron ist zu artig, vergißt aber dabei unsere Uebereinkunft, derzufolge wir einander versprachen, gute Nachbarn und treue Freunde zu sein, und somit nie auf Kosten der Wahrheit einander Artigkeiten zu sagen.

— Habe ich die Uebereinkunft verletzt? — fragte der Baron in einem lebhafteren Tone, als gewöhnlich.

— Ja, das hat der Baron.

— Warum?

— Eben, als Sie aus Höflichkeit mich grüßen mußten und dadurch verhindert wurden, eine Promenade forzusetzen. Ich sah es dem Baron an, daß diese Unterbrechung Ihnen mißfiel. Läugnen Sie es, wenn Sie es können.

— Vor Fräulein Jenny lüge ich nie; darum läugne ich nicht.

Das Gesicht des Barons hatte plötzlich den Anstrich einiger Lebendigkeit erhalten.

— Danke, jetzt gefällt mir der Baron, und ich meinerseits will gestehen, daß ich darauf rechnete, daß der Baron stehen bleiben und mich anreden würde.

— Sie haben mir also etwas zu sagen?

— Ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu bitten. Sie müssen Ihren Einfluß auf meine Tante anwenden, und durch denselben sie bewegen, gegen uns Alle mehr Höflichkeit an den Tag zu legen; denn sonst wird Papa bald Feuer fangen, und dann bekommen wir hier einen stürmischen Auftritt. Will der Baron uns, Mama und mir, diese Gefälligkeit erweisen.

— Kann Fräulein Jenny daran zweifeln? Meine Freundschaft für die Herrschaft wäre, glaubte ich, so anerkannt, daß die Willfahrung einer solchen Bitte nicht in Frage gestellt werden dürfte. Alles, was ich in dieser Sache thun kann, werde ich nicht unterlassen zu thun; aber mein Einfluß bei Frau von Krug ist nicht besonders groß.

— Ah, sagen Sie das nicht; Sie sind der Einzige, der etwas Gewalt über sie hat.

— Wie wissen Fräulein das? Sie haben ja mich und die Professorin nur einige Stunden zusammen gesehen.

— Erstens sagten Sie Papa, als Sie ihn mit Tante versöhnen wollten, daß Sie eine gewisse Gewalt über sie zu haben glaubten; und später habe

ich selbst den Schluß gezogen, daß Sie mit Ihrem Rang ihr unwillkürlich imponiren müßten.

— Sie sagen das da, Fräulein Jenny, ganz so, als wenn Sie meinen Rang auslachten, — lispelte der Baron.

— Und das thue ich auch.

— Lachen Sie die Adeligen und den Adel aus.

— Ja, bisweilen.

— Und der Grund?

Der Baron wedelte mit dem Taschentuch und sah außerordentlich ermüdet aus.

— Wollen Sie es wissen?

— Unbeschreiblich gern; aber können wir uns nicht hier setzen?

— Durchaus nicht. Bewegung thut gut, und Sie werden wohl nicht behaupten, daß Sie gleich in der Morgenstunde müde sind.

— Nein, bewahre, — es ist mir so drückend heiß. Aber lassen Sie mich vor allen Dingen hören, was Sie gegen den Adel haben.

— Daß er verweichlicht; Sie, zum Beispiel, ein junger Mann mit einem natürlich guten Verstande, — ja mit reichen Geistesgaben, wie wenden Sie Ihr Leben und Ihre Zeit an? In einer verzärtelnden und abstumpfenden Unwirksamkeit! Sie sind reich, ja sogar sehr reich; aber was für einen Gebrauch machen Sie von Ihrem Reichthum? Nun, Sie haben sich amüsirt, bis Sie des Vergnügens überdrüssig geworden sind. Nachdem Sie sich an Zerstreuungen übersättigt haben, verleben Sie die meiste Zeit hier auf dem Lande, aber wie leben Sie? Nun, theils bringen Sie den Tag auf einem Sopha zu,

theils reiten Sie zu irgend einem der Nachbarn, um die endlos langen Stunden todtzuschlagen, und inzwischen lassen Sie Inspektoren Ihre Güter verwalten und Ihre Untergebenen drücken, während Sie selbst aus Langeweile und Mangel an Beschäftigung allmälig abgestumpft werden.

— Das da war, bei meiner Ehre, ein häßliches Bild; aber, gnädiges Fräulein Jenny, diese meine Fehler, sind doch nicht eine Folge meines Adels.

— Gewiß, ganz und gar. Alle haltet Ihr fest an einem eingewurzelten Glauben an Eurem besseren Ursprung; dies macht, daß Ihr Eure Kinder zu weichlichen untüchtigen Menschen erzieht. Falls ein Edelmann Vermögen besitzt, wie Sie, so wird es ihm von Kindheit an zur Gewohnheit, daß Andere für ihn denken und handeln. Selbst hält er sich für zu gut und von einer zu edlen Abstammung, um zu arbeiten. Wären Sie ein Bürgerlicher gewesen und hätten nicht einen von uralten Zeiten berühmten Namen gehabt, so hätten Ihre Eltern, und wenn sie noch so reich gewesen, Ihnen eine Erziehung gegeben und Gewohnheiten eingepflanzt, die es Ihnen zu einer Unmöglichkeit gemacht haben würden, ein so unwirksames Leben hinzuschleppen, wie Sie es jetzt führen. Sie würden dann selbst Ihre Güter verwaltet, an den Angelegenheiten der Commune und ihrer Leitung theilgenommen, die landwirthschaftlichen Versammlungen besucht, sich für jeden Fortschritt interessirt und Wohlstand und Glück um sich verbreitet haben.

Der Baron hatte mit dem Ausdruck wirklichen

Interesses das junge Mädchen betrachtet während es sprach.

— Aber es hätte doch passiren können, daß ich ein bequemes Leben vorgezogen hätte.

— Möglich, aber doch nicht glaublich, weil Sie nicht von Kindheit an in diese verweichlichenden Gewohnheiten eingeweiht worden wären. Ach, Herr Baron, wenn ich ein Mann wäre, wie Sie, ohne meinen Mitmenschen nützlich gewesen zu sein, ohne für die Erreichung eines bestimmten Ziels gelebt zu haben, — ich würde mich selbst verachten, weil ich die Schätze, die mir die Vorsehung gegeben, verschleudert hätte, und weil ich, statt meinen Geist zu cultiviren, denselben in dumpfer Gleichgültigkeit für Alles, was einen edlen Mann beleben und interessiren muß, hätte versinken lassen.

— Ich bin doch nicht immer gleichgültig gewesen.

— Nein, ich erinnere mich einer Zeit, wo Sie anders waren; aber Sie warfen sich blind in die Arme der Vergnügungen, und verweilten dort so lange, bis ihre ganze Anziehungskraft erloschen war, bis alles Interesse für das Leben und für Ihre Mitmenschen in Ihrer Seele ausgestorben war. Sie kehrten hierher zurück, ganz und gar verändert. — Aber werden Sie mir nur nicht böse, sondern betrachten Sie das, was ich gesagt, als von einem wirklichen Freunde gesagt.

— Ihnen böse, Fräulein Jenny, — niemals.

— Und jetzt, leben Sie wohl. Ich gebe Ihnen jetzt Freiheit herumzustreifen wohin es Ihnen beliebt;

aber vergessen Sie nicht, daß Sie bei meiner Tante eine Mission zu erfüllen haben.

— Sie haben mir diese Mission aufgetragen, und glauben Sie mir, ich werde sie nicht vergessen; erlauben Sie mir indessen, Sie aus dem Parke zu begleiten. — Das Ziel meiner Wanderung ist für heute verfehlt, und ich möchte gern noch eine Weile Ihrem Moralisiren zuhören.

— Nein, jetzt nicht. Ich habe zu thun bei des Waldhüters Lena, die krank liegt.

— Darf ich mitgehen?

— Gerne. Der Baron kann dann sehen, wie es in der Wohnung eines armen Mannes aussieht, ein Anblick, den Sie gewiß noch nie gehabt.

---

Man hatte zu Mittag gegessen und die Gesellschaft war unter den großen Linden im Hofe versammelt, um Kaffee zu trinken. Der Major, der Doktor und Ernst saßen in einiger Entfernung von den Damen und rauchten ihre Cigarren. Arvid war damit beschäftigt, Albertine in alle die Vergnügungen einzuweihen, welche man auf dem Lande zu erwarten hatte. Der Baron saß neben der Majorin und erzählte ihr, daß er seinen Cousin Graf Stormhjelm zum Besuch bei sich für den Sommer erwarte. Die Professorin thronte mit einer feinen Stickerei in der Hand zur Rechten der Majorin und Jenny horchte auf den Baron, während sie, schelmisch lächelnd die Augen auf ihre Stickerei richtete.

Die Professorin war den ganzen Vormittag nicht

zum Vorschein gekommen, sondern hatte sich, mit der Eleganz gekleidet, welche ein reiches und eitles Frauenzimmer auf ihren Anzug verwenden kann, erst beim Mittagstische gezeigt. Sie war in ihrem ganzen Aeußern ein schneidender Gegensatz zu ihrer Schwägerin, und würde sie ganz und gar verdunkelt haben, wenn das Auge nicht durch die Betrachtung dieses harten Gesichts und dieser in Spitzen, Bändern und Seide eingehüllten Figur ermüdet wäre und dagegen mit Wohlgefallen bei der einfachen, geschmackvollen und prunklosen Tracht und den milden, seelenvollen Zügen der Majorin verweilt hätte. Wenn das Herz beim Anblick der Professorin gefröstelt, so wurde es warm in Gegenwart der Majorin.

Die Haltung der Majorin war noch hochmüthiger und steifer, als am vorhergehenden Abend. Sie gab nur ganz wortkarge Antworten, wenn sie Jemand anredete, und suchte durch kein einziges Wort die Unterhaltung im Gang zu halten. Sie empfand einen herzzerreißenden Aerger darüber, daß sie genöthigt sei an demselben Tisch mit ihres Gärtners Sohn zu essen, und je mehr sie daran dachte, desto fester wurde bei ihr die Ueberzeugung, daß der Bruder den jungen Bergström eingeladen habe, um sie zu demüthigen. Aber dies war etwas, was sie durchaus nicht gesonnen war zu ertragen. Sie hatte bereits beschlossen, den Baron zu überreden, sie und Albertine, nach einem Badeort zu begleiten und ganz einfach ihrem Bruder zu sagen, daß sie nicht länger auf Rönby verweilen wolle, wenn der Doktor dort bleibe. Sie war gerade mit dergleichen Gedanken beschäftigt, als der Baron bemerkte, daß sein Cousin einen Theil

des Sommers auf Stjernebro, dem Gute des Barons, zuzubringen gedenke.

— Beabsichtigen Herr Baron, sich den ganzen Sommer auf dem Lande aufzuhalten? — beliebte es der Professorin zu fragen.

— Ja, und den Winter auch. Ich habe mir vorgenommen, Stjernebro ein ganzes Jahr nicht zu verlassen. —

— Aber der Baron wird sich hier auf dem Lande, ohne allen passenden Umgang und ohne angemessene Zerstreuungen zu Tode langweilen.

— Das glaube ich nicht, — antwortete der Baron nachlässig; ich kann es unmöglich lästiger haben als in Stockholm; dort bin ich nahe daran vor Langeweile zu sterben. Alles kommt mir dort unerträglich vor. Hier habe ich meine liebenswürdigen Nachbarn und meine Freiheit; zwei Dinge, die ich überall anderswo entbehren muß.

— Die Professorin kniff die Lippen zusammen, ein gewöhnliches Zeichen, daß sie unzufrieden sei.

— Wird das Landleben in der Länge nicht einförmig für den Baron, welcher an eine mehr wechselnde Lebensweise gewöhnt ist? — fragte die Majorin.

— Durchaus nicht. Es erwacht bei mir, wie bei Anderen, das Bedürfniß, eine Gattin zu suchen, etwas, woran ich in der Stadt nicht denke. Auf dem Lande üben Schönheit und Anmuth einen weit wichtigeren Einfluß auf die Seele aus, als in einer großen Stadt, wo man der Thorheiten müde, der Vergnügungen satt und des Lebens überdrüssig, schließlich ganz und gar abgestumpft wird. Ah, ich

bin nahe daran, beim bloßen Gedanken daran zu sterben, wie tödtend einförmig dieses Leben ist.

— Herr Baron haben also beschlossen, den unehelichen Stand aufzugeben? — Die Professorin lächelte gnädig.

— Ja, wenn ich mich nur verlieben kann.

— Oh, in dem Alter des Herrn Barons wird das nicht schwer halten. Gibt es hier in der Gegend kein Mädchen von Familie?

— Hier sind ganz junge Mädchen, und dazu schöne und reiche, — sagte die Majorin — aber sie sind fast alle verlobt.

— Die Fräulein Hönshufwud nicht, — fiel der Baron ein. — Sie sind recht liebenswürdig.

Die Majorin mußte jetzt die Gesellschaft verlassen; es wurde wegen einiger Anordnungen, welche ihre Gegenwart verlangten, nach ihr geschickt. Jenny rückte ihren Stuhl näher zu Albertine und Arvid. Ihre Gnaden und der Baron befanden sich so gut wie unter vier Augen, denn man konnte, wenn man nur die Stimme etwas dämpfte, bequem sprechen, ohne daß die Anderen hörten, was man sagte.

— Eure Gnaden haben eine Tochter, welche Alle verdunkelt. Fräulein ist in Wahrheit sehr schön — sagte der Baron lispelnd und seufzte.

— Oh ja, sie sieht recht gut aus, — antwortete die geschmeichelte Mutter, — und ich hoffe, daß ich ihr eine Erziehung gegeben habe, welche nichts zu wünschen übrig läßt.

— Man braucht nur das Glück zu haben, Eure Gnaden zu kennen, um zu wissen, daß Ihre Tochter ein ungewöhnliches Mädchen sein muß, — sagte der

Baron mit seiner schläfrigen und schleppenden Stimme.

Die Professorin lächelte dem jungen, reichen Manne gnädig zu.

— Der Mann, welcher Fräulein Albertine seine Gattin nennen darf, wird sehr glücklich; aber ihr Herz ist wohl, gleich dem aller schönen Mädchen, eine uneinnehmbare Festung?

Der Baron unterdrückte ein Gähnen.

— Bester Herr Baron, hegen Sie vor allen Dingen bessere Gedanken von mir, als daß ich meine Tochter zu einer Romanheldin hätte erziehen sollen. Ich habe ihr solche Grundsätze eingepflanzt, daß sie den Mann, dem ich meine Achtung schenke, auch wählen soll, wenn ich sage, daß es mein Wunsch ist.

— Das ist auch ganz richtig; eine Mutter hat mehr Erfahrung und ein sichreres Urtheil, als ein junges Mädchen. Aber, um von Einem zum Andern zu kommen; ich habe eine Bitte an Eure Gnaden. Ich hätte gewiß mehrere, wage aber jetzt nur die unbedeutendste vorzubringen.

— Sie wird im Voraus bewilligt.

Die Professorin war lauter Sonnenschein.

— Ich flehe Sie an, zu geruhen, sich gegen Ihre Umgebung hier ein wenig gnädiger zu zeigen. Ich bin dem Major sehr zugethan und hege große Achtung vor der Majorin; und es würde mir viel Freude machen, ein gutes Einvernehmen zwischen diesen meinen Freunden und einer Person zu sehen, welche ich so tief bewundere wie Eure Gnaden, bei welcher

ich .... vielleicht einst einiges Interesse für meine Person zu hoffen wagen darf.

Der Baron hatte gesprochen, als wenn er etwas auswendig Gelerntes hergesagt hätte; seine Augen waren halb geschlossen, und seine Miene vollkommen gleichgültig.

— So viel Gewalt ich meinen Gefühlen anthun kann, werde ich des Barons wegen thun. Vor einer Stunde war ich entschlossen, Rönby zu verlassen, so unerträglich fand ich es; aber um die Freundschaft, welche ich für Sie empfinde, an den Tag zu legen, werde ich jetzt hier bleiben.

Der Baron küßte die Hand der Professorin, lispelte eine Danksagung her, und begann dann ihre kleinen weißen Hände zu bewundern.

Zwei Wagen fuhren den Hof hinauf. Es waren Major K—s auf Ekenäs. Die Majorin war eine Jugendbekannte der Professorin gewesen und kam jetzt die Bekanntschaft zu erneuen. Sie hatten drei Fräulein und zwei Kadetten mit sich.

Albertine wurde bald die Sonne, um welche die beiden Kadetten und Arvid sich ausschließlich drehten. Der Doktor näherte sich nicht dem jungen Mädchen, und der Baron hatte sich auf einen Gartenstuhl niedergelassen und war, dem Anschein nach bei allem, was passirte, vollkommen gleichgültig. Es war diese noble Indifferenz, welche die Professorin, die alle Gefühlsausdrücke, als etwas im höchsten Grade Unpassendes, im höchsten Grade verabscheute, so sehr für ihn einnahm. Jenny plauderte mit dem Fräulein K— und bald war der Doktor in einem lebhaften Gespräch mit ihnen begriffen.

Man konnte ohne Uebertreibung von Richard Bergström sagen, daß er männlich schön sei. Es lag etwas Lebensfrisches und doch Ernstes in seinem ganzen Wesen, etwas von tiefem Gefühle und überlegenem Verstand in Verbindung mit Kraft und Energie. Kein Wunder deßhalb, daß Jenny und die Fräulein K— seine Conversation anmuthig und sein Aussehen angenehm fanden.

Albertine erwiderte steif und kalt den Bemühungen der jungen Herren, ihr Interesse zu erregen, und wagte nicht durch eine einzige ungezwungene Bewegung, ihren jugendlichen Gefühlen Luft zu machen, weil die Mutter fortwährend ihre scharfen Augen auf sie gerichtet hatte; aber in der Mädchengruppe lachte und plauderte man frei und Richard war nicht der am wenigsten Lebhafte.

Ihr bisher fremde und peinliche Gefühle stahlen sich in Albertinens Herz; es kam ihr vor, als sei Richard gar zu fröhlich, daß die Fräulein K— vollkommen so schön waren, wie sie, daß Jenny mit ihrer feurigen Lebhaftigkeit unbeschreiblich einnehmend sei, und daß sie selbst ihm wie eine Bildsäule unter dieser fröhlichen ungekünstelten Jugend vorkommen müßte. Daß diese Gedanken sie nicht mild stimmten oder sie zugänglich machten, versteht sich von selbst. Auch wurde ihre Miene noch kälter, ihre Worte noch einsylbiger, wenn ihre Blicke an der fröhlichen Gruppe hafteten und unruhig spähten, ob er, welcher für sie Alles ausmachte, nicht mit einem einzigen Blick ihr zu verstehen geben würde, daß sein Herz bei ihr verweile. Aber nicht ein einziges Mal wandte er die Augen nach der Richtung;

nicht ein einziger Blick schenkte ihr Trost für die Gewalt, die sie sich anthun mußte.

Gerade während diese peinlichen Gefühle Albertine beherrschten, erhob sich der Baron und näherte sich ihr.

— Man kann sagen, daß zwei Sonnen an unserem kleinen Gesellschaftshimmel leuchten, — bemerkte er und nahm bei dem jungen Mädchen Platz.

Die Jünglinge zogen sich zurück und näherten sich der Gruppe der Mädchen.

— Ich verstehe nicht die Meinung des Barons, — antwortete Albertine.

Die Professorin hustete. Beim Klange dieses scharfen Hustens, dessen Bedeutung sie sehr wohl verstand, blickte sie auf; Richard that dasselbe und beide richteten ihre Blicke auf die Professorin, deren Augen einen Blitz auf die Tochter schleuderten, welche darüber erröthete und sich an den Baron wandte, der mit der größten Gleichgültigkeit von der Welt fortfuhr:

— Sie, meine Gnädige, sind die Sonne der Jünglinge, und der Doktor die der Mädchen.

— Was sind Sie denn, Herr Baron.

— Zuschauer! Ich sehe dem Schauspiele zu, und dieß ist die am wenigsten beschwerliche Rolle.

In demselben Augenblick schlug die Jugend eine Promenade nach der großen Ebene im Parke vor. Der Baron bot Albertine seinen Arm, gerade als Arvid hervortreten wollte, um der Cavalier seiner schönen Cousine zu werden. Der Jüngling warf einen unzufriedenen Blick auf den Baron und ging hin, um einem der Fräulein K— seine Dienste an-

zubieten. An der Spitze des Zugs schwebte Jenny am Arme des Doktors. Albertine fühlte sich beklommen und ärgerlich, als sie vor sich Jenny und Richard erblickte. Die plastische Gestalt und die geschmeidigen Bewegungen der Cousine waren Eigenschaften, die nur die peinlichen Gefühle vermehrten. Der Baron kam ihr fade und unerträglich vor und dieß mußte er durch die ungnädige Manier, auf welche sie ihn behandelte und durch die schnippischen Antworten entgelten, die er auf Alles erhielt, was er sagte.

Auf der Ebene angekommen machte man einige Fangspiele, aber nicht ein einziges Mal suchte der Doktor Albertine zu fassen.

— Wenn er doch nur ein einziges Mal sich mir näherte oder einen einzigen Blick mit mir wechselte, dann würde ich ruhig sein, — dachte sie mit zusammengepreßtem Herzen und schützte Kopfweh als Grund vor, daß sie nicht mehr an den Spielen Theil nehmen konnte. Sie setzte sich unter einen Baum.

Sie hatte sich kaum gesetzt, als der Doktor sich näherte; die anderen ruhten auch. Richard blieb vor Albertine stehen, aber so daß er den Anderen den Rücken zukehrte, und fragte:

— Befinden Fräulein sich unwohl? — Dieß sagte er mit lauter Stimme.

Albertine blickte auf. Ihre Augen begegneten sich. Welcher Ausdruck lag jetzt in seinem Blick? Wir wissen es nicht; aber Albertine führte die Hand zum Herzen, als wenn sie den Schlag desselben hemmen wollte, und antwortete mit einer Stimme, welche sie sich bemühte ruhig scheinen zu lassen.

— Jetzt ist es besser.

— Die starke Hitze ist vielleicht Fräulein nicht gut bekommen.

Er faßte ihre Hand und fühlte den Puls. Er hatte so laut gesprochen, daß Alle die Worte hören konnten, die gewechselt wurden; als er sich aber bückte, um den Puls zu untersuchen, flüsterte er:

— Albertine, wie steht es? — Der Ton, der Blick, der warme Händedruck, Alles athmete Liebe.

— Danke! Alles ist wieder wohl.

Der Doktor richtete sich empor und sagte lächelnd, aber mit lauter Stimme:

— Fräulein ist nicht an diese starken körperlichen Bewegungen gewöhnt, aber als Arzt wage ich zu behaupten, daß sie nicht schädlich sind.

Damit entfernte er sich.

---

Eine Woche war verflossen. Die Professorin und die Familie des Majors waren am Johannistage nach Stjernebro eingeladen.

Dort wurden sie von der Tante des Barons, Fräulein Silfverkrona empfangen.

Sie war eine Dame mit milden und anmuthigen Manieren, die von aller beleidigenden Herablassung frei waren. Sie hatte mit wenigen Ausnahmen ihr ganzes Leben auf Stjernebro zugebracht. Dort war sie geboren, dort war sie zugleich mit ihrem Bruder und ihrer jüngeren Schwester aufgewachsen; dort hatte sie die Augen ihrer Eltern zugedrückt und sie noch als ganz junges Mädchen zum Grabe begleitet. Dort

hatte sie bei der Hochzeit ihres Bruders und ihrer Schwester getanzt; dort hatte sie am Sterbebett des Bruders und der Schwägerin gewacht, und dort hoffte sie ihre Tage zu beschließen, weil sie dort alle ihre fröhlichen und bitteren Stunden erlebt hatte.

Fräulein Silfverkrona hatte nichts von dem bleichen, hinfälligen und kränklichen Aussehen älterer adeliger Damen. Nichts in ihrem Aeußeren deutete auf schwache Nerven und ein reizbares Gemüth.

Sie war eine zierliche Alte von siebenundfünfzig Jahren, etwas wohlbeleibt und mit einem Gesicht, welches die Zeit ganz schonend berührt hatte, denn es sprachen sich in demselben Gesundheit und Güte aus. Sie war fast blühend und an den regelmäßigen Zügen sah man, daß sie in ihrer Jugend eine nicht gewöhnliche Schönheit besessen.

Als sie in ihren schwarzen seidenen Rock und ihre einfache weiße Haube gekleidet die Fremden begrüßte, war sie ein schöner Typus einer Matrone, auf deren Gesicht der Blick gern ruhte.

Zur nicht geringen Verwunderung der Professorin dutzten sich Fräulein Sigrid und ihre Schwägerin und waren wie es schien, intime Freundinnen. Das war indessen etwas, das zu den Nebensachen gehörte, weil so manches Andere die Aufmerksamkeit der würdigen Frau in Anspruch nahm.

Der Luxus und die Pracht, welche man auf Stjernebro entwickelt fand, waren wahrhaft blendend. Alles, vom Kleinsten bis zum Größten, trug das Gepräge eines verschwenderischen Reichthums.

Das ganze Gut, der Park, der Garten, die Wohn-

zimmer, glichen einem Feenschloß aus der Mährchenwelt.

Man konnte es sehen, daß der reiche Edelmann, nachdem er das Gewimmel der Vergnügungen satt bekommen und von den geräuschvollen Zerstreuungen des Weltlebens ermüdet worden war, um sich zu zerstreuen, das Gut seiner Väter mit einem Luxus ausgestattet hatte, welcher mit dem Geschmackvollen und Bequemen Hand in Hand ging.

Er hatte unerhörte Summen auf die Einrichtung des Schlosses verschwendet und vier verschiedene Zimmer nach der Mode des vierzehnten, fünfzehnten, sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts meublirt. Wenn man dieses Stockwerk mit seiner alterthümlichen Pracht, die doch so neu und so glänzend war, durchwandert hatte, trat man in das untere, wo alles wiederum modern war, und wo der Luxus der Gegenwart das Auge blendete und fesselte.

— Ich stürbe vor Aerger, wenn irgend eine Andere als Albertine mit dem Baron verheirathet würde, — dachte die Professorin und hielt sich selbst für geschaffen für diese Wohnung, welche sie zu der ihrigen zu machen gedachte, wenn die Tochter einst Freiherrin von Silfverkrona geworden wäre.

Majestätisch im Sopha thronend legte sie einen Plan nach dem andern an, um bald das Ziel erreichen zu können.

Der Baron stellte seinen Vetter, Graf Stormhjelm, der Professorin vor und erwähnte zu gleicher Zeit, daß seine Tante und sein Onkel eine Reise ins Ausland unternommen hätten und erst gegen den Herbst zurückerwartet würden.

Uebrigens waren alle Nachbarn nach Stjernebro eingeladen, so daß die Versammlung ziemlich zahlreich war. Was die Professorin jedoch ärgerte und gänzlich ihren Begriffen von adeliger Convenienz widerstritt, war der Umstand, daß Doktor Bergström sich unter den Eingeladenen befand und sich in dieser Gesellschaft von Land- und Stadtadel vollkommen so bewegte, als wenn er unter seines Gleichen gewesen wäre.

— Die Haltung dieses Menschen ist im höchsten Grade unverschämt. Er trägt seinen Kopf hoch trotz einem Grafen. Es ist empörend, der Schamlosigkeit dieser Emporkömmlinge zuzusehen, — dachte die Professorin.

Mit ihren scharfen Augen entdeckte sie auch, daß der Graf mit sichtbarem Interesse Albertine betrachtete, welche in ihrem schwarzen Atlaskleide und mit den dunkelrothen Blumen im Haare schön wie eine Königin war. Die auf ihre schöne Tochter stolze Mutter wandte ihre Blicke von ihr auf Jenny, welche mit dem dem Leser bereits bekannten blauen Nesseltuchkleide angethan, in dem sie ihre Verwandten hatte empfangen wollen, mitten im Kreise junger Mädchen saß. Keine Blume, kein Schmuck erhöhte die Einfachheit ihres Anzugs, und die Professorin fand sie zu gleicher Zeit ordinär und häßlich.

Ob auch Andere derselben Meinung waren?

Wir glauben es nicht; denn Jenny's lebhaftes und fröhliches Benehmen und anmuthige Bewegungen machten, daß sie denjenigen, welche sich ihr näherten, unbeschreiblich einnehmend vorkam.

Dagegen hatte Albertine mit all' ihrer Schönheit etwas Steifes, Kaltes und Unzugängliches.

Nachdem man Kaffee getrunken, wollte man das obere Stockwerk mit seiner antiken Meublirung besehen. Der Baron hatte es eben in Ordnung bekommen, und dasselbe war schon lange der Gegenstand der Neugierde der Nachbarn gewesen.

Das erste Zimmer bestand aus einer Gallerie von Familienportraits. Dort machte man seine Runde. Unter diesen Damen in hoher Frisur und Herren mit gepuderten Haaren wurden Aller Blicke unwillkürlich von dem Portrait eines jungen Mädchens in Lebensgröße angezogen. Selten begegnet dem Auge ein Bild, welches so vollkommen allen Begriffen von idealer Schönheit entspricht.

Um dieses schöne Portrait hatte sich fast die ganze Gesellschaft unter Ausrufen der Bewunderung versammelt.

Albertine, welche sich auch unter ihnen befand, drehte beim Tone eines tiefen Seufzers hinter ihr rasch den Kopf um. Derselbe kam aus der Brust des Doktors, und sie hatte, als sie die Augen auf sein entstelltes Gesicht heftete, beinahe einen Schrei des Entsetzens ausgestoßen.

Richard starrte das Gemälde mit einem Ausdruck bittern Schmerzes an. Seine Lippen waren bleich und bebend und seine Hände krampfhaft geballt — es war, als wenn das schöne Bild für ihn ein Medusenhaupt gewesen, bei dessen Anblick alle bittern Gefühle in seiner Seele erwachten. Man fand leicht, daß es irgend eine widrige und peinliche Erinnerung hervorrief.

Albertine hatte ihn anreden und fragen wollen, was ihn so heftig aufrege, aber sie mußte schweigen und blitzschnell erwachte in ihrer Seele der Gedanke:

— Er hat dieses Weib geliebt! Ich bin also nicht seine erste Liebe!

Ach, ihr Furien, die ihr immer die Liebe begleitet, und die man Eifersucht und Zweifel nennt, sagt, warum müßt ihr eure Galle in diesen Göttertrank des Herzens träufeln? Geschieht es darum, weil es auf der Erde kein reines Glück geben soll? Darum, weil wir erst im Himmel dieses reine Glück kennen lernen sollen?

Das war jetzt das zweite Mal, daß Albertine diese finstere Macht ihr Herz zerfleischen fühlte. Alle Freude war jetzt für sie dahin, und sie wurde nur von dem Gedanken beherrscht:

— Er hat sie geliebt; dieses Weib ist seine erste Liebe gewesen.

Unter dem allgemeinen Geräusch von den Stimmen derer, die um das Gemälde versammelt waren, bemerkte Graf Stormhjelm:

— Dieses Portrait befand sich nicht hier, als ich zum letzten Male hier war. Wessen Bild ist es, Silfverkrona? Es ist ein reizendes Gesicht!

Aller Blicke richteten sich auf den Baron, welcher hinter der Gruppe stand. Er hatte sein Auge auf das Portrait geheftet und es lag in ihm ein Ausdruck von Schwermuth und Schmerz. Sein Antlitz war fast todtenblaß. Beim Klang der Stimme des Grafen fuhr er mit der Hand über die Stirne und antwortete mit klarer Stimme und ohne jene schlep-

pende und lispelnde Betonung, deren er sich gewöhnlich bediente, wenn er sprach:

— Es ist das Portrait meiner Braut, welche vor vier Jahren starb. Da sie dazu bestimmt war, meine Gattin zu werden, so ist sie zu einem Platz unter den Familienbildern berechtigt.

— Der Doktor hatte die Augen von dem Gemälde auf den Baron gewandt. Sie wechselten einen Blick, dessen namentlich von Seiten des Doktors finsterer, fast drohender Ausdruck schwer zu erklären war.

— Aber, der Herr Baron hat den Namen unter dem Portrait vergessen, — bemerkte die Professorin — und dies ist ja ein Unrecht, da alle die andern in dieser Gallerie damit versehen sind.

— Sie haben Recht, meine Gnädige, — antwortete der Baron, ging zu dem Gemälde hin und schrieb an die glatte Stelle, wo der Name stehen sollte: Freiherrin Alfhilda Silfverkrona.

Morgen wird Herr Dalin, der die Gemälde renovirt hat, den Namen hinmalen.

Der Baron entfernte sich von der Gruppe.

— Es ist auffallend, wie ähnlich das Portrait der Freiherrin dem Doctor sieht, — sagte Graf Stormhjelm.

Aller Augen folgten dieser Andeutung und man hörte überall ausrufen:

— Ja, wahrlich, das Portrait sieht dem Doctor ähnlich.

— Das ist eine auffallende Aehnlichkeit.

Die Professorin sagte kein Wort, bemerkte aber etwas später gegen Fräulein Sigrid:

— War der Familienname dieser Dame Silfverkrona?

Inwiefern Fräulein Sigrid die Frage hörte, oder nicht, ist uns unbekannt; aber daß sie dieselbe unbeantwortet ließ, wissen wir mit Bestimmtheit.

Es ist überflüssig, weitere Rechenschaft darüber abzulegen, was passirte. Das einzige Bemerkenswerthe war, daß der Baron Jenny zum ersten Walzer engagirte. Gewiß war die Professorin der Meinung, daß dies von sehr wenig Tact von dem sonst so vortrefflichen Baron zeuge; aber sie sagte sich selbst, daß sie mit dergleichen Eigenheiten einer Person Nachsicht haben müsse, welche ein so ungeheures Vermögen besaß.

Jenny schien ihrerseits wenig erkenntlich für die Artigkeit des Barons zu sein. Das junge Mädchen zog eine Parallele nach der andern zwischen dem Doctor und dem Baron, welche alle den letzteren in Schatten stellten.

Früher hatte die Trägheit des Barons sie gereizt, und sie hatte deswegen mehrere kleine Scharmützel mit ihm geliefert, welche zur Folge gehabt, daß der Baron sich geärgert hatte und somit auch etwas aufgelebt war. Ja, wir müssen gestehen, daß bis zur Ankunft des Doctors auf Rönby der Baron Jenny mehr interessirt hätte, als irgend ein Anderer seines Geschlechts. Jetzt litt dieses Interesse durch die Vergleichungen, die sie zwischen ihm und dem Doctor anstellte, nicht unbedeutend. Noch war Jenny nicht darüber im Klaren; sie fand nur den Baron langweilig mit seinem ewigen Lispeln, seiner Trägheit und Gleichgültigkeit. Das Passive in allen seinen

Aeußerungen und Handlungen kam ihr unerträglich vor.

Albertine ihrerseits litt an Eifersucht. Sie war eifersüchtig auf Alles, was Richards Aufmerksamkeit auf sich zog, und sich mit einem andern Gegenstand als mit ihrer Persönlichkeit beschäftigte.

---

Alle Gäste hatten Stjernebro verlassen. Die Nacht nahte sich ihrem Ende und die dämmernde Morgenröthe verjagte das leichte Halbdunkel, welches einige Augenblicke über der Erde geruht.

In der Portraitgallerie auf Stjernebro promenirten noch der Baron und der Graf Stormhjelm.

— Wahrlich, mein lieber Fritz, ich begreife Dich nicht, — sagte der Graf; — Du läßt das Portrait eines Weibes malen und hängst es auf unter den Familienportraits, und erklärst laut, daß es Deine Braut gewesen; und dies, obgleich kein Mensch je gehört, daß Du verlobt gewesen.

— Erik, lassen wir den Gegenstand; weder will noch kann ich Dir eine Erklärung geben; später vielleicht, aber wie es nun auch sein mag, jetzt blutet die Wunde noch zu heftig.

Der Graf blieb vor seinem Cousin stehen, auf dessen sonst nichtssagendem Gesichte jetzt ein Ausdruck bittern und qualvollen Schmerzes ruhte.

Der Baron fuhr fort:

— Ach, mein Freund, die Geschichte von ihr (hier deutete er auf das Portrait) ist eines jener traurigen Alltagsdramen, welche jeden Tag gespielt

werden, und die, wenn man ein einziges Mal ruhig darüber nachdächte, unsern Augen Thränen auspressen würden. — Siehe, wie schön sie ist; welche Glorie der Unschuld und Reinheit ihre Stirne umstrahlt; wie frisch lächeln nicht diese Lippen, und doch starb sie in dieser Blüthezeit ihrer Schönheit und noch in dem vollen Frühling ihres Lebens. — Der Baron drückte, als wollte er dem Anblick und seiner Erinnerung entfliehen, die beiden Hände vor seine Augen.

Der Graf ging, eine Cigarre rauchend, auf und ab in der Gallerie. Eine lange Pause entstand. Der Baron unterbrach sie:

— Aber lassen wir das Vergangene, bei der Erinnerung daran empfinde ich wieder jenen wilden Schmerz, welcher mir beinahe meinen Verstand geraubt.

— Sie war es also, welche die Veränderung bewirkte, die mit Dir vorging, und die Dich von einem fröhlichen und leichtsinnigen jungen Mann in dieses gleichgültige stumpfe Wesen verwandelte, das Du einige Jahre gewesen.

— Stille! mein böses Gewissen war es.

Wieder entstand eine Pause.

Diesmal ergriff der Graf das Wort, indem er den Arm des Baron faßte und bemerkte:

Laß uns in den Park gehen. Die Morgenluft wird Dir wohl thun und die finsteren Schatten der Vergangenheit verscheuchen.

Sie gingen hinunter in den Park.

— Fräulein von Krug ist wirklich ein ausge-

zeichnet schönes Mädchen, obgleich etwas steif und vielleicht etwas einfältig, — fing der Graf an.

— Sie ist sehr steif und noch mehr verschlossen, aber dies ist eine Folge von der Erziehungsweise der Mutter. Wie willst Du, daß ein Mädchen sein soll, wenn sie kaum zu denken, noch weniger zu sprechen oder zu handeln wagt, ohne erst nach den Augen der Mutter zu sehen, was sie sagen und thun darf.

— Auf dieses schöne Automat hast Du Deine Blicke geworfen?

— Ja, meine Blicke, aber dabei bleibt es. Für mich ist es von eigenem Interesse gewesen, dieses Mädchen zu studiren und wenn sie sich unbewacht glaubte, alle die aufrührerischen Gefühle, welche in ihrer Brust verschlossen sind, hervorblitzen zu sehen. Es gab übrigens auch eine Zeit, wo ich daran dachte, mich mit ihr zu verheirathen, um sie aus der Gefangenschaft, in welcher sie lebt, zu befreien; aber ich bezweifle sehr, daß diese Gedanken je verwirklicht werden. — Die Mutter erweckt meinen Abscheu, und es würde mir einen Genuß bereiten, sie einmal gedemüthigt zu sehen.

— Aber Du stellst Dich doch so, als wärest Du ihr ergebenster Diener.

— Ja, weil ich ihre Absicht, mich zum Schwiegersohn zu bekommen, durchschaut habe; und vielleicht auch aus einem andern Grunde.

— Aus welchem denn?

— Um sie in diese Hoffnungen einzuwiegen und sie mir gewogen zu machen, falls wirklich mein früheres Interesse für das Mädchen wieder erwachen sollte. Außerdem habe ich einen Auftrag bei diesem stolzen Weibe auszurichten.

— Du bist also nicht in das Mädchen verliebt?

— Verliebt? — Der Baron lachte bitter. — Nein, mein Freund, ich bin es weder, noch werde ich es.

— Wenn ich mich in sie verliebte, was würdest Du sagen?

— Nun Glück zu! Aber das würde immerhin vergebens sein; denn . . . .

— Nun, spreche Dich aus! — Bin ich nicht ein hübscher Kerl, — scherzte der Graf, — und besitze ich nicht so alte Ahnen, daß die hochmüthige Mutter aus lauter Ehrfurcht vor denselben ihr stolzes Haupt beugen wird.

— Die Alte, ja, aber das Mädchen nicht. Sie fragt wenig oder gar nichts nach Ahnen, besonders da sie, wie ich glaube, ohne Erlaubniß der Mutter, ihr Herz bereits vergeben hat. Dieses Geheimniß habe ich auf unserer Reise hierher herausgefunden.

— Sieh mal, in dem Punkte sind alle Mädchen ungehorsam; aber die romantischen Liebesträume pflegen mit der Zeit zu verschwinden, und das Schicksal des ersten Liebhabers ist gewöhnlich, verlassen zu werden. Uebrigens hättest Du mit der Geschichte schweigen sollen, weil Du damit, statt mein Interesse abzukühlen, es bedeutend gesteigert hast. Zeigt sie sich nun obendrein kalt gegen mich, so kann ich darauf schwören, daß ich sterbensverliebt in sie werde. Für mich ist der Widerstand nur noch ein weiterer Sporn, und soll ich einst verliebt werden, so wird es gewiß in ein Mädchen, welches mich verabscheut.

— Meinetwegen darfst Du gern versuchen, sie zu besiegen. Nun, wie gefiel Dir Jenny? Du hast sie seit vielen Jahren nicht gesehen.

— Sie ist noch immer dieselbe wie als Kind, naiv, einfach und einnehmend, mit einem Reichthum von Ideen und einer Klarheit des Verstandes, die in der That mich mitunter in Erstaunen setzt.

— Wie wäre es möglich anders zu sein, als sie ist, da sie eine solche Mutter hat.

— Unbegreiflich genug, weil sie nur eine Tochter des Volks ist; ihr Großvater war ja Bauer.

Bei diesen Worten lag etwas Hochmüthiges in dem Ausdruck seiner Stimme.

— Was liegt darin Unbegreifliches? Nichts! Aus dem Volke sind ja unsere ausgezeichnetsten Männer hervorgegangen. Wenn die Kinder des Volks ihren Verstand cultiviren, so thun sie es mit Ernst und Kraft, und haben dabei das Bedürfniß, auch das Herz zu veredeln und nach moralischer Vollkommenheit zu streben. Wir verwöhnten Kinder des Glücks denken nie daran, weder unseren Verstand, noch unser Herz zu veredeln; wir verschwenden unser Leben und unsere Zeit auf elende Vergnügungen, und sind bereit, Alles und Alle für die Befriedigung unserer niedrigen Passionen zu opfern. Gute Nacht, jetzt geht die Sonne auf und es ist Zeit sich zur Ruhe zu begeben.

---

Die Zeit schritt vorwärts, Tage und Wochen vergingen.

Der Baron war ein fast täglicher Gast auf Rönby; ebenso Graf Stormhjelm. Man sah deut-

lich, daß der Graf immer mehr und mehr von Albertine's Schönheit gefesselt wurde.

Je deutlicher der Graf ihr seine Bewunderung an den Tag legte, desto kälter und steifer wurde Albertine, aber diese Kälte hatte nur zur Folge, daß die Neigung des Grafen noch heftiger wurde.

Fräulein Sigrid besuchte jede Woche Rönby; aber zwischen ihr und der Professorin wollte keine Sympathie entstehen.

Die letztere hatte sich jedoch mit der größten Genauigkeit von den Verhältnissen auf Stjernebro unterrichtet, und erfahren, daß Fräulein Sigrid einen großen Einfluß auf ihren Bruderssohn ausübe.

Auch beschloß die Professorin, der alten Dame alle mögliche Aufmerksamkeit zu schenken, um sie für einen Vorschlag zur Verbindung des Barons mit Albertine günstig zu stimmen, trotzdem daß sie zu wohl einsah, daß der Baron keine heftige Liebe für ihre Tochter empfinde. Er war nach der Meinung der Professorin keiner Passion fähig; man suchte deshalb aus Noth Fräulein Sigrid zur Verbündeten zu werben. Die Professorin hatte nämlich fest beschlossen, ihren Plan, die Tochter mit dem Baron zu verheirathen, durchzusetzen. Sie war auf diesen Gedanken so erpicht, daß derselbe nahezu zu einer fixen Idee geworden wäre.

Man befand sich am Ende des Juli. Die Arbeitsglocke läutete sechs Uhr Morgens, als Tritte sich auf der Hausflurtreppe vernehmen ließen, und Albertine, von Minna begleitet, mit leichtem Schritte dieselbe hinabeilte und den Weg nach dem Park nahm. Gerade als sie die Gitterthüre zu demselben

öffnete, erschien Jenny in der Hausflur. Sie blieb stehen und sah der Cousine mit einem eigenen Ausdruck im Blicke nach. Es lag zu gleicher Zeit etwas Aergerliches und Mißvergnügtes darin.

— Wonach sieht meine Jenny? — fragte die Majorin, welche herauskam.

— Nach Albertine, — antwortete Jenny. — Sie und ich haben jetzt mehrere Wochen zusammengelebt und sind einander doch so fremd, wie am ersten Tage ihrer Ankunft. Alle meine Bemühungen, mich ihr zu nähern, scheitern an ihrer Kälte und sie behandelt mich mit einem so abgemessenen und fremden Wesen, daß ich mich oft verletzt fühle. Weißt Du, Mama, ich habe bisweilen gegen sie Empfindungen, welche dem Neide ziemlich ähnlich sind. Sie ist so schön, so prachtvoll in ihren Kleidern und mir so überlegen, daß sogar meine Brüder mich vergessen. Sie sehen und hören bloß sie; es ist so, als wenn ich gar nicht da wäre, und doch kommt es mir vor, als stände ich ihr nicht in allen Beziehungen nach.

— Ei, ei, mein Mädchen, ich glaube, Du wirst jetzt von einem sehr häßlichen Gefühle beherrscht, das Du sehr richtig Neid nanntest und das von verletzter Eitelkeit herkommt. Und ich, Jenny, lebte in der Ueberzeugung, daß Deine Eitelkeit eine ganz andere Richtung hätte und daß Du Dich nie damit unzufrieden fühlen könntest, eine Andere schöner und reicher zu sehen, als Du bist!

— Eine solche Empfindung habe ich noch nie früher gehabt, und ich bin wirklich auf Albertine böse, weil sie ein solches Gefühl bei mir hervorgerufen. Ach, ich hätte sie so gern lieb haben wollen;

und es wäre mir gewiß gelungen, wenn sie nur gegen mich so gewesen wäre, wie sie es gegen Dich und die Brüder ist. Aber ich fühle, daß zwischen uns etwas Fremdes ist, etwas, das es für uns unmöglich macht, mit einander vertraut zu werden.

— Aber dieß darf indessen nie Neid und unfreundliche Gefühle gegen Deine Cousine bei Dir hervorrufen; am allerwenigsten, weil sie schöner ist und mehr bemerkt wird, als Du.

Die Mutter streichelte mit der Hand Jenny's glühende Stirne und fuhr fort:

— Erinnerst Du Dich, Jenny, was ich Dir sagte, als wir sie hier erwarteten: Mache keine Vergleichungen zwischen Euch und suche nicht mit Albertine zu wetteifern, denn dadurch rufst Du nur Neid in Deinem eigenen Innern hervor. Von einer Parallele zwischen Euch kann nicht die Rede sein. Jede von Euch hat ihre Vorzüge, aber Ihr seid in Eurem äußeren und inneren Menschen einander so ungleich, daß eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen Euch schwerlich statfinden wird. Merke wohl, Jenny! die Reseda mit ihrem geringeren Aeußeren verbreitet doch einen weit angenehmern und stärkeren Duft als die stolze, in ihrer Pracht prunkende Rose. Die kleine Pflanze, welche so anspruchslos in ihrem Beete wächst, erfreut doch mit ihrem Wohlgeruche und verbreitet ihn weit herum im Felde. Meinst Du, daß die Reseda Grund hat, die Rose zu beneiden, welche nur in einem engeren Kreise duftet und deren Schönheit so schnell verfliegt? Stellt der Zufall ein Wesen an Deine Seite, welches Dir in moralischer Beziehung überlegen ist, so blicke hinauf zu ihm, und

strenge Dich an, dasselbe zu erreichen. Gibt es wiederum Jemanden, der, wie Albertine, nur an Schönheit über Dir steht, so denke bloß, daß Gott Dir dieses verführerische Aeußere deshalb nicht gegeben, weil er Dir nicht Seelenstärke genug zugetraut hat, um zu gleicher Zeit ein gutes und ein schönes Weib zu sein. Ersetze darum durch Güte und Tugend, was Dir an Schönheit fehlt, und Du wirst auf diese Weise alle Gefühle des Neids und des Widerwillens gegen Denjenigen verbannen, welcher höher steht, als Du. Denke über das, was ich gesagt, nach, und prüfe selbst, ob Du es für richtig hältst. Wenn wir unser eigenes Herz sprechen lassen, so ist es immer der sicherste Richter unserer Handlungen.

— Ach Mama, wer Dir gleichen könnte! Du hast gewiß nie in Deiner Brust solche Gefühle der Bitterkeit gehegt, wie die, welche ich gegen Albertine nährte. Hast Du je Neid gekannt?

— Welche Frage, Jenny! Ich habe viele Fehler gehabt und habe sie noch. Als jung kam mir oft das vor, was Dir jetzt passirt; aber siehst Du, mein Kind, ich hatte einen Vater, welcher so viel wie möglich meinen Fehlern entgegenarbeitete. Um ihn nicht zu betrüben, suchte ich meine Gefühle zu ersticken, welche mein Herz verwerflich fand; aber es gelang mir nicht immer.

— Es ist Dir genug gelungen, Malinchen, — rief Jenny heiter; — ich möchte wissen, was das für Fehler sind, die Du hast. Es fällt gewiß schwer, nur einen einzigen herauszufinden.

— Nicht so schwer gerade, — scherzte die Majorin; — ich bin zum Beispiel eitel.

— Das muß nur in Deiner eigenen Einbildung sein, Mama!

— Nein, ich bin eitel, stolz und egoistisch. Eitel darum, weil ich gute und vortreffliche Kinder besitzen will; stolz, um auf sie stolz sein zu können; egoistisch, weil ich sie fröhlich und glücklich zu sehen wünsche.

— Mama, Mama, die Worte werde ich nie vergessen. Du bist eine sehr, sehr gefährliche Frau, denn Du machst mit einem armen Menschen alles, was Du willst. Aber da kommt meine Compagnie, — fügte Jenny lächelnd hinzu und deutete auf eine kleine Truppe von noch ganz jungen Mädchen, welche über den Hof gingen und ihren Weg nach dem rechten Flügelgebäude nahmen.

— Und den Nachmittag, wenn Tante Sophie, Papa und ich zur Kindtaufe bei Oberst H—s reisen, kannst Du, Albertine, der Doctor und Arvid einen kleinen Ausflug nach dem Wasserfall machen. Ich werde Lina ein Vesperbrod, das Ihr mitnehmen könnt, zurecht machen lassen.

— Das wird ein göttliches Vergnügen! Dank, Dank, meine geliebte Malin, — und Jenny küßte und umarmte die Mutter ganz entzückt.

In dem unteren Stockwerk des rechten Flügels lag ein großer, geräumiger Saal mit weißen Wänden und vier Fenstern. In diesem hellen, sonnigen Zimmer standen drei Webstühle und einige Spinnrocken; an zwei Fenstern hatten zwei Nähtische Platz und zwischen zwei anderen war ein großer Tisch aufgestellt, auf welchem sich Schreibmaterialien und Bücher befanden. In diesem Zimmer waren zwölf Bauern-

mädchen versammelt. Sie waren zwischen zehn und sechszehn Jahren.

Jenny trat gerade zu ihnen hinein, als sie ihre Kopftücher herunternahmen, und begrüßte sie mit einem fröhlichen und freundlichen Nicken, worauf sie an jedes seine Arbeit vertheilte.

Die jüngsten setzten sich zu ihren Lectionen, die älteren schlugen ihre Schreibbücher auf, und die zwei ältesten Mädchen, das eine von fünfzehn und das andere von sechzehn Jahren, nahmen Platz an zwei Webstühlen, in welchen zwei Kunstgewebe aufgespannt waren. Jenny selbst setzte sich in den dritten Webstuhl und jetzt war Alles in voller Wirksamkeit; die Stühle rasselten und die jüngeren Mädchen lasen mit halblauter Stimme.

Wenn Jenny so da saß und fleißig und rasch an ihrem Webstuhle thätig war, sah sie aus wie ein lebendiges Bild der Arbeitsamkeit, der Jugend und der Gesundheit.

Nachdem Jenny ungefähr eine halbe Elle gewoben, trat sie aus dem Webstuhl heraus und äußerte gegen eines der Mädchen, welches damit beschäftigt war, große und schräge Buchstaben zu schreiben.

— Jetzt, Greta, habe ich den Webstuhl in Ordnung gesetzt, und sobald Du mit Deinem Lesen und Schreiben fertig bist, magst Du versuchen zu weben.

Jenny begann dann ihr Amt als Lehrerin. Sie überhörte hierauf die Aufgaben der Mädchen, unterrichtete sie in der Geographie und erklärte den Kindern, was sie gelesen. Nachher verrichtete die kleine Versammlung ein Gebet und jedes Mädchen ging

an seine Handarbeit. Die kleineren nähten, die weiter Vorgeschrittenen spannen auf Spinnrocken mit zwei Spulen und Greta nahm ihren Platz im Webstuhl des Fräuleins ein, in welchem ein einfaches, aber schönes Damastgewebe aufgespannt war.

Jetzt läutete die Frühstücksglocke. Jenny nickte ihren Zöglingen zu, glättete ihre Haare vor dem Spiegel und ging hinauf in den Speisesaal.

Es war Niemand dort als Arvid. Er stand mit allen Zeichen einer bösen Laune am Fenster und kaute an den Nägeln.

— Guten Morgen, pflege ich zu sagen, — bemerkte Jenny und gab ihm einen Schlag auf die Schulter.

— Ich kann doch wohl nicht grüßen, bevor ich Dich sehe, — antwortete der junge Herr in einem etwas heftigen Ton.

— Ja so, Seine Gnaden sind bei schlechter Laune; sage mir es nur und ich werde schweigen wie eine Mauer. Sonst dachte ich daran, Dir für die herrliche Promenade welche wir gestern Abend zu Pferd machen sollten zu danken; sie war wirklich bezaubernd.

Jenny sah den Bruder mit einem schelmischen und neckischen Lächeln an.

— Liebe Jenny, Du bist so kindisch; es wurde ja ganz und gar zu spät zu reiten, und . . . .

— Du wolltest um keinen Preis das Glück missen, der Cavalier Deiner Cousine zu sein. Mein Junge, ich verzeihe Dir Deine Versäumniß und bin Dir nicht länger böse. — Jenny streckte ihre Hand hinauf nach seinen Lippen.

— Unendlich dankbar, — antwortete Arvid und

konnte sich des Lächelns nicht enthalten. — Was hast Du diesen Morgen gethan? — Arvid hatte dabei seine Augen fortwährend auf den Park gerichtet.

— Es ist Donnerstag, und Du weißt, daß ich dann meinen Dienst als Lehrerin zu versehen habe. Das dürftest Du wohl nicht ganz vergessen haben. Aber wonach siehst Du?

Arvid erröthete.

— Ah, ich sehe nach dem Doctor, den ich vor einer Weile im Park erblickte, und, sonderbar genug, es kam mir vor, als wenn er nicht allein sei.

— Ernst war wohl mit ihm?

Jetzt läutete die Frühstücksglocke zum zweitenmale; in demselben Augenblick trat Albertine und gleich nach ihr der Doctor ein. Einen Augenblick später langten die übrigen Mitglieder der Familie an, ausgenommen die Professorin, welche nie beim Frühstück erschien.

— Warum zum Teufel streicht der Doctor herum in der Nachbarschaft des Waldhüters? — sagte der Major scherzend; — ist vielleicht die schöne Tochter des Waldhüters Erik der Magnet?

Arvid richtete in demselben Augenblick seine Augen auf Albertine, welche purpurroth wurde. Ihre glühende Farbe brachte eine ganz entgegengesetzte auf Arvids Wangen hervor, und er wandte die Augen von der Cousine nach dem Doctor und zwar mit einem Ausdruck in denselben, welcher durchaus nicht freundlich war.

— Ich versichere Onkel, — antwortete der Doctor lächelnd, — daß ich nicht einmal Eriks Tochter ge-

sehen, aber wenn sie wirklich so schön ist, dann werde ich es schon so einrichten, daß ich sie zu sehen bekomme.

— Und Du, mein Mädchen, (der Major wandte sich an Albertine) Du streifst ja so zeitig Morgens herum, als wärest Du ein Jäger.

Jenny richtete einen Blick auf Albertine, welche antwortete:

— Ich habe nie früher längere Zeit auf dem Lande zugebracht; darum scheint es mir so herrlich, ganz früh die frische Landluft einzuathmen.

Nehme Jenny mit, dann zeigt sie Dir alle die schönen Punkte ringsum.

— Wenn ich Dich auch begleiten darf, dann versichere ich Dich, daß Du nicht eines einzigen Punktes, welcher gesehen zu werden verdient, verlustig werden sollst, — fiel Arvid ein.

Albertine sah verlegen aus und that, als wenn sie das, was Arvid sagte, nicht hörte, sondern reichte Jenny, welche den Kaffee servirte, ihre Tasse.

Arvid war finster, denn gewöhnlich zeigte Albertine sich ganz freundlich gegen ihn. Er durfte ihren Shawl tragen, ihr Cavalier sein und alle die kleinen Vorrechte genießen, welche sie dem Grafen und den anderen jungen Herren der Gegend verweigerte.

Das Frühstück war vorbei und Jenny kehrte nach ihrer Schule zurück; Albertine stand gerade im Begriff, zu ihrer Mutter hinaufzugehen, als die Majorin sie zu sich winkte.

— Wärest Du wohl aufgelegt, den Nachmittag,

wenn wir fort sind, einen Ausflug mit meinen Kindern und dem Doctor zu machen?

— Mit vielem Vergnügen, beste Tante.

— Aber ich habe außerdem eine Bitte an Dich, die Du mir nicht abschlagen darfst.

— Es ist mir unmöglich, Etwas abzuschlagen, um das mich Tante bittet.

— Bist Du dessen gewiß?

— Vollkommen.

Albertine lächelte der Majorin zu.

— Zeige Dich ein wenig mehr zugänglich gegen Jenny, ein wenig freundlicher und vertraulicher; glaube mir, sie verdient es. Sei gegen sie, wie Du gegen mich und Arvid bist.

— Bin ich denn anders gegen Jenny? — fragte Albertine.

— Ja, das bist Du, und mir scheint das verdrießlich.

— Beste Tante, ich bin gegen Jenny, wie sie gegen mich ist; wenn irgend etwas Fremdes zwischen uns ist, so rührt das nicht von mir her.

Albertine verneigte sich und ging.

— Es lag Etwas in ihrer Stimme, — das Aerger und Bitterkeit ausdrückte, dachte die Majorin, — wegen was sollte denn Albertine wohl auf meine Jenny neidisch sein können?

Abends, als man von dem kleinen Ausflug zurückgekehrt war, warf Albertine sich in ihrem Zimmer aufs Sopha und verbarg ihr Gesichtchen in den Händen. Minna trat vor sie hin.

Was ist es jetzt wieder, was Dich schmerzt, Albertine? — fragte Minna. — Du bist, so lange

wir hier weilen, in einer höchst sonderbaren Laune gewesen. Ist Dir etwas Verdrießliches passirt?

Minna, wenn ich doch den Tag erlebte, wo ich nicht mehr nöthig hätte, Jenny zu sehen, um nicht mehr durch seine Freundlichkeit und Herzlichkeit gegen sie gepeinigt zu werden! Ach, ich fühle, daß mein Herz jeden Tag, wo ich Augenzeuge des Interesses sein muß, welches sie bei ihm erweckt, immer mehr und mehr mit Bitterkeit erfüllt wird. Warum soll sie zwischen mich und das einzige Wesen treten, das ich liebe? Warum soll sie, die so viele Quellen zur Freude und Behaglichkeit in ihrem Vaterhaus hat, Galle, bittere Galle, in das einzige Glück träufeln, das ich besitze? — Albertine weinte.

— Hast Du Richard gesagt, was Dich peinigt?

— Sollte ich einräumen, daß ich eifersüchtig bin? Sollte ich, die es versprochen hat, ihm blind zu glauben, einräumen, daß mein Herz zweifelt? Nein, niemals! Wenn meine Lippen sich öffnen, um eine Frage zu thun, schließen sie sich wieder eiligst, und die Worte kommen nicht über sie. Wo ist jetzt mein geduldiges Harren auf die Zukunft? Wo ist jetzt das Vertrauen und die Hoffnung, die ich früher hegte? Fort, und ich trage ein Verlangen darnach, die Ereignisse mit Gewalt zu beschleunigen, damit ich Gelegenheit bekomme, für meine Liebe zu kämpfen. Was ist jetzt dieser ganze Ausflug gewesen? Ja eine Tortur, während welcher er alle mögliche Aufmerksamkeit an Jenny verschwendete und mich ganz und gar Arvid überließ, welcher in seiner knabenhaften Eigenliebe sich zutraut, auf mich irgend einen Eindruck machen zu können. Mit jeder Fiber meiner

Seele gab ich auf Richard Acht, und dabei schwatzte Arvid von meiner Schönheit, seufzte und erröthete. Was blieb mir wohl übrig, um mich zu rächen, als ihm Aufmerksamkeit zu schenken? Vielleicht, daß ich mich sogar dazu herabließ, zu coquettiren, — ich glaube es fast selbst — und dann, — dann warf Richard mir einen Blick zu, nicht der Eifersucht, sondern der Mißbilligung und der Unzufriedenheit, der mich zu gleicher Zeit schmerzte und ärgerte. Minna, wie ich doch unglücklich bin, unglücklich in jeder Beziehung!

— Alle die Leiden, welche Du mir da beschrieben hast, Albertine, sind eine Geburt Deiner Einbildung und eine Folge Deiner eigenen Verschlossenheit. Warum nicht aufrichtig mit Richard sprechen, warum ihm nicht sagen, was Dich peinigt? Aber Dein größter Fehler ist — Zurückhaltung. Wir haben beide von Kindheit an die Gewohnheit gehabt, das zu sagen, was wir nicht denken, und dadurch ist das Lügen uns zur zweiten Natur geworden. Ich sehe gar nicht ein, weshalb Du gegen Deinen Geliebten so verschlossen sein mußt. Ich bin immer aufrichtig gegen Dich, weil Du die einzige Person bist, die ich liebe.

Am folgenden Morgen früh trippelte Minna über den Hof hinunter nach dem rechten Flügel, wo die Herren ihre Zimmer hatten. Ganz vorsichtig klopfte sie an die Thüre des Doctors, die sofort geöffnet wurde. Minna übergab ihm ein kleines zusammengelegtes Papier und sprang darauf zurück, aber sie hätte beinahe einen langen, schlanken Jüngling, der

in der Hausflurthüre stand, über den Haufen gerannt.

— Guten Morgen, Mamsell Minna, — sagte Arvid mit ziemlich unsicherer Stimme; — ist Jemand krank, da Mamsell beim Doctor gewesen ist?

— Niemand, als ich, Herr Arvid, — antwortete Minna und eilte davon.

Eine Stunde darauf spazierte der Doctor dem Parke zu, und eine Viertelstunde später sah man Albertine und Minna denselben Weg nehmen. Sie wanderten durch den Park, der Wohnung des Waldhüters zu; dort bogen sie auf einen Fußsteig ab und vertieften sich immer mehr und mehr in den Wald. Auf einer kleinen Ebene angelangt, fanden sie dort Richard. Minna ließ sich neben einem Baume nieder und Albertine nahm den Arm des Doctors, welcher sie nach einer etwas weiter davonstehenden Bank führte. Sie hatten vorher nur einsilbige Worte gesprochen; aber als Richard fand, daß sie so weit von Minna entfernt waren, daß es ihr unmöglich war, ihre Worte zu hören, sagte er mit tiefem Ernst in der Stimme:

— Meine geliebte Albertine, ich glaube, daß ein fremdes Gefühl, welches nicht obwalten darf, sich zwischen uns eingeschlichen hat, und dasselbe ist: Mißtrauen. Du vertraust mir nicht mehr, und in den finsteren Stunden Deines Zweifels erlaubst Du Dir etwas, welches stets das Weib verunziert, Du erlaubst Dir nämlich zu coquettiren.

— Habe ich coquettirt? — stammelte Albertine.

— Ja, und Dein Erröthen sagt mir, daß Du gut weißt, daß Du es gethan hast, obgleich Du zu

stolz bist es zu gestehen. Willst Du vielleicht, daß ich Dir die Ursache Deiner Coquetterie und die möglichen Folgen davon sagen soll?

Albertine schwieg.

Du bist eifersüchtig; dieß ist die Ursache und die Folgen können die werden, daß jener arme unerfahrene Jüngling, welchen Du zum Ziel Deiner Gefallsucht gemacht hast, die Gunst, die Du ihm erweisest, für Ernst nimmt und daß Du dadurch in seinem jungen, warmen Herzen Gefühle erweckst, die Du nicht erwiedern kannst. Was hast Du dann gethan? Aus unedler Laune hast Du ihm ein Leiden geschaffen, welches hervorzurufen jedes edle Weib sich scheuen sollte.

Albertine heftete ihre Augen auf Richard und antwortete in einem fast scharfen Ton:

— Sagt es Dir Dein eigenes Gewissen, daß ich Grund habe, auf Dich eifersüchtig zu sein?

— Wenn mir irgend eine innere Stimme sagte, daß Du in Deiner Voraussetzung Recht hättest, so befände ich mich jetzt nicht an Deiner Seite. Nein, dieses hat mich über Etwas aufgeklärt, was ich weit entfernt war zu ahnen.

Der Doktor reichte ihr ein kleines beschriebenes Zettelchen, auf welchem nur diese Worte standen:

— Albertine ist eifersüchtig auf Jenny.

— Wie sehr unterschätzst Du mich nicht, wenn Du glaubst, ich sei im Stande, mit Dir von Liebe zu sprechen, und einer Andern eine Huldigung darzubringen, welche ich nur Dir darzubringen habe! Einen Mann, welcher so handeln könnte, sollte ein gutes und ehrliches Mädchen nie lieben dürfen. Was

es ihm schenken könnte, wäre nicht Liebe, sondern Verachtung.

— Aber Richard, daß Du gegen Jenny Aufmerksamkeit zeigtest und vollkommen vergaßest, daß ich existire, Alles gab mir Anlaß zur Unruhe.

— Meine Aufmerksamkeit gegen Jenny hat ihren Grund in dem Gefallen, den ich an ihrer Gesellschaft finde und in der Achtung, welche sie mir einflößt. Daß ich Dich, wie Du es nennst, vergesse, ist ja etwas, was Du mir selbst anbefohlen hast. „Vor der Welt sind wir einander fremd," sagtest Du einmal, und ich habe Dir aus Nothwendigkeit gehorcht, da ich nicht will, daß unsere Liebe einen Schatten auf Dich werfen, oder vor der Zeit Stürme zwischen Deiner Mutter und Dir heraufbeschwöre. Ich hatte mir damit geschmeichelt, daß Alles, was Du von mir gesehen, Dir Achtung und Vertrauen eingeflößt haben müßte. Der Mann, an dessen Ehre ein Mädchen zweifelt, darf es nicht lieben; und wenn es an der Wahrheit seiner Versicherungen zweifelt, so zweifelt es auch an seiner Ehre.

— Du bist unzufrieden?

— Ja, warum sollte ich es läugnen? Ich fühle mich verletzt, vielleicht weniger wegen Deiner kindischen Eifersucht, als weil Du diese Zweifel gehegt hast, statt mir sie aufrichtig mitzutheilen. Du hast Dich durch sie zu einem Betragen verleiten lassen, wie das, welches Du gestern gegen Arvid an den Tag legtest. Du hast mir zugelächelt, und mir äußerlich Vertrauen und Liebe gezeigt, während Du in Deinem Herzen nur Eifersucht und Mißtrauen nährtest. Was ist die Liebe werth, die nicht von

unbeschränktem Vertrauen begleitet wird, oder die sich dergestalt vom Stolz commandiren läßt, daß sie bis zur Verstellung herabsinkt.

Du bist streng, Du bist ungerecht, — stammelte Albertine, und die Thränen wollten mit Gewalt hervorbrechen.

— Streng möglicherweise, meine geliebte Albertine, — sagte der Doktor mit milder Stimme, und führte ihre Hände an seine Lippen; — aber nicht ungerecht. Du hast mir Mangel an Aufrichtigkeit gezeigt, und dieß ist ein Fehler, den Du gut machen mußt. Wer soll Deinen Fehler verbessern, wenn nicht Dein künftiger Gatte, fügte er lächelnd hinzu.

— Und ich verspreche Dir, daß Du nie mehr Grund haben sollst, mit mir unzufrieden zu sein.

— Aber kannst Du wirklich dieses Versprechen halten? erinnerst Du Dich, daß Du bereits eins gebrochen hast?

— Richard, sei edelmüthig und bedenke, daß ich nur Dich habe; Du bist für mich an der Eltern Stelle, Du bist der einzige Lichtpunkt, den mir das Leben gewährt, und wenn ich Furcht, eine kindliche Furcht habe, diesen höchsten Schatz meines Herzens zu verlieren, darfst Du Dich darüber wundern? Ich will Dir indessen zeigen, daß ich Muth habe, aufrichtig zu sein! Sage mir, in welchem Verhältniß hast Du zu der verstorbenen Braut des Barons gestanden; was bedeutete Deine Gemüthsbewegung, als Du ihr Porträt zu sehen bekamst?

— Albertine, — rief der Doktor mit bewegter Stimme, sie war meine einzige ....

— Gehorsamer Diener, — klang es in einiger Entfernung.

Albertine flog erschrocken auf und auch der Doktor erhob sich heftig.

Beide wandten ihre Augen nach der Richtung, in welcher man die Stimme und auch rasche Fußtritte gehört. Wen bekamen sie zu sehen? Arvid, der ihnen entgegenkam. Der Jüngling war blaß und seine Augen blitzten.

— Lassen sich die Herrschaften nicht durch mich geniren; ich werde mich gleich entfernen; aber läugnen kann man doch nicht, daß der Doktor meine Cousine ein wenig zu viel bloßstellt, und daß ich als Verwandter es für sehr unpassend halte, daß meine Schwester als Deckmantel für diese kleine Intrigue dienen muß. Am Dienlichsten wird es wohl sein, meinen Vater davon in Kenntniß zu setzen.

Arvid war so aufgeregt, daß er in seinem Zorne kaum wußte, was er sagte.

— Herr Quickfelt ist sicherlich zu ritterlich, um für Fräulein v. Krug unangenehme Auftritte herbeizuführen, — sagte der Doktor; — das wäre eine niedrige Handlung, vorzüglich gegen eine Verwandte.

— Seien Sie weniger großsprecherisch, oder ich werde Ihnen bei Gott zeigen, Herr Doktor, daß ein Mensch wie Sie, welcher anständige Mädchen zu unschicklichen Zusammenkünften verleitet, alles Recht verwirkt hat, eine solche Sprache zu führen, — rief Arvid und stürzte mit geballten Fäusten und verzerrten Gesichtszügen gegen den Doktor.

Albertine trat mit ihrer stolzen Haltung dazwischen und sagte:

— Arvid, keine Auftritte; diese ganze Angelegenheit geht nur mich an, und Du hast gar kein Recht, Dich hineinzumischen.

— Doch, das wirst Du zu sehen bekommen, — antwortete Arvid mit aufgeregter Stimme und mühsam zurückgehaltenen Thränen, und stürzte fort.

— Ich muß ihm folgen und Auftritte zu verhindern suchen, — sagte Albertine, drückte Richard die Hand und eilte von dannen.

---

Arvid sprang, während ein wilder Kampf in seiner Seele kämpfte, so rasch seine langen Beine ihn zu tragen vermochten.

Er war rasend auf Albertine, weil sie den Doktor leiden konnte; rasend auf den Doktor, weil er sich unterstand, Albertine gern zu haben; rasend auf sich selbst, weil er es nicht verstanden, sich bei Albertine beliebt zu machen. Er hätte die ganze Welt zum Zeugen des Unrechts gerufen, das ihm angethan worden war.

Er hegte den bestimmten Wunsch, den Doktor auf Pistolen zu fordern, und Gott weiß, ob er nicht sich selbst auf Pistolen hätte fordern wollen, wenn er es gekonnt.

Es ist bemerkenswerth, daß in der ersten Neigung eines Jünglings die Eitelkeit einen wesentlichen Bestandtheil ausmacht.

Wird diese Neigung erwidert, dann ist es ein Genuß für die Eitelkeit, weil eine erwiderte Neigung beweist, daß er nicht mehr den Knabenjahren

zugezählt wird; bleibt sie aber unerwidert, dann geräth er in Berserkerwuth darüber, daß man ihn nicht für einen Mann hält, welcher der Liebe werth ist.

Indessen muß gewöhnlich die arme „Flamme" auf irgend eine Weise die erlittene Niederlage bezahlen. Er kann ihr unmöglich die Wunde verzeihen, die seiner Eitelkeit zugefügt worden ist, und gewöhnlich wird sie ein Gegenstand seiner knabenhaften Verfolgung.

Unser Arvid war durchaus keine Ausnahme von der allgemeinen Regel; und da das Gefühl, welches bei einem Jüngling in seinem Alter entsteht, nie besonders tief ist, so ist es um so natürlicher, daß die Eitelkeit einen um so größeren Spielraum hat und zu niedriger Rachbegierde führt.

So verhielt es sich auch mit Arvid.

Er wollte gerächt sein, wollte wieder verletzen, und darum eilte er jetzt in voller Fahrt dahin; da rief ihm, gerade als er an der Waldhütershütte vorbeistürzen wollte, eine heitere Stimme zu:

— Halt! — Eine menschliche Gestalt versperrte ihm den Weg.

— Jenny, halte mich nicht auf, — schrie Arvid und schob die Schwester ziemlich unsanft bei Seite; aber Jenny brach in ein schallendes Gelächter aus und fügte hinzu:

— Hast Du die Waldnixe gesehen, oder warum in aller Welt springst Du so? Ich glaube wahrhaftig, daß „der Fähnrich der Premier auf der Retraite" ist. Mein Gott, Du siehst ja aus, als wenn man Dir den Verstand aus dem Kopf gejagt hätte.

— Lasse mich in Ruhe! Ich habe keine Zeit, auf Dich zu hören.

— Arvid riß sich von der Schwester los, aber Jenny war eigensinnig, sie steckte ihren Arm unter den seinigen und sagte, während sie immer fortlachte:

— Soll es in voller Carrière fortgehen, so wollen wir wenigstens ein Paar dabei sein. Mein Gott, wie schön das aussehen wird, wenn wir so Arm in Arm in den Hof hinein galoppirt kommen. Du siehst wirklich aus, mein lieber Arvid, als wenn Du gänzlich das bischen Verstand, das Dir Gott gegeben hat, verloren hättest. Sieh so, laß uns jetzt weiter gehen, ich habe bereits den rechten Fuß erhoben.

— Jenny, Du tödtest mich mit Deinem Scherz. Laß mich in Frieden.

Und Arvid zog und zerrte mit seinem Arm, um die Schwester los zu werden.

— Nein, mein Junge, Du wirst mich nicht eher los, als bis ich weiß, wer Dich geärgert und erschreckt hat. Armes Kind Du siehst ja aus, als wenn Du eben Schläge bekommen hättest und jetzt zur Mama heimlaufen wolltest, um Dich zu beklagen.

— Es ist eine Schande von Dir, mit mir Scherz zu treiben, da Du siehst, daß ich verdrießlich bin.

Der künftige Krieger war im Begriff in Thränen auszubrechen.

— Verdrießlich! Nein, mein Bruder, zwar bist Du böse und auch sehr erschrocken, aber etwas Trauriges sieht man nicht an Deinem Gesicht.

— Erschrocken! — schrie Arvid, dessen Geduld zu Ende war. — Glaubst Du, daß ich vor dem Pflasterschmierer, dem Doktorsgesellen mich fürchte! Nein, ich werde ihn herausfordern, ich werde Papa sagen, wie er sich aufführt, ich werde dafür sorgen, daß er zur Thüre hinausgejagt wird, der Schurke, der Elende, der ehrlose Narr, der ....

— Hole Athem, lieber Arvid, und verbrauche nicht auf einmal den ganzen Vorrath Deiner schönen Wörter. Es wäre Schade, denn Du mußt einige aufheben, damit Mama zu hören bekommt, was Du auf Karlberg gelernt hast. Ja so, es ist der Doktor, der Dich erschreckt hat.

— Nein, ich bin es, der ihn erschreckt hat. — Arvid stampfte mit dem Fuße in's Feld. — Ich begreife, daß Du gemeinschaftliche Sache mit Albertine machst, aber siehst Du, ich bin Dein Bruder und ich dulde nicht, daß Du Dich auf Intriguen einläßt, es ist meine Pflicht, über Dich zu wachen, darum werde ich Papa von Allem in Kenntniß setzen.

— Höre einmal, Arvid, ich verstehe kein Wort von dem, was Du sagst, wenn Du nicht auf dem Wege bist, Dich zu etwas verleiten zu lassen, was Mama bestimmt mißbilligen wird.

Du sprichst davon, über mich zu wachen, Du, der Du nicht einmal Dein eigenes Gemüth bezähmen kannst, sondern Deiner Laune dergestalt die Zügel schießen läßt, daß Du unter dem Einfluß Deiner schlechteren Gefühle hinspringen willst, um Schwäzereien zu machen, gerade als wenn Du noch in der Jacke herum liefest und ein unverständiges Kind

wärest. Glaubst Du wirklich, daß Mama sich freuen würde, wenn sie Dich zu sehen und zu hören bekäme, so wie Du Dich jetzt gibst? Nein, das würde ihr sehr leid thun. Hast Du etwas, worüber Du Dich beklagen willst, so gehe zur Mama, spreche mit ihr aber ruhig und nicht mit solchen wilden Blicken und ungehobelten Worten.

— Ach, liebe Jenny, Du würdest dich kein bischen verständiger benehmen, als ich, wenn ich Dir sage, daß der süße und geliebte Doktor sich gar nicht um Dich kümmert, ja nicht einmal für 2 Heller, sondern daß er in Albertine verliebt, rasend verliebt ist, und daß er Zusammenkünfte mit ihr hält, sowie mehreres Andere thut, das sich hier nicht so genau specificiren läßt. Arvid hielt inne. Jenny war sehr bleich geworden und holte tief Athem, gerade als wenn sie dem Ersticken nahe sei; hierauf antwortete sie:

— Und das verwirrt Deinen Verstand so gänzlich, daß Du dadurch durchaus einen Auftritt herbeiführen willst, daß Du hinstürzest und das ausplauderst, was Dich gar nichts angeht, daß Du Papa in Feuer und Flammen gegen Albertine, den Doktor und Tante Sophie sezen willst.

— Es war Dir also bekannt; Du warst als Vertraute in das Geheimniß eingeweiht. In der That, das ist recht erbaulich! Und Du willst, daß ich Papa nichts sagen soll!

— Ja, das will ich und Du sollst nichts sagen, sondern mich zu Mama begleiten. Sagt Mama, daß Du von dem, was Du dir einbildest, Papa etwas wissen lassen sollst, dann ist es mir recht, denn

das, wozu sie räth, ist immer recht. Ihrem Ausspruch wirst Du dich wohl nicht entziehen wollen oder läugnen, daß es richtig sei?

— Aber ich werde sie vielleicht betrüben, — stammelte Arvid, welcher beim Gedanken an die Mutter milder gestimmt wurde.

— Das wirst Du nicht thun, wenn Du, wie immer, von ihr einen Rath verlangst; dagegen wirst Du sie nicht allein betrüben, sondern auch einen unangenehmen Auftritt veranlassen, welcher sie vorzüglich berühren müßte, falls Du zu Papa hinaufstürzest.

Jenny zog den Bruder mit sich und beide eilten heim.

Gewiß waren Albertine und Minna durch Gebüsch und Steine ebenfalls, so gut sie konnten, fortgesprungen, um Arvid einzuholen; aber bald sahen beide das Vergebliche ihres Bemühens ein, weil die Natur ihn mit einem Paar ungewöhnlich langer Beine versehen hatte; Minna rieth deshalb, daß sie ihre Schritte mäßigen und ganz ruhig nach Hause gehen sollten, wo dann Albertine sich sofort an Jenny wenden und sie bitten sollte, allen unangenehmen Auftritten vorzubeugen.

Der Doktor hate einen entgegengesetzten Weg eingeschlagen und zwar in der Absicht, Arvid den Weg abzuschneiden und zu versuchen, ihn zu etwas Besinnung und Vernunft zu bringen. Es gelang in der That dem Doctor zum Theil; denn als er die eine Gitterpforte öffnete, begegnete er Arvid und Jenny, welche aus dem Park kamen. Jenny grüßte und zog, bevor noch der Doktor den Mund öffnen

konnte, den Bruder mit sich in das große Gebäude hinein.

— Im Ganzen genommen, — dachte der Doktor — kann es gut sein, daß die Entdeckung je eher je lieber geschieht; denn diese Rolle eines heimlichen Liebhabers ist mir verhaßt.

Damit ging der Doktor in seine Wohnung hinein.

Während dem waren Arvid und Jenny in das Schlafgemach der Majorin hineingetreten, die mit einem großen Schlüsselbund in der Hand im Begriffe stand, nach der Küche zu gehen.

— Mama, gib mir die Schlüssel, so werde ich das Frühstück anrichten, obgleich es Deine Woche ist, — sagte Jenny und bemühte sich zu lächeln, obgleich ein Ausdruck des Schmerzes auf ihren Zügen lag; — rede Du diesem Jüngling hier ein wenig Vernunft ein, denn er scheint die seinige verloren zu haben.

Die Majorin reichte Jenny die Schlüssel und diese ging hinaus. Arvid hatte sich in einen Lehnstuhl geworfen und stützte seinen Kopf auf die Hand.

— Was fehlt Dir, mein Junge? — fragte die Mutter und strich mit ihrer Hand über seine brennend heiße Stirne. — Ist Dir etwas Unangenehmes passirt? Ist Papa böse?

Arvid ergriff die Hände der Mutter und küßte sie. Der bloße Klang ihrer Stimme schien seine aufgeregten Gefühle zu beruhigen.

— Mama, ich fühle mich so unglücklich, — murmelte er.

— Nun, erzähle mir Dein Unglück; bei Deinem Alter, Kind, wird es wohl nicht unheilbar sein.

Sie lächelte ihm liebevoll zu.

Arvid küßte noch einmal die Hand der Mutter, gleichsam als hätte er gefühlt, daß er alle ihre Nachsicht nöthig hätte.

Hierauf theilte er mit, daß es schon lange seine Verwunderung erregt habe, daß Albertine so früh Morgenpromenaden mache, und daß der Doktor fast immer zu derselben Zeit promenirte. Dieses in Verbindung mit Albertinens bestimmter Weigerung, irgend eine ihrer Cousinen als Begleiterin auf ihren Ausflügen mit zu haben, hatte seinen Verdacht erregt, so daß er sich's vorgenommen, heute zu spioniren; und er hätte sie auch ganz richtig auf der kleinen Ebene im Walde im vertraulichen Gespräch getroffen; und bei dieser Gelegenheit habe der Doktor Albertinens Hände zärtlich in den seinigen geschlossen gehalten. Bei der Erinnerung daran loderte wieder die Flamme des Zornes an des Jünglings Wangen; er sprach mit großer Heftigkeit und brach in bittere Beschuldigungen gegen den Doktor aus.

— Meine erste Absicht war, Papa Alles mitzutheilen, — schloß Arvid.

Die Majorin saß eine Weile schweigend; dann richtete sie ihre Augen auf ihren Sohn und sagte:

— Wenn Du an des Doktors Stelle gewesen und gleich ihm Albertine begegnet wärest, an ihrer Seite gesessen und vertraulich mit ihr gesprochen hättest, würdest Du es dann auch tadelnswerth gefunden haben?

— Mama, ich bin Albertinens Cousin, und ... stammelte Arvid.

— Und konntest durch Deine Verwandtschaft dazu berechtigt sein, meinst Du — aber nicht der Verwandtschaft halber spionirtest Du; auch bist Du nicht aus verwandtschaftlicher Liebe so über den Doktor in Zorn gerathen; endlich war es auch kein Ausbruch Deines Rechtsgefühls, das Dich dazu trieb, die Sache Deinem Vater mittheilen zu wollen, nein, es war ein schlechtes, ein elendes Gefühl, welches Dich bei dieser Gelegenheit beherrschte, mein Junge.

— Mama spricht nur von mir, aber sonst kein Wort von dem Schuldigen, von dem Doktor, welcher unser Haus beschimpft hat, oder von Albertine, welche alle weibliche Würde vergißt.

— Arvid, wir haben kein Recht, so streng zu urtheilen. Uebrigens mußt Du, mein Kind, bevor Du Dich zum Richter über Andere aufwirfst, erst selbst über die Gefühle im Klaren sein, welche Dich beherrschen. Stehst Du, wie jetzt, unter dem Einfluß verletzter Eitelkeit und des Neids, so kannst Du auch überzeugt sein, daß Du ungerecht in Deinem Urtheil wirst und Dich Handlungen schuldig machst, welche Du in ruhigern Augenblicken bereuen und beklagen mußt; äußere dich deshalb nie über Deine Mitmenschen, bevor Du klar einsiehst, welcher der Beweggrund sei, der Dein Urtheil entscheidet. Nun, Arvid, willst Du haben, daß ich Dir sagen soll, was Deinen Zorn hervorgerufen hat?

— Mama hat ja bereits gesagt, daß es Neid gewesen, — antwortete Arvid hocherröthend und mit einem gewissen ärgerlichen Ton in der Stimme.

— Und jetzt ist Deine Eitelkeit verletzt, da Du mir dies nicht bestreiten kannst und Dein Herz mir Recht gibt. Siehst Du, Arvid, ich will Dich nicht durch irgend einen Machtspruch daran hindern, Papa Alles zu sagen, was Du für recht hältst ihm mitzutheilen. Aber ich will Dich über die Folgen aufklären, welche ein solches Verfahren haben kann und wie übereilt Du handelst. Albertine und der Doktor können ja heimlich verlobt sein, und in ihren Zusammenkünften liegt wahrscheinlich mehr Unbedachtsamkeit, als etwas Böses und Tadelnswerthes.

— Albertine mit dem Sohne des Gärtners ihrer Mutter verlobt, ist das denkbar?

— Ebenso denkbar, wie daß ich, die Enkelin eines Bauern, die Gattin Deines Vaters bin.

Die Majorin sprach mit einem zum Herzen gehenden milden Ernst.

Arvid neigte seinen stolzen Kopf und stammelte:

— Aber Tante Sophie ist nicht diejenige, die ihre Tochter dem Doktor gibt.

— Wahr, und das ist wahrscheinlich der Grund, warum die jungen Leute sich von ihrer Liebe und ihrer Verlobung nicht laut zu äußern wagen. Ohne eine solche ohne Wissen der Eltern eingegangene Verbindung in Schutz nehmen zu wollen, will ich Dir bloß die Sache im rechten Lichte darstellen. Siehst Du, wenn Du jetzt, während des Ausbruchs Deines Neids, Deinem Vater das, was Du gesehen, mitgetheilt hättest, so würdest Du ihm, wie eben mir, ihr Zusammentreffen in einem solchen Lichte hingestellt haben, daß er ohne Zweifel gereizt worden wäre. Er seinerseits hätte sich eben gegen den

Doktor vergangen und wäre nachher in seinem Zorn gegen Tante Sophie aufgebraust. Was wäre die Folge geworden, meine Junge? Nun, daß Du es für immer der Albertine unmöglich gemacht hättest, ihre Mutter zu besänftigen und daß es dem Doktor, welcher es gewagt, ohne Zustimmung der Mutter Fräulein von Krug zu lieben, nie gelingen würde Tante Sophie wegen seiner Keckheit auszusöhnen. Du würdest sie dadurch aller Hoffnung für die Zukunft beraubt, und eine gegenseitige Erbitterung hervorgerufen haben, welche für Albertine eine Quelle namenloser Leiden geworden wäre.

— Jetzt, Arvid, habe ich Dir die Folgen des Schrittes, welchen zu thun Du im Begriff standest, und die der Rache, welche Du im Namen Deiner vorletzten Eigenliebe nehmen wolltest, gezeigt. Welche Freude könntest Du aus den Thränen Anderer ernten? Ueberdenke, was ich gesagt, und wenn Du erwogen hast, wer von uns beiden Recht habe, dann handle nach Deiner besseren Ueberzeugung; und ich kenne zu wohl das Herz meines Arvids, als daß ich zweifeln könnte, welchen Ausschlag es geben wird.

Arvid war bewegt, aber noch allzusehr von seiner verletzten Eigenliebe beherrscht, als daß er, ohne alle Rache, edelmüthig sein konnte. Er fragte deshalb:

— Aber, Mama, sollen Albertine und der Doktor mit ihren Zusamenkünften fortfahren?

— Ueberlasse Deiner Mutter die Sache und entschließe Dich zu handeln, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob sie sich ferner treffen werden oder nicht. Bemühe Dich, mein Junge, — die Majorin streichelte

zärtlich den Kopf des Sohnes — Dich schon von Jugend an über die Eingebungen Deiner Eigenliebe zu erheben, und sowohl in Gedanken wie in Handlungen wahrhaft edelmüthig zu sein. Jetzt tönte die Frühstücksglocke. Zeige nun, daß du, obgleich fast noch ein Jüngling, eine männliche Seele hast und suche Deine Gemüthsbewegung zu beherrschen.

Die Majorin drückte einen Kuß auf die Stirne des Sohnes.

Arvids Herz war erweicht; er schlang seinen Arm um den Hals der Mutter und flüsterte gerührt:

— Ich verdiente nicht, Dich zur Mutter zu haben, wenn ich nicht darnach streben würde, ein Mann von Herz und Ehre zu werden.

— Dank!

Bleich aber scheinbar ruhig fand Arvid sich beim Frühstück ein. Derselbe ging seinen gewöhnlichen Gang. Jenny war sich selbst gleich; sie scherzte mit dem Vater, neckte sich mit Bruder Ernst und sprach freundlich mit Albertine, die etwas steifer und unzugänglicher als sonst zu sein schien.

Der Doktor war schweigsam und sah verdrießlich aus; er heftete von Zeit zu Zeit eins seiner dunkelblauen Augen auf Arvid, welcher, wenn er ihnen begegnete, erröthete und sich in die Lippen biß, um den Zorn zu unterdrücken, welcher beim Anblick des Doktors in ihm kochte. Der Major und die Majorin waren sich vollkommen gleich.

— Er hat nichts gesagt, — dachte Albertine, — und nach dem Frühstück werde ich mit ihm sprechen. Es wird weit weniger demüthigend für mich, ihn zu bitten zu schweigen, als Jenny zur Vermitt-

lerin zu nehmen. Meine Abneigung gegen sie kann ich unmöglich überwinden. Es würde ein viel zu bitteres Gefühl sein, vor ihr zu erröthen.

Bei diesem Gedanken erhob Albertine noch stolzer ihren Kopf und ihre Augen blitzten.

Das Frühstück war zu Ende. Der Major hatte bereits den Saal verlassen, um nach seinen Leuten auf dem Felde zu sehen, und die Majorin hielt die Anderen durch ein Gespräch über verschiedene Orangeriegewächse zurück. Endlich stand sie auf und sagte zum Doktor, mit welchem sie eigentlich sprechen wollte:

— Will der Doktor mir nicht Gesellschaft leisten und unsere Orangerie mit ansehen? — Ich könnte eigentlich ein wenig beleidigt werden, wenn ich bedenke, daß der Doktor schon mehrere Wochen hier ist und noch nicht diese auf unserem kleinen Rönby ziemlich bemerkenswerthe Lokalität besucht hat.

— Zu meiner Entschuldigung, antwortete Richard lächelnd, — habe ich weiter nichts vorzubringen, als daß ich, der in Orangerien und Gärten erzogen worden bin, der Abwechselung halber ein größeres Vergnügen darin finde, in der freien Natur umherzustreifen. Es wird mir indessen immer ein großes Vergnügen machen, die Frau Majorin dorthin zu begleiten.

— Kommt Ihr mit, Mädchen? — fragte die Majorin indem sie sich an Albertine und Jenny wandte.

— Ich muß um Erlaubniß bitten, erst zur Mama hinaufzugehen, aber ich werde nachkommen, — sagte Albertine.

Der Doktor und die Majorin gingen nach der Orangerie. Anfangs sprachen sie von gleichgültigen Gegenständen, als sie aber angekommen waren, setzte die Majorin sich auf eine Bank und gab dem Doktor ein Zeichen, Platz zu nehmen.

— Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich eigentlich den Doktor hierher gelockt habe, um ungestört und ohne alles Aufsehen mit ihm zu sprechen. Brauche ich zu sagen, über was?

Eine dunkle Röthe bedeckte die Stirne des Doktors und mit einer kalten Verbeugung sagte er:

— Belieben die Majorin selbst dieses „was“ zu deuten; ich bin nicht glücklich genug, dasselbe errathen zu können.

Die Majorin lächelte.

— Vergessen Sie einen Augenblick, daß wir einander fremd sind, und betrachten Sie mich als eine mütterliche Freundin; ich bin vollkommen überzeugt, daß wir einander besser verstehen werden.

Der Doktor verbeugte sich schweigend.

— Was ich zu sagen habe, betrifft Albertine, und eigentlich bin ich es nicht, welche über diesen Gegenstand mit dem Doktor sprechen sollte; das käme ihrer eigenen Mutter zu. Aber nach dem was ich von der Gemüthsbeschaffenheit meiner Schwägerin weiß, glaube ich, daß es für uns Alle am besten ist, daß ich ihre Stelle einnehme und mir von Ihnen eine Erklärung über Ihr Verhältniß zu Albertine ausbitte; dasselbe setzt, erlauben Sie mir daß ich es Ihnen sage, das junge Mädchen in ein zweideutiges Licht. Es schmerzt mich, Herr Doktor, daß dieß während Ihres Aufenthalts in meinem

Hause sich zugetragen hat. Ich will indessen mein Urtheil aufschieben, bis Sie sich selbst erklärt haben.

— Und diese Erklärung gebe ich vor einer so edlen Richterin mit der größten Bereitwilligkeit.

Vor drei Jahren, wo ich als Unterarzt in dem Lazareth Dienst that, ging ich eines Abends durch die Königinstraße nach dem Königshügel. Vor mir wanderte ein junges Mädchen, welches von einem Bedienten mit einer Laterne begleitet wurde. Es war sehr kalt. Das junge Mädchen glitt aus und fiel so unglücklich, daß Sie einige Augenblicke besinnungslos lag. Ich eilte hin, hob Sie auf und trug sie in einen in der Nähe befindlichen Sailerladen; ich war gerade im Begriff, den Bedienten nach einem Wagen zu schicken, als eine Droschke herangefahren kam. Beim Scheine der Laterne erkannte ich einen meiner Universitätsfreunden, den Notar von Krug; ich rief ihm zu, er hielt an, sprang aus dem Wagen heraus und in demselben Augenblick sagte der Bediente:

— Mein Gott, Herr Notar, das Fräulein hat sich schlimm verletzt!

— Meine Schwester? Was sagst Du?

Wir hoben das junge Mädchen in den Wagen und Albert bat mich, sie nach Hause zu begleiten.

Die Professorin war wegen einer Erbschaft zu der Tante des Professors nach Schonen gereist. Genug, 14 Tage lang besuchte ich täglich Albertine; sie war meine Patientin, und nachdem sie genesen, setzte ich meine Besuche bei Albert fort und brachte so einen ganzen Monat mit den beiden Geschwistern zu. Ich war jung, Albertine schön, und

es ist deßhalb nicht zu wundern, wenn ich vergaß, daß es einen andern Unterschied zwischen Menschen gibt, als den, welchen der ungleiche Bildungsgrad herbeiführt. Kurz vor Weihnachten kehrte die Professorin zurück, wurde aber durch eine heftige Erkältung auf's Krankenlager geworfen.

Durch Albert war ich nach und nach in das Geheimniß eingeweiht worden, wie launisch und entsetzlich hochmüthig die Mutter sei. Ich sah ein, daß ich meine Besuche abbrechen mußte, aber ich hatte nicht die Kraft dazu und als ich eines Abends Albert suchte, aber nur Albertine fand, schlüpfte ein Bekenntniß über meine Lippen, welches ich, ich gestehe es, ewig bei mir behalten haben sollte.

Wir gaben einander gegenseitig Versprechungen und trennten uns; denn ich hatte einen Ruf erhalten und mußte die Hauptstadt verlassen.

Seit jener Zeit sind drei Jahre vergangen. Wir haben korrespondirt und dieser Briefwechsel ist immer durch Albertinens Bruder gegangen. Während dieser drei Jahre habe ich mich nur auf kurze Zeit in Stockholm aufgehalten und sehr selten Albertine getroffen. Anfangs April wurde mein Vater Gärtner bei der Professorin, und jetzt wurde der Briefwechsel durch ein paar glückliche Zusammenkünfte im Garten abgelöst. Dieß ist die einfache Geschichte unserer Liebe. Ich liebe Albertine von ganzem Herzen, und um einst würdig zu werden sie zu besitzen, fühle ich mich stark genug, zu arbeiten und alle meine Kräfte in der Absicht anzustrengen, mir möglicherweise einen Namen zu schaffen.

— Aber jetzt stellen Sie Albertinens Ehre bloß,

setzen sie in ein zweideutiges Licht und werfen durch diese heimlichen Zusammenkünfte einen verderblichen Schatten auf ihren Namen. Glauben Sie wohl, daß irgend ein Name, mag derselbe noch so ehrenvoll und glänzend sein, die Flecken auswischen kann, welche in Folge eines solchen Betragens sich an ihren Ruf heften werden?

— Aber, Frau Majorin, diese Zusammenkünfte sind so unschuldig gewesen, daß sie nicht einmal einen Engel verletzen könnten.

— Davon bin ich überzeugt, und wenn ich das nicht gewesen wäre, so würde ich keinen Augenblick die Verantwortung übernommen haben, die Rolle der Mutter Albertinens zu spielen. Aber wie unschuldig diese Zusammenkünfte an und für sich auch sein mögen, glauben Sie denn wirklich, daß die Familie des Waldhüters sie dafür ansieht? Glauben Sie, daß die Leute im Dorf, welche bereits davon flüstern und was die Majorin K..... mir schon gestern mittheilte, glauben Sie, daß sie Ihre Zusammenkünfte für so unschuldig gehalten?

— Der Doctor schwieg und senkte sein Haupt.

— Nein, diese Menschen sehen darin eine verbrecherische Liebe, denn nur eine solche bedarf, nach ihren Begriffen, Schleichwege zu gehen und heimliche Zusammenkünfte anzustellen, besonders da Sie und Albertine sich in derselben Familie aufhalten und nach der allgemeinen Ansicht jede erlaubte Gelegenheit haben, Ihre Gedanken und Gefühle auszutauschen. Im Allgemeinen fällt es schwer, etwas Anderes zu denken, als daß die Heimlichkeit ein Verbrechen ver-

berge; die Unschuld geht mit offener Stirne und braucht nicht den Augen der Welt auszuweichen.

— Aber Sie, Frau Majorin, der ich ein vollständiges Bekenntniß abgelegt, Sie können nicht ebenso streng und blind sein wie der große Haufen.

— Ach, wozu nützt das, daß ich Sie etwas milder beurtheile? Kann meine Schonung die verletzenden Flüstereien zum Schweigen bringen?

— Nein, leider nicht, — seufzte der Doctor.

— Und übrigens, Herr Doctor, gestehe ich ganz aufrichtig, daß ich Ihr Betragen mißbillige. Mir scheint es immer tadelnswerth zu sein, wenn ein Mann, welcher sieht, daß seine Liebe aus irgend einem Grund von den Eltern des Mädchens, das er liebt, nicht gebilligt werden kann, nichts destoweniger alles aufbietet, um ihr Herz zu gewinnen, ja sogar noch ein Verhältniß mit ihr unterhält, das ihrem Rufe schadet. Er überliefert sie dadurch den bittersten Qualen; denn qualvoll ist diejenige Lage, welche sie zwingt, eine ungehorsame Tochter zu sein, und sich gegen ihre Eltern aufzulehnen, um ihre Liebe zu vertheidigen. Strafbar ist derjenige Mann, welcher unter solchen Verhältnissen den Gefühlen ihres Herzens dadurch eine unaufhörliche Nahrung gibt, daß er fortwährend von seinen eigenen spricht und durch heimliche Zusammenkünfte ihren guten Namen und Ruf bloßstellt. Seine Vernunft sollte ihm sagen, daß eine solche Neigung eine ewige Quelle von Zerwürfnissen zwischen Mutter und Tochter wird.

— Welche Stiche Ihre Worte auch meinem Stolze versetzt haben, so muß mein Herz Ihnen doch Recht geben, Frau Majorin, denn in manchem besonnenen

Augenblick, wo ich der Stimme der Vernunft lauschte, habe ich mir selbst gesagt, daß ich leider tadelnswerth handelte. Aber ich liebte Albertine zu sehr und was noch mehr ist, ich wußte, daß ich so ausschließlich, so hingebend geliebt wurde, daß ich nicht den Muth hatte, zurückzutreten. Sollte nun ich, welcher für sie Alles ist, auf welchen sie ihre schönsten Hoffnungen gesetzt, sie feig verlassen können und auf diese Weise nicht allein mein eigenes Herz zermalmen, was wenig zu bedeuten hätte, sondern auch jenes hochsinnige und vertrauensvolle Herz, das nur für mich schlägt?

— Aber wenn Sie ein ehrlicher Mann sind, so müssen Sie sich trotzdem zurückziehen und sich nicht eher Albertine zu nähern suchen, als bis Sie vor ihre Mutter treten können und um ihre Hand anhalten. Sagen Sie Albertine, daß sie bis dahin alle Verbindung, alle Zusammenkünfte, allen Briefwechsel und alles Andere vermeiden müsse, was sie zwingen würde, sich der Unwahrheit und Verstellung gegen ihre Mutter und Andere zu bedienen! Sie sind ein M a n n, und als solcher haben Sie Kraft für Beide und steigen dadurch nicht allein in Ihrer eigenen Achtung, sondern auch in der ihrigen.

— Ich würde durch eine solche Handlungsweise ihr einen tiefen Schmerz bereiten. Ach, Frau Majorin, was Sie von mir verlangen, übersteigt die Kräfte eines Menschen. Wen beleidige ich erst dadurch, daß ich wenigstens an Albertine schreibe?

— Ihre Eltern, ihre Mutter, ihre Pflichten als Tochter.

— Haben Sie selbst keine Erinnerung an eine

Mutter, da Sie auf eine solche Weise die Mutter in Harnisch bringen? Würden Sie selbst den Muth haben, das Herz derjenigen zu vernichten, welcher Sie das Leben verdanken?

— Meine Mutter starb, als ich noch ganz klein war; ich kann mich meiner Mutter nicht erinnern.

Die Majorin heftete ihre Augen mit einem milden, theilnehmenden Ausdruck auf den Doctor und fuhr fort:

— Nun wohlan, bilden Sie sich für einen Augenblick ein, daß ihr Geist durch mich spricht und sie bittet, nicht auf der Bahn fortzuwandeln, welche zu betreten nur die Leidenschaft Sie veranlaßt hat. Bilden Sie sich ein, daß sie zu Ihnen sagte: mein Sohn, Du bist auf dem unrechten Wege; gehorche der Stimme Deines besseren Menschen und lasse Dich nicht dazu herab, für einen augenblicklichen Genuß das zu opfern, was Ehre und Gewissen fordern. Würden Sie da auch antworten können, daß das, was sie verlange, Ihre Kräfte übersteige?

Der Doctor ergriff die Hand der Majorin, führte dieselbe mit tiefer Rührung an seine Lippen und sagte:

— Glücklich sind die Kinder, die von Ihnen, Frau Majorin, erzogen worden sind! Ach, hätte mir das Schicksal eine solche Mutter gegeben, ich würde gewiß etwas ganz Anderes gewesen sein, als ich jetzt bin. Hätte meine Mutter mit diesem milden, schonenden Ernst, wie Sie, zu mir gesprochen, dann würde ich ihr dasselbe geantwortet haben, was ich jetzt Ihnen antworte; für meinen eigenen Theil bin

ich zu jedem Opfer bereit, welches Ehre und Gewissen fordern; aber ....

— Kein Aber, denn Sie sind es, welcher Albertine zeigen soll, was die Pflicht Euch beiden gebietet. Eine solche Natur, wie die ihrige, geht lieber unter, als vom Rechte abzuweichen, wenn Sie ihr nur den Umfang der Forderung desselben gezeigt haben. Benutzen Sie Ihre Macht, das Gute und Edle in ihrem Herzen zu entwickeln, dann wird sie, glauben Sie mir, Sie dadurch noch höher lieben; während Sie, falls Sie fortfahren, so zu handeln, wie jetzt, nur schließlich einen häßlichen Schatten auf ihre Ehre werfen, was damit enden wird, sie und sich selbst zu verachten. Wir beide kennen die schiefe und einseitige Erziehung, welche sie genossen. Ist es da nicht unrecht, ihre Rechtsbegriffe noch mehr zu verwirren und ihre edleren Instinkte vollkommen irre zu leiten? Diejenige Liebe, welche auf gegenseitigen Schwächen beruht, hat einen zu unsichern Grund, um beständig bleiben zu können, und wären die Menschen weniger Sclaven ihrer Begierden, so würde der sittliche Standpunkt der Menschheit ein bedeutend höherer sein, als es jetzt der Fall ist. Jetzt habe ich Alles ausgesprochen, was mein Gewissen mir zu sagen gebot.

— Und Sie haben dadurch mein Pflicht- und Ehrgefühl auf's Tiefste getroffen. Sie haben, Frau Majorin, mich mit soviel Edelmuth behandelt, daß ich nicht vor Ihnen stehen sollte, sondern zu Ihren Füßen liegen. Sie hätten ein Recht gehabt, mich aus ihrem Hause zu weisen; aber Sie haben mit keinem Worte mir das Unverzeihliche vorgeworfen,

welches darin lag, daß ich, während ich Ihre Gastfreundschaft genoß, auf eine unbesonnene Weise eine Ihrer nächsten Verwandten bloßstellte. Die Erinnerung an diese edle Nachsicht von Ihrer Seite wird ewig in mein Herz eingegraben bleiben, und ich werde Alles aufbieten, dieselbe zu verdienen.

Er führte wieder die Hand der Majorin an seine Lippen.

— Dank, Herr Doctor, ich bin vollkommen mit Ihnen zufrieden.

---

Während die Majorin und der Doctor das vorstehende Gespräch führten, hatte Arvid sich in sein Zimmer eingeschlossen. Albertine machte, übereinstimmend mit der Tagesordnung auf dem Lande, gleich nach dem Frühstück einen Morgenbesuch bei ihrer Mutter; sie fand dieselbe damit beschäftigt, ihre Toilette für den Nachmittag zu ordnen, denn man war von Graf Stormhjelm eingeladen worden, an einer Lustpartie nach einem historisch merkwürdigen Punkte in der Nachbarschaft Theil zu nehmen.

Jenny wanderte nach dem Dorf hinunter mit einem kleinen Korb am Arme und kehrte, nachdem sie eine halbe Stunde bei einem blinden und kranken Bauersmütterchen sich aufgehalten hatte, wieder heim.

Im Hofe begegnete sie dem Vater.

— Willst Du mit mir nach der neuen Bleiche reiten? — fragte er.

— Nein, ich danke, Herr Major, ich habe nütz-

lichere Dinge zu thun; aber morgen kann es wohl sein, daß ich Dir Gesellschaft leiste.

— Aber dann könnte es passiren, daß ich Dich nicht mithaben wollte, — antwortete der Major lachend.

— Aha, das hat keine Gefahr.

Jenny reichte ihrem Vater ihre Stirne zum Kuß und eilte dann fort. Der Major blickte der Tochter nach und ein sonnenhelles Lächeln glitt über sein sonst so strenges Gesicht.

Von dem Nützlichen, welches Jenny zu thun zu haben vorgab, merkte man indessen nichts. Nachdem sie Stina ihren Korb übergeben hatte, setzte sie sich ganz bequem vor der Hausflur, ohne irgend eine andere Beschäftigung, als aus einem Simri Erbsen unter einen Haufen Tauben zu werfen.

Ein merkwürdiger Ernst ruhte auf Jennys Antlitz; der fröhliche Ausdruck schien verschwunden zu sein, und sie sah aus, als wenn sie über etwas nachdenke. Endlich hörte man Tritte auf der Treppe. Jenny drehte den Kopf um und sah Albertine dieselbe herunter kommen.

— Sie ist wirklich schön! Welche stattliche Haltung, welch' ausgesuchter Anzug! — seufzte Jenny und betrachtete ihr zu Hause gewobenes Kleid und ihre Mousselinschürze. — Ich sehe gewiß aus wie ihre Kammerjungfer; ich bin häßlich, habe keine Haltung und bin so einfach gekleidet.

Jetzt schüttelte Jenny den Kopf, als wenn sie alle dergleichen Gedanken wegjagen wollte, und setzte ihren unterbrochenen Monolog fort: Ei, ei, Jenny, ich glaube, Du stellst wieder Vergleiche an; Du

mußt wohl wieder die weisen Worte der Mutter in Deinem Gedächtnisse auffrischen! Ich glaube doch, daß wenn Albertine und ich uns miteinander vergleichen wollten, so hätte ich schon mehr Grund, Gott für das zu danken, was in mein Loos gefallen, als Albertine für das, was ihr zu Theil geworden. Jenny stand auf und ging ihrer Cousine entgegen.

— Ich habe hier lange gesessen und auf Dich gewartet, — sagte Jenny mit ihrem heiteren und frischen Lächeln und reichte ihr die Hand.

— Hast Du mir etwas zu sagen? — fragte Albertine mit einem steifen und abgemessenen Ausdruck in ihrem Gesicht. Man konnte hinter der stolzen Haltung eine gewisse Furcht hervorblicken sehen.

— Nichts Besonderes, — antwortete Jenny, welche bei dem kalten und abgemessenen Benehmen ihrer Cousine erröthete, — ich wollte Dir blos sagen, Albertine, daß ich lebhaft wünsche, in Dir eine Freundin zu finden.

— Sind wir denn nicht Freundinnen? Ich kann mich nicht erinnern, daß etwas zwischen uns vorgefallen ist, weßhalb man uns Feinde nennen könnte.

Albertine erschien so unzugänglich, daß sie Jenny, welche wieder erröthete, tief verletzte; nach einer kurzen Pause jedoch und nur von einem wirklich edlen Gefühl dazu getrieben, hob Jenny wieder an:

— Warum, Albertine, beobachtest Du immer ein solches kaltes und unzugängliches Benehmen gegen mich? Was ist es, daß Dich so unfreundlich gegen Deine Cousine stimmt? Ist denn etwas in meinem Wesen, in meiner Lebhaftigkeit, was Dir mißfällt, so sag' es mir und ich will suchen, es zu ändern.

Ach, ich wünsche so innig, daß Du ein wenig Freundschaft für mich fühlen könntest, und daß Du mich lieben könntest, wie ich Dich lieben will.

Jenny reichte Albertine die Hand mit einem so herzlichen Ausdruck in ihren Blicken, daß Albertine ihr nicht länger widerstehen konnte, sondern wirklich gerührt die ihr dargereichte Hand ergriff.

— Verzeih' mir, Jenny! Es war nicht Dein, sondern ausschließlich mein Fehler. Ich habe ein verschlossenes und wunderliches Gemüth, welches es mir schwer macht, mit Jemanden vertraut zu werden; aber da Du mit so vieler Herzlichkeit mir Deine Freundschaft anbietest, so wird gewiß diese meine Scheu verschwinden.

— Ich danke Dir für das Versprechen! — Jenny drückte herzlich ihre Hand. — Sei überzeugt, daß Du in mir eine redliche Freundin besitzest. Hast Du Lust, mir Gesellschaft zu leisten? ich gehe zu der alten Pächterswittwe, — fuhr Jenny fort und steckte ihren Arm unter den Albertinens.

— Ist es weit dahin? — fragte Letztere.

— Siehst Du nicht das kleine nette Haus am Eingang zum Dorf? Dort wohnt das alte, gute Weib.

— Wir können wohl in einer Stunde zurück sein? Mama will dann eine Promenade machen.

— Ja, gewiß.

Die Mädchen gingen Arm in Arm über den Hof, aber das Schicksal hatte beschlossen, daß sie heute keinen Besuch bei der alten Frau machen sollten; denn die Gitterpforte öffnete sich und hinein in den Hof fuhr die kleine Droschke des Barons.

Als Baron Fritz die Mädchen erblickte, befahl er dem Kutscher zu halten und stieg mit großer Vorsicht aus dem Wagen.

— Es war ein glücklicher Zufall, welcher mich gerade jetzt hierher führte, so daß ich Gelegenheit bekam, die Damen zu treffen, — bemerkte unser Baron auf seine gewöhnliche schleppende Weise.

— Und worin bestand das Glück? — fragte Jenny mit einem nicht unbedeutenden Anstrich übler Laune; — vielleicht darin, daß wir es zu sehen bekämen, wie der Baron sich so artig, so ganz wie ein älteres, ehrwürdiges Frauenzimmer aus dem Wagen helfen ließen? Mein Gott, wird denn der Baron alle Ewigkeit ein solches weibisches und empfindliches Wesen bleiben.

— Mein gnädiges Fräulein Albertine, helfen Sie mir, sonst bekomme ich mein ganzes Sündenregister zu hören, — klagte der Baron mit zärtlicher Miene. — Bedenken Sie, Fräulein Jenny, daß ich schwache Nerven habe, — sagte er, indem er sich an diese wandte, welche bei diesen Worten zu lachen anfing.

— Sie sind unverbesserlich! — brach sie aus. — Was hat den Baron hierher geführt?

— Ich wollte mir erlauben, den beiden Fräulein einen Platz in dem Wagen meiner Tante für die Nachmittagstour nach D. anzubieten.

— Was mich betrifft, so hoffe ich mit Papa und Arvid dahin zu reiten, — antwortete Jenny lachend.

— Sie sind zu keck, daß Sie reiten, — versicherte der Baron und sah Jenny erschrocken an: — Uebri-

gens zu einem Balle zu reiten, wie geht es da mit der Toilette?

Jenny zuckte die Achseln und wandte sich an Albertine mit den Worten:

— Nun, Albertine, was antwortest Du?

— Mama mag darüber bestimmen. Herr Baron belieben sich an sie zu wenden.

— Albertine! — klang es aus der Hausflur und auf der Treppe stand die Professorin steif und gerade wie gewöhnlich. Der Baron und Albertine eilten ihr entgegen, und nachdem der erstere seinen Wunsch vorgebracht hatte, gab die Professorin zu, daß die Tochter mit Fräulein Sigrid führe.

Jenny, welche nicht gerufen worden war, setzte ihren Weg zur Wittwe fort. Sie ging mit langsamen und zögernden Schritten. Als sie sich wieder allein befand, konnte man sehen, daß irgend eine schmerzliche Erinnerung ihre frohe Seele peinigte.

Um drei Uhr fuhren die Wagen des Barons hinein auf Rönby Hof.

— Der Ritt, wovon Jenny gesprochen, war einer ihrer gewöhnlichen Scherze mit dem Baron, weil er immer von seiner Angst über ihre Keckheit sprach. Die Majorin und die Professorin fuhren mit Fräulein Sigrid; Albertine und Jenny sollten ihre Plätze im andern Wagen des Barons einnehmen.

Während sie im Begriff waren, in den Wagen einzusteigen, rollte der erste Wagen von dannen und der Baron fragte, ob der Doctor nicht in dem vierten ledigen Sitz Platz nehmen wollte. Bei diesem Vorschlag strahlten die Augen Albertinens und Jenny

erröthete, aber der Doctor schlug es aus, und bestieg den dritten Wagen bei dem Major und seinen Söhnen, worauf man nach D. fuhr, wo der Graf seine Gäste in einen bei diesem Anlaß aufgeführten Tanzsalon führte. Das Aeußere desselben bestand aus Segeltuch und Holz, und das Innere war mit Blumen und Laub bekleidet.

Bei der Weigerung des Doctors war die Stirne Albertinens finster geworden und sie lehnte sich mit allen Anzeichen übler Laune und mit dem löblichen Vorsatz, ein eigensinniges Schweigen zu beobachten, in den Wagen zurück.

— Jenny ihrerseits scherzte und neckte sich mit dem Baron, und war fröhlich und froh, aber ungewöhnlich bleich.

Die Gesellschaft wurde von Musik aus dem mit Blumen geschmückten Tanzsalon empfangen.

Alle Nachbarn der Gegend waren zu dem ländlichen Balle eingeladen. Der Graf war lauter Aufmerksamkeit gegen die Familie von Rönby, die Artigkeit selbst gegen die Professorin und ganz und gar Bewunderung für Albertine.

Dies setzte die Professorin in die brillanteste Laune. Sie brüstete und geberdete sich in ihrem hellen Seidenkleid wie eine Königin, und sprach zu denen, welche sie umgaben, mit einer gewissen herablassenden Artigkeit. Mit lebhafter Befriedigung sah sie, daß der Baron sich fast ausschließlich mit Albertine beschäftigte. Der erste Walzer wurde gespielt.

Der Graf und Albertine eröffneten den Ball. Daß der Baron mit Jenny tanzte, betrachtete die Professorin als eine Höflichkeit gegen sie. Was sie

aber nicht unbedeutend ärgerte, war, daß Albertine kälter und steifer als je zu sein schien, und daß es ihr an der hinreißenden Anmuth in ihren Bewegungen und in ihrem Tanze fehlte, was dagegen Jenny in so reichem Maße auszeichnete; und daß sie ferner der eifrigen Huldigung des Grafen mit abstoßender Kälte begegnete.

Daß dagegen er, der Graf, ganz und gar für seine Dame eingenommen sei, war etwas, das jeder, der offene Augen hatte, sehen konnte.

Als der Walzer zu Ende war, winkte die Professorin ihrer Tochter abseits, nahm sie, als wenn sie ein wenig in die freie Luft hinausgehen wollte, unter den Arm und sagte in einem kurzen und befehlenden Ton zu ihr:

— Dein Benehmen gegen den Grafen ist anstößig; man zeigt sich nicht stolz gegen diejenigen, welche im Rang über uns stehen; das ist ein in jeder Beziehung unpassender Hochmuth. Erinnere Dich, daß der Stolz nur ein Mittel ist, diejenigen, welche nicht unseres Gleichen sind, in gehöriger Entfernung zu halten. Mein Wille ist deßhalb, daß Du dem Grafen mehr Aufmerksamkeit erweisest, und daß Du immer auf seine hohe Stellung in der Gesellschaft Rücksicht nimmst.

Albertine neigte ihren Kopf zum Zeichen des Beifalls, aber ohne etwas zu antworten. Es lag auch in dieser stummen Unterwürfigkeit ein unterdrückter Stolz, welcher der Professorin keineswegs entging. Dies reizte sie, aber jetzt war der Augenblick nicht dazu da, ihrem Zorne Luft zu machen; sie fügte deßhalb nur hinzu:

— Ich rechne darauf, daß man mir gehorche, verstehst Du? — hierauf entfernte sie sich.

— Und ich spüre ein unwiderstehliches Verlangen, Dir nicht zu gehorchen, — murmelte Albertine.

Gerade als sie sich umdrehte, stand der Major hinter ihr.

— Hör', mein Mädchen, — sagte er, — Du wirst mir den Dienst erweisen, gegen den Doctor so gefällig zu sein, ihm den zweiten Walzer zu schenken, denn Deine Mutter vergißt gar zu oft, was die Höflichkeit gegen ihn erfordert.

— Gern, Onkel, — antwortete Albertine, wenn nur Mama nicht böse wird.

— Sieh, da bist Du so furchtsamer Natur, daß Du im Interesse des Rechts nicht eine Rüge von Deiner Mutter ertragen kannst. Uebrigens werde ich im schlimmsten Fall die ganze Schuld auf mich nehmen.

Der Major winkte dem Doctor.

Meine Schwestertochter hat einen Walzer frei für Sie, Brüderlein; — darauf verließ er sie.

— Darf ich es wagen, von dieser Gunst Gebrauch zu machen? — fragte der Doctor.

— Ja! Oder wirst Du den Muth haben, auch jetzt nein zu sagen, wie beim Fahren?

— Aber Deine Mutter? — Doch — dieser Walzer wird ja unser Abschied.

— Reisest Du ab?

— Ich bin so glücklich, Ihre Zusage für den zweiten Walzer zu haben, — tönte die Stimme des Grafen hinter ihnen, — man beginnt ihn eben zu spielen.

— Nein, Herr Graf, es war der Doktor, dem ich denselben versprochen habe, — antwortete Albertine mit Kälte.

— Meine Gnädige, verzeihen Sie mir! mir versprachen Sie ihn.

Der Graf richtete sich in seiner vollen Länge auf und betrachtete den Doktor mit einem wenig freundlichen Ausdruck in seinen Zügen.

— Der Herr Graf irren sich gewiß, denn ich hatte das Versprechen des Fräuleins. — Der Doktor sah eben auch den Grafen mit einem herausfordernden Blick an; aber als wenn er sich plötzlich besänne, daß ein Streit Aufsehen machen könnte, fügte er höflich hinzu:

— Indessen halte ich es für meine Pflicht, mit dem Urtheil, welches das Fräulein fällt, zufrieden zu sein. Sagt Fräulein, daß dieser Walzer dem Grafen gehört, so entferne ich mich sofort.

— Meine Tochter ruht während dieses Walzers aus, — klang plötzlich die scharfe Stimme der Professorin.

Sie hatte gesehen, wie der Doktor ihre Tochter anredete, und war sofort hingegangen, um das Gespräch zu unterbrechen, wodurch sie Zeugin des Zwistes wegen des Walzers geworden war.

Der Doktor verbeugte sich stolz ung zog sich zurück. Der Graf bot der Professorin seinen Arm und führte sie zu ihrem Platz zurück, und Albertine biß die Zähne so heftig zusammen, daß ein klarer Blutstropfen auf den Lippen zum Vorschein kam. Sie verließ das Zelt und ging hinaus nach den Ruinen. Dieses ihr Weggehen wurde von Niemandem als

dem Doktor bemerkt, welcher gerade im Begriff war, zu tanzen.

Die Professorin plauderte mit Fräulein Sigrid. Nach dem Walzer kam eine Française. Die Professorin warf einen Blick auf die Tanzenden und konnte ihre Tochter nicht entdecken. Sie spähte nach ihr, sah sie aber nirgends im Zelte. Indessen beruhigte sie sich doch etwas, als sie die Entdeckung machte, daß auch der Baron nicht zu sehen war.

— Hast Du meine Tochter gesehen? — fragte sie den Major.

— Sie ist bei den Ruinen mit dem Baron und dem Fräulein K.

Als die Française zu Ende war, gingen auch die Professorin und einige Damen nach den Ruinen, um sie in Augenschein zu nehmen. Dort fanden sie den Baron und die Mädchen, aber nicht Albertine.

— Hat der Baron meine Tochter gesehen? — hieß es im scharfen Ton von den Lippen der Professorin.

— Sie ist im Zelte, — war die Antwort.

Die Professorin ging wieder dorthin. Da saß nun wirklich Albertine, bleich und kalt, und unterhielt sich mit dem Grafen. Die Professorin nahm, vollkommen wegen der Tochter beruhigt, wieder ihren Platz unter den Frauen ein; aber hätte sie irgend eine Ahnung davon gehabt, was zwischen dem Grafen und Albertine gesprochen wurde, so fürchten wir, daß sie vor Aerger Nervenanfälle bekommen hätte.

— Sie tanzten nicht die Française? — sagte der Graf.

— Nein, — war die kurze Antwort.

— Darf ich wagen, mir die nächste Polka auszubitten.

— Ich beabsichtige nicht mehr zu tanzen heute Abend.

— Befinden Sie sich nicht wohl?

— Doch, vollkommen wohl.

— Sind Sie unzufrieden?

— Ja.

— Mit mir?

— Ja, und ich glaube, daß ich Gründe dazu habe.

— Und diese Gründe sind, daß Sie auf einen Walzer mit dem Doktor verzichten mußten.

— Nicht der Verlust des Walzers ärgert mich, denn ich kenne keine Macht, die mich daran hindern könnte, ihm einen andern Walzer zu schenken; aber Ihre Manier, zu behaupten, daß Sie ein Versprechen für den zweiten Walzer erhalten hätten, beleidigte mich.

— Und die Strafe wird, daß Sie nicht tanzen.

— Ja.

— Dann büßen Sie ja auch das Tanzen mit dem Doktor ein?

— Den Verlust erhalte ich in vierzehn Tagen auf Rönby ersetzt, wo dann dort Ball ist.

Albertine machte eine Bewegung, um aufzustehen: der Graf aber bat sie, sitzen zu bleiben.

— Es ist also wahr, daß Sie große Sympathie für den Doktor haben?

— Nennen Sie es Sympathie, wenn Sie wollen, ich hege die größte Hochachtung vor ihm, und

das ist etwas, dessen sich nicht Jeder rühmen kann. Damit verließ Albertine den Grafen.

— Wenn Du, einfältiges Mädchen, wüßtest, wie sehr Dein Trotz und Deine Kälte meine Liebe und das Verlangen, Dich zu besiegen, steigern, Du würdest dich wahrlich hüten, mich so zu behandeln. Wärest Du mir mit Beifall und Aufmunterung entgegengekommen, dann wäre mein Gefühl für Dich möglicherweise nach und nach abgestorben. Jetzt lodert es jedesmal, wenn Du mir Deinen Unwillen zeigst, um so heftiger empor, — murmelte der Graf und ging gerade auf die Professorin zu.

— Ich bin ganz unglücklich, Euer Gnaden! Fräulein Albertine ist aufgebracht und will heute Abend nicht mehr tanzen.

— Will sie nicht? — Aus den Augen der Professorin schoß ein Blitz auf die Tochter.

— Nein; ich habe sie vergebens darum gefleht, aber nur ein rundes Nein zur Antwort erhalten. Sie kann es mir nicht verzeihen, daß ich dem Doktor das Recht auf den zweiten Walzer streitig machen wollte.

— Herr Graf, Sie haben gewiß meine Tochter mißverstanden. Sie hat zu gute Grundsätze, um nicht einzusehen, daß Sie ihr einen wirklichen Dienst leisteten, als Sie sie von der Unannehmlichkeit befreiten, mit jenem Menschen zu tanzen. Geben Sie mir Ihren Arm, so werde ich Ihnen gleich zeigen, daß irgend ein Mißverständniß stattgefunden.

— Wie dankbar würde ich nicht sein, wenn dem so wäre. Es wäre mehr als hart für mich, wenn diejenige, für welche das ganze Fest angeordnet

wurde, nicht am Tanze theilnehmen wollte. Ach, meine Gnädige, verschaffen Sie mir diese Polka!

— Seien Sie ruhig, — sagte die Professorin im Tone eines Alleinherrschers. Es war ja noch nie vorgekommen, daß Albertine sich aufrührerisch gegen sie gezeigt; die Tochter war ja immer eine Sclavin ihres Willens gewesen, und deshalb fiel es der Professorin gar nicht ein, an ihrer Folgsamkeit im Entferntesten zu zweifeln. An Albertine herangekommen, sagte die Frau von Krug:

— Der Graf wünscht diese Polka mit Dir zu tanzen, und ich vermuthe, daß Du nicht engagirt bist.

Die Professorin richtete ihre Augen mit einem so harten und befehlenden Ausdruck auf die Tochter, daß Albertinens erste unwillkürliche Bewegung die war, den Kopf zu senken; aber im nächsten Augenblick erhob sie ihn wieder und begegnete dem Blick der Mutter mit einem ruhigen und bestimmten Ausdruck, indem sie antwortete:

— Ich glaube dem Herrn Grafen gesagt zu haben, daß ich heute Abend nicht mehr zu tanzen gedenke.

— Aber ich wünsche, daß Du tanzest.

Jenes Wort: ich wünsche klang im Munde der Professorin, wie ich befehle, aber Albertine hatte sich entschlossen, zu kämpfen, und sich fest vorgenommen, kein Haar breit zu weichen. Darum antwortete sie mit derselben Ruhe:

— Ich fühle mich ermüdet und es ist mir wirklich verdrießlich, daß ich den Wunsch der Mama nicht erfüllen kann.

— Sie sehen, meine Gnädige, daß ich rettungslos in Ungnade gefallen bin, — fiel der Graf ein. — Fräulein Albertine läßt sich nicht bewegen.

— Ich hatte gehofft, Herr Graf, — sagte Albertine mit stolz emporgehobenem Haupte, — daß Sie hinreichende Achtung für meine Weigerung haben würden, um nicht zu versuchen, durch meine Mutter mich zu dem zu zwingen, was ich nicht will.

Die Professorin wurde aschgrau, der Graf purpurroth. Der Letztere verbeugte sich indessen höflich vor Albertine und brachte eine verbindliche Entschuldigung vor, worauf er sich entfernte. Aber die Professorin, welche nicht aussprechen konnte, was sie auf dem Herzen hatte, ging von der Tochter mit einem so harten und entsetzlichen Ausdruck im Gesichte fort, daß Albertine das Herz in ihrer Brust dabei beben fühlte. Indessen dachte sie:

— Der Handschuh ist hingeworfen, der Kampf hat angefangen. Vielleicht werde ich darin untergehen; aber gleichviel! für was soll ich hernach leben?

Wäre Albertine ein schwaches Mädchen gewesen, so würden sich die Thränen aus ihren Augen hervorgedrängt haben; aber sie war daran gewöhnt, die Gefühle ihres Herzens zu unterdrücken, und auf diesem kalten Gesicht konnte man nichts von allen den Qualen lesen, welche sie beherrschten.

---

Um die Gemüthsstimmung Albertinens zu erklären, müssen wir dem Leser mittheilen, daß sie bei ihrer Wanderung nach den Ruinen mit dem Doktor zusammengetroffen war. Als er sie das Zelt verlassen sah, ging er nach einer andern Seite hinaus und betrat auf diese Weise von einer entgegengesetzten Richtung zu gleicher Zeit mit Albertine die Ruinen.

Es ist überflüssig, hier das zu wiederholen, was er in Beziehung auf die Unterredung mit der Majorin sagte; wir wollen bloß diese seine Worte wiedergeben.

— Bis zu dem Augenblick, wo Deine Tante zu mir wie die Mutter zu dem Sohne sprach, war ich nur von meiner Liebe beherrscht worden. So oft die Vernunft und meine bessern Gefühle ihre Stimme zu erheben suchten, wurden sie stets durch die Neigung zum Schweigen gebracht, welche mich mit Dir verbunden hat und ewig mit Dir verbinden wird.

— Aber jetzt, meine geliebte Albertine, jetzt ist die Wirklichkeit in ihrer ganzen Nacktheit an mich herangetreten und hat mich aus dem Liebesrausche geweckt, welcher uns beide viel zu weit geführt hat. Ich hatte Deine und meine gegenseitige Stellung klar erkannt, und habe mich dadurch an Pflicht und Gewissen wegen meiner Unbesonnenheit angeklagt gefunden.

— Was wünsche ich? Daß ich eines Tages vor die Welt und vor Deine Mutter hervortreten darf und Deine Hand begehren. Welche Mittel habe ich gewählt? Heimliche Zusammenkünfte, heimlichen

Briefwechsel, heimliches Bündniß mit der Tochter gegen die Mutter.

— Ah, Albertine, Deine Mutter hat Recht, mich zu verachten, und doch hätte mein erstes Streben sein sollen, mir ihre Hochachtung zu erzwingen. Ihre Weigerung, ihre Tochter einem Manne zu schenken, welcher die Ehre ihrer Tochter bloßgestellt, welcher nicht Gewalt genug über seine Gefühle gehabt, um die flüchtigen Freuden des Augenblicks dem guten Namen und Ruf eines Weibes zu opfern, welches er liebte, — wäre vollkommen gerecht und die Welt würde sie billigen.

— Eine Mutter kann nicht einen Mann hochachten, dessen Liebe in keiner Weise edel und erhaben war — denn wenn sie's gewesen wäre, so würde er mit Kraft und Gewalt die Hindernisse bekämpft und nicht gleich einem Dieb sich in ein Herz hineinzustehlen versucht haben, welches zu besitzen er keineswegs verdiente, weil er nur alles aufgeboten hat, dieses junge unerfahrene Herz von ihren töchterlichen Pflichten wegzulocken. Aber, Albertine! so kann es nicht fortgehen. Ich schäme mich vor mir selber, und einmal wieder zum vollen Bewußtsein dessen, was meine Pflicht ist, erwacht, wird nichts auf der Welt, ja nicht einmal meine Liebe zu Dir mich bewegen, davon abzuweichen. Meine Pflicht ist, Deiner Mutter zu zeigen, daß ich, obgleich ein Kind des Volkes, durch ein tiefes Gefühl für das Rechte und erhabene Charakterstärke mich selbst geadelt, und daß ich in all meinen Handlungen mich als ein Mann von Ehre betragen habe.

— Ich werde nicht ferner wie bisher ihr Grund

geben, zu behaupten, daß der durch seine Bildung zu Ihresgleichen gewordene Gärtnerssohn nicht auch es verstehen sollte, durch Rechtlichkeit und Pflichtgefühl sich über alle die Einwürfe zu erheben, welche sie vernünftiger Weise gegen ihn als ihrer Tochter künftigen Gatten machen könnte. Darum, Albertine, dürfen wir nicht mehr zusammenkommen wie früher, nicht mehr Briefe wechseln — alle heimliche Berührung muß zwischen uns abgebrochen werden.

— Wir müssen geduldig warten, bis ich mir eine in ökonomischer Beziehung unabhängige Stelle geschaffen habe, und mit offener Stirne vor Deine Mutter hintreten und frei und offen um die Hand ihrer Tochter anhalten kann. Verweigert sie mir diese, nun dann ist das Unrecht auf ihrer Seite, und ich werde wie ein Mann für die Erreichung meines Glückes kämpfen und siegen.

— Wie wird jetzt erst mich meine Liebe über jedes Hinderniß erheben, da sie mich bereits über meine eigene Schwäche erhoben hat! Welch' starker Sporn wird sie nicht für mich werden, meine Arbeit und mein Streben zu verdoppeln, da ich weiß, daß, bevor ich Dir meine Hand bieten kann, ich mich Dir nicht nähern, nicht den Klang Deiner Stimme hören, nicht ein Wort von Liebe von Deiner Hand lesen darf. Nah oder fern wird sie doch in meiner Brust wohnen, fest wie der Fels und beständig wie der Tod.

Richard schwieg und führte Albertinens Hand mit einem so unzweifelhaften Ausdruck der Zärtlichkeit an seine Lippen, daß sie sich gerührt fühlte, aber die Bitterkeit des Augenblicks dictirte ihr die Worte, welche sie, während einige Thränen des Schmer-

zes auf ihre Hand herabfielen, mit gebrochener Stimme flüsterte:

— Du verläßt mich?

— Albertine! — rief der Doctor und legte ihre Hand an sein Herz, — bei dem Gott, an welchen ich glaube, bei dem zeitlichen und ewigen Glück, auf welches ich hoffe, schwöre ich, daß, so lange dieses Herz schlägt, soll es Dir, Dir allein gehören. Aber jetzt, guter Engel meines Lebens, jetzt muß ich auf eine Weise handeln, daß Du mir Deine Achtung schenken kannst. Kein Schatten darf über unserer Liebe ruhen, sie muß rein und stark sein. — Er schlang seinen Arm um ihren Leib, sprach so lange und so ernst und appellirte auf eine so hochsinnige Weise an ihre Seelenstärke und ihr Pflichtgefühl, daß Albertine zuletzt auf seine Worte horchte und ihre Wahrheit anerkannte.

Diese Stimme, welche so ergreifend zu allen ihren edleren Gefühlen sprach, diese so warme und doch in ihrer Selbstaufopferung so hochherzige Liebe hatte für das starke, im Grund rechtdenkende Weib etwas Mächtigeres und Hinreißenderes, als selbst die beredtesten Aeußerungen einer glühenden Leidenschaft. Sie wollte erst bewundern, um nachher mit um so größerem Recht lieben zu können.

Alle diese kleinlichen Anfälle von Neid und Eifersucht, welche sie eine Zeit lang beherrscht hatten, sanken in die Vergessenheit zurück, und Richard stand vor ihr wie einer dieser starken Geister, die sich keiner Schwäche bewußt sind. Durch eine freiwillige Aufopferung wurde all das Große und Starke in Bewegung gesetzt, welches bisher unbewußt auf dem

Boden der Seele Albertinens geschlummert und das man nur berühren durfte, damit es ins Leben gerufen werde. Gewiß ist es, daß Albertinens Liebe gerade dadurch an Stärke zunahm, daß sie sich vor Richard wie vor einem überlegenen Wesen beugen mußte.

— Nun, meine geliebte Albertine — lebe wohl! wir müssen uns trennen; ich sehe den Baron und die Fräulein K. herankommen.

— Und dies ist unsere letzte Zusammenkunft?

— Ja, bis ich es wagen kann, Dir meine Hand anzubieten.

Richards Stimme war bewegt. Er schwieg. Zum erstenmal drückte er einen Kuß auf Albertinens Lippen.

— Richard! ich werde sterben, — stammelte Albertine.

— Nein, Geliebte, Du wirst leben, um mich einst für das Opfer zu belohnen, welches ich heute für Ehre und Gewissen gebracht.

Im nächsten Augenblick war er verschwunden und Albertine kehrte mit langsamen Schritten und traurigem Herzen in den Salon zurück. Sie hatte indessen jetzt Richard, wie es ihr schien, in seiner rechten Gestalt gesehen, — hoch und edel, mit einem zugleich starken und warmen Herzen. Um seiner würdig zu sein, glaubte sie ihrerseits die sclavische Furcht, welche sie bisher vor der Mutter gehegt, die sie aber jetzt für eine der Verlobten Richards unwürdige Feigheit betrachtete, wegwerfen zu müssen.

Ein ausgezeichneter Denker, Doctor Andreas Combe, sagt in einem seiner Werke über den menschlichen Charakter, — daß die Anlagen unserer Seele den Tönen eines Instruments gleichen, welche erst

welches darin lag, daß ich, während ich Ihre Gastfreundschaft genoß, auf eine unbesonnene Weise eine Ihrer nächsten Verwandten bloßstellte. Die Erinnerung an diese edle Nachsicht von Ihrer Seite wird ewig in mein Herz eingegraben bleiben, und ich werde Alles aufbieten, dieselbe zu verdienen.

Er führte wieder die Hand der Majorin an seine Lippen.

— Dank, Herr Doctor, ich bin vollkommen mit Ihnen zufrieden.

---

Während die Majorin und der Doctor das vorstehende Gespräch führten, hatte Arvid sich in sein Zimmer eingeschlossen. Albertine machte, übereinstimmend mit der Tagesordnung auf dem Lande, gleich nach dem Frühstück einen Morgenbesuch bei ihrer Mutter; sie fand dieselbe damit beschäftigt, ihre Toilette für den Nachmittag zu ordnen, denn man war von Graf Stormhjelm eingeladen worden, an einer Lustpartie nach einem historisch merkwürdigen Punkte in der Nachbarschaft Theil zu nehmen.

Jenny wanderte nach dem Dorf hinunter mit einem kleinen Korb am Arme und kehrte, nachdem sie eine halbe Stunde bei einem blinden und kranken Bauersmütterchen sich aufgehalten hatte, wieder heim.

Im Hofe begegnete sie dem Vater.

— Willst Du mit mir nach der neuen Bleiche reiten? — fragte er.

— Nein, ich danke, Herr Major, ich habe nütz-

lichere Dinge zu thun; aber morgen kann es wohl sein, daß ich Dir Gesellschaft leiste.

— Aber dann könnte es passiren, daß ich Dich nicht mithaben wollte, — antwortete der Major lachend.

— Aha, das hat keine Gefahr.

Jenny reichte ihrem Vater ihre Stirne zum Kuß und eilte dann fort. Der Major blickte der Tochter nach und ein sonnenhelles Lächeln glitt über sein sonst so strenges Gesicht.

Von dem Nützlichen, welches Jenny zu thun zu haben vorgab, merkte man indessen nichts. Nachdem sie Stina ihren Korb übergeben hatte, setzte sie sich ganz bequem vor der Hausflur, ohne irgend eine andere Beschäftigung, als aus einem Simri Erbsen unter einen Haufen Tauben zu werfen.

Ein merkwürdiger Ernst ruhte auf Jennys Antlitz; der fröhliche Ausdruck schien verschwunden zu sein, und sie sah aus, als wenn sie über etwas nachdenke. Endlich hörte man Tritte auf der Treppe. Jenny drehte den Kopf um und sah Albertine dieselbe herunter kommen.

— Sie ist wirklich schön! Welche stattliche Haltung, welch' ausgesuchter Anzug! — seufzte Jenny und betrachtete ihr zu Hause gewobenes Kleid und ihre Mousselinschürze. — Ich sehe gewiß aus wie ihre Kammerjungfer; ich bin häßlich, habe keine Haltung und bin so einfach gekleidet.

Jetzt schüttelte Jenny den Kopf, als wenn sie alle dergleichen Gedanken wegjagen wollte, und setzte ihren unterbrochenen Monolog fort: Ei, ei, Jenny, ich glaube, Du stellst wieder Vergleiche an; Du

mußt wohl wieder die weisen Worte der Mutter in Deinem Gedächtnisse auffrischen! Ich glaube doch, daß wenn Albertine und ich uns miteinander vergleichen wollten, so hätte ich schon mehr Grund, Gott für das zu danken, was in mein Loos gefallen, als Albertine für das, was ihr zu Theil geworden. Jenny stand auf und ging ihrer Cousine entgegen.

— Ich habe hier lange gesessen und auf Dich gewartet, — sagte Jenny mit ihrem heiteren und frischen Lächeln und reichte ihr die Hand.

— Hast Du mir etwas zu sagen? — fragte Albertine mit einem steifen und abgemessenen Ausdruck in ihrem Gesicht. Man konnte hinter der stolzen Haltung eine gewisse Furcht hervorblicken sehen.

— Nichts Besonderes, — antwortete Jenny, welche bei dem kalten und abgemessenen Benehmen ihrer Cousine erröthete, — ich wollte Dir blos sagen, Albertine, daß ich lebhaft wünsche, in Dir eine Freundin zu finden.

— Sind wir denn nicht Freundinnen? Ich kann mich nicht erinnern, daß etwas zwischen uns vorgefallen ist, weßhalb man uns Feinde nennen könnte.

Albertine erschien so unzugänglich, daß sie Jenny, welche wieder erröthete, tief verletzte; nach einer kurzen Pause jedoch und nur von einem wirklich edlen Gefühl dazu getrieben, hob Jenny wieder an:

— Warum, Albertine, beobachtest Du immer ein solches kaltes und unzugängliches Benehmen gegen mich? Was ist es, daß Dich so unfreundlich gegen Deine Cousine stimmt? Ist denn etwas in meinem Wesen, in meiner Lebhaftigkeit, was Dir mißfällt, so sag' es mir und ich will suchen, es zu ändern.

Ach, ich wünsche so innig, daß Du ein wenig Freundschaft für mich fühlen könntest, und daß Du mich lieben könntest, wie ich Dich lieben will.

Jenny reichte Albertine die Hand mit einem so herzlichen Ausdruck in ihren Blicken, daß Albertine ihr nicht länger widerstehen konnte, sondern wirklich gerührt die ihr dargereichte Hand ergriff.

— Verzeih' mir, Jenny! Es war nicht Dein, sondern ausschließlich mein Fehler. Ich habe ein verschlossenes und wunderliches Gemüth, welches es mir schwer macht, mit Jemanden vertraut zu werden; aber da Du mit so vieler Herzlichkeit mir Deine Freundschaft anbietest, so wird gewiß diese meine Scheu verschwinden.

— Ich danke Dir für das Versprechen! — Jenny drückte herzlich ihre Hand. — Sei überzeugt, daß Du in mir eine redliche Freundin besitzest. Hast Du Lust, mir Gesellschaft zu leisten? ich gehe zu der alten Pächterswittwe, — fuhr Jenny fort und steckte ihren Arm unter den Albertinens.

— Ist es weit dahin? — fragte Letztere.

— Siehst Du nicht das kleine nette Haus am Eingang zum Dorf? Dort wohnt das alte, gute Weib.

— Wir können wohl in einer Stunde zurück sein? Mama will dann eine Promenade machen.

— Ja, gewiß.

Die Mädchen gingen Arm in Arm über den Hof, aber das Schicksal hatte beschlossen, daß sie heute keinen Besuch bei der alten Frau machen sollten; denn die Gitterpforte öffnete sich und hinein in den Hof fuhr die kleine Droschke des Barons.

Als Baron Fritz die Mädchen erblickte, befahl er dem Kutscher zu halten und stieg mit großer Vorsicht aus dem Wagen.

— Es war ein glücklicher Zufall, welcher mich gerade jetzt hierher führte, so daß ich Gelegenheit bekam, die Damen zu treffen, — bemerkte unser Baron auf seine gewöhnliche schleppende Weise.

— Und worin bestand das Glück? — fragte Jenny mit einem nicht unbedeutenden Anstrich übler Laune; — vielleicht darin, daß wir es zu sehen bekämen, wie der Baron sich so artig, so ganz wie ein älteres, ehrwürdiges Frauenzimmer aus dem Wagen helfen ließen? Mein Gott, wird denn der Baron alle Ewigkeit ein solches weibisches und empfindliches Wesen bleiben.

— Mein gnädiges Fräulein Albertine, helfen Sie mir, sonst bekomme ich mein ganzes Sündenregister zu hören, — klagte der Baron mit zärtlicher Miene. — Bedenken Sie, Fräulein Jenny, daß ich schwache Nerven habe, — sagte er, indem er sich an diese wandte, welche bei diesen Worten zu lachen anfing.

— Sie sind unverbesserlich! — brach sie aus. — Was hat den Baron hierher geführt?

— Ich wollte mir erlauben, den beiden Fräulein einen Platz in dem Wagen meiner Tante für die Nachmittagstour nach D. anzubieten.

— Was mich betrifft, so hoffe ich mit Papa und Arvid dahin zu reiten, — antwortete Jenny lachend.

— Sie sind zu keck, daß Sie reiten, — versicherte der Baron und sah Jenny erschrocken an: — Uebri-

gens zu einem Balle zu reiten, wie geht es da mit der Toilette?

Jenny zuckte die Achseln und wandte sich an Albertine mit den Worten:

— Nun, Albertine, was antwortest Du?

— Mama mag darüber bestimmen. Herr Baron belieben sich an sie zu wenden.

— Albertine! — klang es aus der Hausflur und auf der Treppe stand die Professorin steif und gerade wie gewöhnlich. Der Baron und Albertine eilten ihr entgegen, und nachdem der erstere seinen Wunsch vorgebracht hatte, gab die Professorin zu, daß die Tochter mit Fräulein Sigrid führe.

Jenny, welche nicht gerufen worden war, setzte ihren Weg zur Wittwe fort. Sie ging mit langsamen und zögernden Schritten. Als sie sich wieder allein befand, konnte man sehen, daß irgend eine schmerzliche Erinnerung ihre frohe Seele peinigte.

Um drei Uhr fuhren die Wagen des Barons hinein auf Rönby Hof.

— Der Ritt, wovon Jenny gesprochen, war einer ihrer gewöhnlichen Scherze mit dem Baron, weil er immer von seiner Angst über ihre Keckheit sprach.

Die Majorin und die Professorin fuhren mit Fräulein Sigrid; Albertine und Jenny sollten ihre Plätze im andern Wagen des Barons einnehmen.

Während sie im Begriff waren, in den Wagen einzusteigen, rollte der erste Wagen von dannen und der Baron fragte, ob der Doctor nicht in dem vierten ledigen Sitz Platz nehmen wollte. Bei diesem Vorschlag strahlten die Augen Albertinens und Jenny

erröthete, aber der Doctor schlug es aus, und bestieg den dritten Wagen bei dem Major und seinen Söhnen, worauf man nach D. fuhr, wo der Graf seine Gäste in einen bei diesem Anlaß aufgeführten Tanzsalon führte. Das Aeußere desselben bestand aus Segeltuch und Holz, und das Innere war mit Blumen und Laub bekleidet.

Bei der Weigerung des Doctors war die Stirne Albertinens finster geworden und sie lehnte sich mit allen Anzeichen übler Laune und mit dem löblichen Vorsatz, ein eigensinniges Schweigen zu beobachten, in den Wagen zurück.

— Jenny ihrerseits scherzte und neckte sich mit dem Baron, und war fröhlich und froh, aber ungewöhnlich bleich.

Die Gesellschaft wurde von Musik aus dem mit Blumen geschmückten Tanzsalon empfangen.

Alle Nachbarn der Gegend waren zu dem ländlichen Balle eingeladen. Der Graf war lauter Aufmerksamkeit gegen die Familie von Rönby, die Artigkeit selbst gegen die Professorin und ganz und gar Bewunderung für Albertine.

Dies setzte die Professorin in die brillanteste Laune. Sie brüstete und geberdete sich in ihrem hellen Seidenkleid wie eine Königin, und sprach zu denen, welche sie umgaben, mit einer gewissen herablassenden Artigkeit. Mit lebhafter Befriedigung sah sie, daß der Baron sich fast ausschließlich mit Albertine beschäftigte. Der erste Walzer wurde gespielt.

Der Graf und Albertine eröffneten den Ball. Daß der Baron mit Jenny tanzte, betrachtete die Professorin als eine Höflichkeit gegen sie. Was sie

aber nicht unbedeutend ärgerte, war, daß Albertine kälter und steifer als je zu sein schien, und daß es ihr an der hinreißenden Anmuth in ihren Bewegungen und in ihrem Tanze fehlte, was dagegen Jenny in so reichem Maße auszeichnete; und daß sie ferner der eifrigen Huldigung des Grafen mit abstoßender Kälte begegnete.

Daß dagegen er, der Graf, ganz und gar für seine Dame eingenommen sei, war etwas, das jeder, der offene Augen hatte, sehen konnte.

Als der Walzer zu Ende war, winkte die Professorin ihrer Tochter abseits, nahm sie, als wenn sie ein wenig in die freie Luft hinausgehen wollte, unter den Arm und sagte in einem kurzen und befehlenden Ton zu ihr:

— Dein Benehmen gegen den Grafen ist anstößig; man zeigt sich nicht stolz gegen diejenigen, welche im Rang über uns stehen; das ist ein in jeder Beziehung unpassender Hochmuth. Erinnere Dich, daß der Stolz nur ein Mittel ist, diejenigen, welche nicht unseres Gleichen sind, in gehöriger Entfernung zu halten. Mein Wille ist deßhalb, daß Du dem Grafen mehr Aufmerksamkeit erweisest, und daß Du immer auf seine hohe Stellung in der Gesellschaft Rücksicht nimmst.

Albertine neigte ihren Kopf zum Zeichen des Beifalls, aber ohne etwas zu antworten. Es lag auch in dieser stummen Unterwürfigkeit ein unterdrückter Stolz, welcher der Professorin keineswegs entging. Dies reizte sie, aber jetzt war der Augenblick nicht dazu da, ihrem Zorne Luft zu machen; sie fügte deßhalb nur hinzu:

— Ich rechne darauf, daß man mir gehorche, verstehst Du? — hierauf entfernte sie sich.

— Und ich spüre ein unwiderstehliches Verlangen, Dir nicht zu gehorchen, — murmelte Albertine.

Gerade als sie sich umdrehte, stand der Major hinter ihr.

— Hör', mein Mädchen, — sagte er, — Du wirst mir den Dienst erweisen, gegen den Doctor so gefällig zu sein, ihm den zweiten Walzer zu schenken, denn Deine Mutter vergißt gar zu oft, was die Höflichkeit gegen ihn erfordert.

— Gern, Onkel, — antwortete Albertine, wenn nur Mama nicht böse wird.

— Sieh, da bist Du so furchtsamer Natur, daß Du im Interesse des Rechts nicht eine Rüge von Deiner Mutter ertragen kannst. Uebrigens werde ich im schlimmsten Fall die ganze Schuld auf mich nehmen.

Der Major winkte dem Doctor.

Meine Schwestertochter hat einen Walzer frei für Sie, Brüderlein; — darauf verließ er sie.

— Darf ich es wagen, von dieser Gunst Gebrauch zu machen? — fragte der Doctor.

— Ja! Oder wirst Du den Muth haben, auch jetzt nein zu sagen, wie beim Fahren?

— Aber Deine Mutter? — Doch — dieser Walzer wird ja unser Abschied.

— Reisest Du ab?

— Ich bin so glücklich, Ihre Zusage für den zweiten Walzer zu haben, — tönte die Stimme des Grafen hinter ihnen, — man beginnt ihn eben zu spielen.

— Nein, Herr Graf, es war der Doktor, dem ich denselben versprochen habe, — antwortete Albertine mit Kälte.

— Meine Gnädige, verzeihen Sie mir! mir versprachen Sie ihn.

Der Graf richtete sich in seiner vollen Länge auf und betrachtete den Doktor mit einem wenig freundlichen Ausdruck in seinen Zügen.

— Der Herr Graf irren sich gewiß, denn ich hatte das Versprechen des Fräuleins. — Der Doktor sah eben auch den Grafen mit einem herausfordernden Blick an; aber als wenn er sich plötzlich besänne, daß ein Streit Aufsehen machen könnte, fügte er höflich hinzu:

— Indessen halte ich es für meine Pflicht, mit dem Urtheil, welches das Fräulein fällt, zufrieden zu sein. Sagt Fräulein, daß dieser Walzer dem Grafen gehört, so entferne ich mich sofort.

— Meine Tochter ruht während dieses Walzers aus, — klang plötzlich die scharfe Stimme der Professorin.

Sie hatte gesehen, wie der Doktor ihre Tochter anredete, und war sofort hingegangen, um das Gespräch zu unterbrechen, wodurch sie Zeugin des Zwistes wegen des Walzers geworden war.

Der Doktor verbeugte sich stolz ung zog sich zurück. Der Graf bot der Professorin seinen Arm und führte sie zu ihrem Platz zurück, und Albertine biß die Zähne so heftig zusammen, daß ein klarer Blutstropfen auf den Lippen zum Vorschein kam. Sie verließ das Zelt und ging hinaus nach den Ruinen. Dieses ihr Weggehen wurde von Niemandem als

dem Doktor bemerkt, welcher gerade im Begriff war, zu tanzen.

Die Professorin plauderte mit Fräulein Sigrid. Nach dem Walzer kam eine Française. Die Professorin warf einen Blick auf die Tanzenden und konnte ihre Tochter nicht entdecken. Sie spähte nach ihr, sah sie aber nirgends im Zelte. Indessen beruhigte sie sich doch etwas, als sie die Entdeckung machte, daß auch der Baron nicht zu sehen war.

— Hast Du meine Tochter gesehen? — fragte sie den Major.

— Sie ist bei den Ruinen mit dem Baron und dem Fräulein K.

Als die Française zu Ende war, gingen auch die Professorin und einige Damen nach den Ruinen, um sie in Augenschein zu nehmen. Dort fanden sie den Baron und die Mädchen, aber nicht Albertine.

— Hat der Baron meine Tochter gesehen? — hieß es im scharfen Ton von den Lippen der Professorin.

— Sie ist im Zelte, — war die Antwort.

Die Professorin ging wieder dorthin. Da saß nun wirklich Albertine, bleich und kalt, und unterhielt sich mit dem Grafen. Die Professorin nahm, vollkommen wegen der Tochter beruhigt, wieder ihren Platz unter den Frauen ein; aber hätte sie irgend eine Ahnung davon gehabt, was zwischen dem Grafen und Albertine gesprochen wurde, so fürchten wir, daß sie vor Aerger Nervenanfälle bekommen hätte.

— Sie tanzten nicht die Française? — sagte der Graf.

— Nein, — war die kurze Antwort.

— Darf ich wagen, mir die nächste Polka auszubitten.

— Ich beabsichtige nicht mehr zu tanzen heute Abend.

— Befinden Sie sich nicht wohl?

— Doch, vollkommen wohl.

— Sind Sie unzufrieden?

— Ja.

— Mit mir?

— Ja, und ich glaube, daß ich Gründe dazu habe.

— Und diese Gründe sind, daß Sie auf einen Walzer mit dem Doktor verzichten mußten.

— Nicht der Verlust des Walzers ärgert mich, denn ich kenne keine Macht, die mich daran hindern könnte, ihm einen andern Walzer zu schenken; aber Ihre Manier, zu behaupten, daß Sie ein Versprechen für den zweiten Walzer erhalten hätten, beleidigte mich.

— Und die Strafe wird, daß Sie nicht tanzen.

— Ja.

— Dann büßen Sie ja auch das Tanzen mit dem Doktor ein?

— Den Verlust erhalte ich in vierzehn Tagen auf Rönby ersetzt, wo dann dort Ball ist.

Albertine machte eine Bewegung, um aufzustehen; der Graf aber bat sie, sitzen zu bleiben.

— Es ist also wahr, daß Sie große Sympathie für den Doktor haben?

— Nennen Sie es Sympathie, wenn Sie wollen, ich hege die größte Hochachtung vor ihm, und

das ist etwas, dessen sich nicht Jeder rühmen kann. Damit verließ Albertine den Grafen.

— Wenn Du, einfältiges Mädchen, wüßtest, wie sehr Dein Trotz und Deine Kälte meine Liebe und das Verlangen, Dich zu besiegen, steigern, Du würdest dich wahrlich hüten, mich so zu behandeln. Wärest Du mir mit Beifall und Aufmunterung entgegengekommen, dann wäre mein Gefühl für Dich möglicherweise nach und nach abgestorben. Jetzt lodert es jedesmal, wenn Du mir Deinen Unwillen zeigst, um so heftiger empor, — murmelte der Graf und ging gerade auf die Professorin zu.

— Ich bin ganz unglücklich, Euer Gnaden! Fräulein Albertine ist aufgebracht und will heute Abend nicht mehr tanzen.

— Will sie nicht? — Aus den Augen der Professorin schoß ein Blitz auf die Tochter.

— Nein; ich habe sie vergebens darum gefleht, aber nur ein rundes Nein zur Antwort erhalten. Sie kann es mir nicht verzeihen, daß ich dem Doktor das Recht auf den zweiten Walzer streitig machen wollte.

— Herr Graf, Sie haben gewiß meine Tochter mißverstanden. Sie hat zu gute Grundsätze, um nicht einzusehen, daß Sie ihr einen wirklichen Dienst leisteten, als Sie sie von der Unannehmlichkeit befreiten, mit jenem Menschen zu tanzen. Geben Sie mir Ihren Arm, so werde ich Ihnen gleich zeigen, daß irgend ein Mißverständniß stattgefunden.

— Wie dankbar würde ich nicht sein, wenn dem so wäre. Es wäre mehr als hart für mich, wenn diejenige, für welche das ganze Fest angeordnet

wurde, nicht am Tanze theilnehmen wollte. Ach, meine Gnädige, verschaffen Sie mir diese Polka!

— Seien Sie ruhig, — sagte die Professorin im Tone eines Alleinherrschers. Es war ja noch nie vorgekommen, daß Albertine sich aufrührerisch gegen sie gezeigt; die Tochter war ja immer eine Sclavin ihres Willens gewesen, und deshalb fiel es der Professorin gar nicht ein, an ihrer Folgsamkeit im Entferntesten zu zweifeln. An Albertine herangekommen, sagte die Frau von Krug:

— Der Graf wünscht diese Polka mit Dir zu tanzen, und ich vermuthe, daß Du nicht engagirt bist.

Die Professorin richtete ihre Augen mit einem so harten und befehlenden Ausdruck auf die Tochter, daß Albertinens erste unwillkürliche Bewegung die war, den Kopf zu senken; aber im nächsten Augenblick erhob sie ihn wieder und begegnete dem Blick der Mutter mit einem ruhigen und bestimmten Ausdruck, indem sie antwortete:

— Ich glaube dem Herrn Grafen gesagt zu haben, daß ich heute Abend nicht mehr zu tanzen gedenke.

— Aber ich w ü n s c h e, daß Du tanzest.

Jenes Wort: ich w ü n s c h e klang im Munde der Professorin, wie ich b e f e h l e, aber Albertine hatte sich entschlossen, zu kämpfen, und sich fest vorgenommen, kein Haar breit zu weichen. Darum antwortete sie mit derselben Ruhe:

— Ich fühle mich ermüdet und es ist mir wirklich verdrießlich, daß ich den Wunsch der Mama nicht erfüllen kann.

— Sie sehen, meine Gnädige, daß ich rettungslos in Ungnade gefallen bin, — fiel der Graf ein. — Fräulein Albertine läßt sich nicht bewegen.

— Ich hatte gehofft, Herr Graf, — sagte Albertine mit stolz emporgehobenem Haupte, — daß Sie hinreichende Achtung für meine Weigerung haben würden, um nicht zu versuchen, durch meine Mutter mich zu dem zu zwingen, was ich nicht will.

Die Professorin wurde aschgrau, der Graf purpurroth. Der Letztere verbeugte sich indessen höflich vor Albertine und brachte eine verbindliche Entschuldigung vor, worauf er sich entfernte. Aber die Professorin, welche nicht aussprechen konnte, was sie auf dem Herzen hatte, ging von der Tochter mit einem so harten und entsetzlichen Ausdruck im Gesichte fort, daß Albertine das Herz in ihrer Brust dabei beben fühlte. Indessen dachte sie:

— Der Handschuh ist hingeworfen, der Kampf hat angefangen. Vielleicht werde ich darin untergehen; aber gleichviel! für was soll ich hernach leben?

Wäre Albertine ein schwaches Mädchen gewesen, so würden sich die Thränen aus ihren Augen hervorgedrängt haben; aber sie war daran gewöhnt, die Gefühle ihres Herzens zu unterdrücken, und auf diesem kalten Gesicht konnte man nichts von allen den Qualen lesen, welche sie beherrschten.

Um die Gemüthsstimmung Albertinens zu erklären, müssen wir dem Leser mittheilen, daß sie bei ihrer Wanderung nach den Ruinen mit dem Doktor zusammengetroffen war. Als er sie das Zelt verlassen sah, ging er nach einer andern Seite hinaus und betrat auf diese Weise von einer entgegengesetzten Richtung zu gleicher Zeit mit Albertine die Ruinen.

Es ist überflüssig, hier das zu wiederholen, was er in Beziehung auf die Unterredung mit der Majorin sagte; wir wollen bloß diese seine Worte wiedergeben.

— Bis zu dem Augenblick, wo Deine Tante zu mir wie die Mutter zu dem Sohne sprach, war ich nur von meiner Liebe beherrscht worden. So oft die Vernunft und meine bessern Gefühle ihre Stimme zu erheben suchten, wurden sie stets durch die Neigung zum Schweigen gebracht, welche mich mit Dir verbunden hat und ewig mit Dir verbinden wird.

— Aber jetzt, meine geliebte Albertine, jetzt ist die Wirklichkeit in ihrer ganzen Nacktheit an mich herangetreten und hat mich aus dem Liebesrausche geweckt, welcher uns beide viel zu weit geführt hat. Ich hatte Deine und meine gegenseitige Stellung klar erkannt, und habe mich dadurch an Pflicht und Gewissen wegen meiner Unbesonnenheit angeklagt gefunden.

— Was wünsche ich? Daß ich eines Tages vor die Welt und vor Deine Mutter hervortreten darf und Deine Hand begehren. Welche Mittel habe ich gewählt? Heimliche Zusammenkünfte, heimlichen

Briefwechsel, heimliches Bündniß mit der Tochter gegen die Mutter.

— Ah, Albertine, Deine Mutter hat Recht, mich zu verachten, und doch hätte mein erstes Streben sein sollen, mir ihre Hochachtung zu erzwingen. Ihre Weigerung, ihre Tochter einem Manne zu schenken, welcher die Ehre ihrer Tochter bloßgestellt, welcher nicht Gewalt genug über seine Gefühle gehabt, um die flüchtigen Freuden des Augenblicks dem guten Namen und Ruf eines Weibes zu opfern, welches er liebte, — wäre vollkommen gerecht und die Welt würde sie billigen.

— Eine Mutter kann nicht einen Mann hochachten, dessen Liebe in keiner Weise edel und erhaben war — denn wenn sie's gewesen wäre, so würde er mit Kraft und Gewalt die Hindernisse bekämpft und nicht gleich einem Dieb sich in ein Herz hineinzustehlen versucht haben, welches zu besitzen er keineswegs verdiente, weil er nur alles aufgeboten hat, dieses junge unerfahrene Herz von ihren töchterlichen Pflichten wegzulocken. Aber, Albertine! so kann es nicht fortgehen. Ich schäme mich vor mir selber, und einmal wieder zum vollen Bewußtsein dessen, was meine Pflicht ist, erwacht, wird nichts auf der Welt, ja nicht einmal meine Liebe zu Dir mich bewegen, davon abzuweichen. Meine Pflicht ist, Deiner Mutter zu zeigen, daß ich, obgleich ein Kind des Volkes, durch ein tiefes Gefühl für das Rechte und erhabene Charakterstärke mich selbst geadelt, und daß ich in all meinen Handlungen mich als ein Mann von Ehre betragen habe.

— Ich werde nicht ferner wie bisher ihr Grund

geben, zu behaupten, daß der durch seine Bildung zu Ihresgleichen gewordene Gärtnerssohn nicht auch es verstehen sollte, durch Rechtlichkeit und Pflichtgefühl sich über alle die Einwürfe zu erheben, welche sie vernünftiger Weise gegen ihn als ihrer Tochter künftigen Gatten machen könnte. Darum, Albertine, dürfen wir nicht mehr zusammenkommen wie früher, nicht mehr Briefe wechseln — alle heimliche Berührung muß zwischen uns abgebrochen werden.

— Wir müssen geduldig warten, bis ich mir eine in ökonomischer Beziehung unabhängige Stelle geschaffen habe, und mit offener Stirne vor Deine Mutter hintreten und frei und offen um die Hand ihrer Tochter anhalten kann. Verweigert sie mir diese, nun dann ist das Unrecht auf ihrer Seite, und ich werde wie ein Mann für die Erreichung meines Glückes kämpfen und siegen.

— Wie wird jetzt erst mich meine Liebe über jedes Hinderniß erheben, da sie mich bereits über meine eigene Schwäche erhoben hat! Welch' starker Sporn wird sie nicht für mich werden, meine Arbeit und mein Streben zu verdoppeln, da ich weiß, daß, bevor ich Dir meine Hand bieten kann, ich mich Dir nicht nähern, nicht den Klang Deiner Stimme hören, nicht ein Wort von Liebe von Deiner Hand lesen darf. Nah oder fern wird sie doch in meiner Brust wohnen, fest wie der Fels und beständig wie der Tod.

Richard schwieg und führte Albertinens Hand mit einem so unzweifelhaften Ausdruck der Zärtlichkeit an seine Lippen, daß sie sich gerührt fühlte, aber die Bitterkeit des Augenblicks dictirte ihr die Worte, welche sie, während einige Thränen des Schmer-

zes auf ihre Hand herabfielen, mit gebrochener Stimme flüsterte:

— Du verläßt mich?

— Albertine! — rief der Doctor und legte ihre Hand an sein Herz, — bei dem Gott, an welchen ich glaube, bei dem zeitlichen und ewigen Glück, auf welches ich hoffe, schwöre ich, daß, so lange dieses Herz schlägt, soll es Dir, Dir allein gehören. Aber jetzt, guter Engel meines Lebens, jetzt muß ich auf eine Weise handeln, daß Du mir Deine Achtung schenken kannst. Kein Schatten darf über unserer Liebe ruhen, sie muß rein und stark sein. — Er schlang seinen Arm um ihren Leib, sprach so lange und so ernst und appellirte auf eine so hochsinnige Weise an ihre Seelenstärke und ihr Pflichtgefühl, daß Albertine zuletzt auf seine Worte horchte und ihre Wahrheit anerkannte.

Diese Stimme, welche so ergreifend zu allen ihren edleren Gefühlen sprach, diese so warme und doch in ihrer Selbstaufopferung so hochherzige Liebe hatte für das starke, im Grund rechtdenkende Weib etwas Mächtigeres und Hinreißenderes, als selbst die beredtesten Aeußerungen einer glühenden Leidenschaft. Sie wollte erst bewundern, um nachher mit um so größerem Recht lieben zu können.

Alle diese kleinlichen Anfälle von Neid und Eifersucht, welche sie eine Zeit lang beherrscht hatten, sanken in die Vergessenheit zurück, und Richard stand vor ihr wie einer dieser starken Geister, die sich keiner Schwäche bewußt sind. Durch eine freiwillige Aufopferung wurde all das Große und Starke in Bewegung gesetzt, welches bisher unbewußt auf dem

Boden der Seele Albertinens geschlummert und das man nur berühren durfte, damit es ins Leben gerufen werde. Gewiß ist es, daß Albertinens Liebe gerade dadurch an Stärke zunahm, daß sie sich vor Richard wie vor einem überlegenen Wesen beugen mußte.

— Nun, meine geliebte Albertine — lebe wohl! wir müssen uns trennen; ich sehe den Baron und die Fräulein K. herankommen.

— Und dies ist unsere letzte Zusammenkunft?

— Ja, bis ich es wagen kann, Dir meine Hand anzubieten.

Richards Stimme war bewegt. Er schwieg. Zum erstenmal drückte er einen Kuß auf Albertinens Lippen.

— Richard! ich werde sterben, — stammelte Albertine.

— Nein, Geliebte, Du wirst leben, um mich einst für das Opfer zu belohnen, welches ich heute für Ehre und Gewissen gebracht.

Im nächsten Augenblick war er verschwunden und Albertine kehrte mit langsamen Schritten und traurigem Herzen in den Salon zurück. Sie hatte indessen jetzt Richard, wie es ihr schien, in seiner rechten Gestalt gesehen, — hoch und edel, mit einem zugleich starken und warmen Herzen. Um seiner würdig zu sein, glaubte sie ihrerseits die sclavische Furcht, welche sie bisher vor der Mutter gehegt, die sie aber jetzt für eine der Verlobten Richards unwürdige Feigheit betrachtete, wegwerfen zu müssen.

Ein ausgezeichneter Denker, Doctor Andreas Combe, sagt in einem seiner Werke über den menschlichen Charakter, — daß die Anlagen unserer Seele den Tönen eines Instruments gleichen, welche erst

erklingen, wenn man sie anschägt. In diesen Worten liegt eine tiefe Wahrheit. Wie viele reiche Schätze schlummern nicht im Menschenherzen, weil es ihnen an einer Anregung von außen fehlt! So auch mit Albertine.

In ihrer Seele befand sich der Samen zu allem, was den Menschen veredelt und erhebt, aber nicht ein einziges dieser Samenkörner war während der Jugend gepflegt worden, oder hatte Früchte getragen; sondern es waren die zärtlichen Bande, durch welche das Kind an die Mutter geknüpft wird, durch Strenge und Herrschsucht vollkommen in Unwirksamkeit gelassen worden. Keine Zärtlichkeit von Seiten der Mutter regte ihre ursprünglichen Anlagen zu Achtung und Ergebenheit an, sondern die Furcht hatte Verstellung, die Verstellung nach und nach Unwahrheit hervorgerufen. Der Despotismus, womit sie behandelt wurde, verjagte das Vertrauen und legte den Samen zu einem Aufruhrsgeist, welcher die Lust zum Ungehorsam überall da wachrief, wo der Ungehorsam verborgen werden konnte.

Zu thun, was ihr verboten war und dann mit heimlicher Schadenfreude daran zu denken, daß sie jetzt etwas gethan, welches in directem Widerspruch mit dem allmächtigen Willen der Mutter stand, — das war leider ein gewöhnlicher Genuß für Albertine als Kind.

Obgleich Albertine Muth und Seelenstärke, ja Anlagen zu den wirklich edlen Gefühlen, der Hingebung und Selbstaufopferung besaß, so waren diese Anlagen doch nie lebendig geworden, sondern die verkehrte Erziehungsmethode der Mutter hatte im Ge-

gentheil in ihr Gefühle erweckt, wie Hochmuth, Egoismus und Neid. Daß diese Fehler nur bis zu einem gewissen Grade bei Albertine hervortraten. dafür hatte sie nur ihrer guten Natur zu danken.

War nun die Professorin in der allerbesten Laune abgereist, so kehrte sie dagegen in der allerärgerlichsten Stimmung zurück.

Nicht genug damit, daß Albertine den Grafen verletzt, welcher ihr eine so ausgezeichnete Aufmerksamkeit bewiesen; sie hatte sogar selber mit angehört, wie kalt sie die dringende Bitte des Barons, mit ihr tanzen zu dürfen, abgewiesen hatte und das trotz allen mütterlichen Befehlen. Dieß war etwas so Unerhörtes, daß die Professorin mit Beben an die Möglichkeit dachte, die Tochter werde auf eine ähnliche Weise gegen sie auftreten wollen, wie der Sohn; indessen besaß sie — und damit tröstete sie sich — eine weit ausgedehntere Macht über Albertine als Mädchen, als über den Mann Albert. Während die Professorin dieses überlegte, hielt der Wagen auf Rönbyhof an.

Die Glocke läutete 6 Uhr Morgens, man war müde und Jeder begab sich zur Ruhe, ausgenommen die Professorin. Sie gehörte nicht zu Denjenigen, welche durch Schlaf und Müdigkeit sich davon abschrecken lassen, das auszuführen, was sie sich vorgenommen. Als sie die Treppe hinaufging, wandte sie sich an die Tochter und sagte:

— Ich will mit Dir sprechen.

Albertine folgte der Mutter auf ihr Zimmer.

Die Professorin setzte sich in das Sopha. Albertine blieb stehen.

— Mein Wille ist, zu erfahren, was das Fräulein diesen Abend beabsichtigte. War es vielleicht, mich zu beleidigen?

Der eisenharte Ausdruck in den Zügen der Professorin hatte etwas Furchterregendes.

Die Wangen Albertinens waren eben so bleich, wie die der Mutter, ihre Haltung ebenso unbeugsam und ihre Stirne ebenso stolz, als sie antwortete:

— Wenn Jemand heute Abend beleidigt worden ist, so bin ich es.

— Du! — Die Professorin erhob sich heftig und mit einer drohenden Geberde.

— Ja, gerade ich! — oder wie soll ich es nennen, daß Mama mich fast mit Gewalt zwingen wollte, mit einem Menschen zu tanzen, der mich verletzt hatte.

— Schweige! — rief die Professorin und streckte die Hand gegen die Tochter aus. — Hüte Dich, im Trotze eine Vertheidigung Deines Benehmens zu suchen, und zu vergessen, daß Du mit Deiner Mutter sprichst! ich könnte dann auch Deine 19 Jahre vergessen und Dich wie ein ungezogenes Kind behandeln.

Albertine drückte die Hände gegen die Brust, athmete tief und antwortete mit gedämpfter Stimme:

— Wenn ich die Achtung vergesse, welche Mama das Recht hat zu fordern, so geschieht es nur deßhalb, weil Mama mich nie als eine Tochter behandelt hat. Ich bin eine Sklavin gewesen, sonst nichts; aber so weit gehe ich nicht in sklavischer Ehrfurcht, daß ich einen Menschen aufmuntere, den ich verachte.

Der Gesichtsausdruck der Professorin wurde ent-

setzlich; sie faßte den Arm der Tochter und drückte ihn krampfhaft mit ihren magern, aber kraftvollen Fingern.

— Bist Du wahnsinnig, daß Du so zu mir zu sprechen wagst, oder kennst Du mich so wenig, daß Du glaubst, ich würde ein solches Benehmen dulden? Höre jetzt genau auf das, was ich Dir sagen will:

— Wenn Du es wagst, verstehst Du, von dem Gehorsam, welchen Du mir schuldig bist, abzuweichen, oder Personen Mißachtung zu zeigen, welche Du meinem Willen gemäß achten mußt, so werde ich Dich dadurch strafen, daß ich Dich von Minna trenne; sie, verstehst Du! wird die Strafe für Deine Verbrechen zu erleiden haben. Und fährst Du demungeachtet fort, mir zu trotzen, so wirst Du nie Deinen Bruder wiedersehen; ich lasse Dich dann an einem Orte unterbringen, wo Du immer von ihm getrennt sein wirst. Gehe nun und verlasse nicht Dein Zimmer, bevor Du von mir die Erlaubniß dazu hast, sofern Du mich nicht zwingen willst, Dir vor Allen eine demüthigende Zurechtweisung zu geben! Gehe nun!

Albertine stand unbeweglich; nach dem heftigen Wogen ihres Busens zu urtheilen, schien ein gewaltiger Kampf in dem Herzen des jungen Mädchens ausgekämpft zu werden. Sie öffnete den Mund, um zu antworten, aber sie schloß ihn wieder und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

— Sie war leichter gebändigt, als ich glaubte, — murmelte die Professorin, öffnete die Thüre zum vorderen Zimmer und rief Martha herein.

Albertine trat in ihr Zimmer bleich wie der Tod, aber keine Thräne, keine Klage bahnte sich Weg aus ihrer gepeinigten Brust; dagegen nickte Sie Minna mit einem traurigen Lächeln zu und setzte sich schweigend in das Sopha.

— Wie steht es, Albertine? — fragte Minna und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

— Helfe mir, das Kleid aufmachen, ich ersticke, — stammelte Albertine.

— Mein Gott, bist Du krank?

— Nein! still! es wird gut, wenn ich nur Luft bekomme.

— Um Gotteswillen, Albertine, sage, was hat sich zugetragen?

— Frage mich nicht, meine arme Minna; ich kann mein stolzes Herz nicht vor Dir öffnen. Ach! ich bin zu unglücklich, um meine Qual in Worte kleiden zu können.

Ein Strom von Thränen erleichterte ihre heftig beklemmte Brust.

Nachdem sie ausgeweint hatte, zog sie ein Morgenkleid an und bat Minna, zur Ruhe zu gehen! aber sie hätte eben so leicht den Tod bewegen können, seinen Raub wieder herauszugeben, als Minna dazu vermögen, von ihrer Seite zu weichen, wenn sie betrübt war.

Vielleicht war Minna der rettende Engel, welcher Albertine davon abhielt, unter der Tyrannei der Mutter ganz gefühllos zu werden. Sie war es, welche ihren zärtlichen Gefühlen Nahrung gegeben und ihrem kindlichen Herzen das Bedürfniß der Zuneigung geweckt hatte. Als Albertine älter wurde,

hatte Albert durch Lectüre und Gespräche ihre Sympathie für hochherzige und große Thaten zu wecken gesucht; aber da er selbst einen mehr strengen als milden Charakter besaß, so eignete er sich nicht dazu, in dem Herzen des jungen Mädchens das Bedürfniß der Güte und Liebe zu entwickeln.

Ganz ungleich verhielt es sich mit Minna. Sie war ein kleines, verlassenes Kind, ohne Beschützer, ohne Angehörige, und selbst im höchsten Grade des Schutzes bedürftig. Als Kind wurde Albertine ihre Beschützerin. Obgleich sie fast in denselben Jahren waren, so hatte doch Albertine beim Anblick der strengen, fast unbarmherzigen Züchtigung, mit welcher die kleine Minna bei dem geringsten Versehen bestraft wurde, dem Verlangen, diejenige zu beschützen, welche auf der Erde keinen Schutz hatte, nicht widerstehen können.

Beging Minna einen Fehler, so nahm Albertine ihn auf sich, und dieß legte von Seiten Minna's den Grund zu einer beinahe unbedingten Ergebenheit für ihre junge Herrin. Sie sah in Albertine ihr Ideal, und Alles, was diese that, glaubte sie, sei recht und gerecht.

Die Zuneigung Minna's stützte sich auf Erkenntlichkeit, die Albertinen's auf Mitleid. Weil aber der Erziehung, die beide erhielten, die moralische und religiöse Grundlage abging, so waren auch ihre Begriffe von Recht und Unrecht ganz verworren. Zu lügen hielten sie nicht für Unrecht; sich zu einem verbotenen Spiel hinzuschleichen, wurde von den kleinen Mädchen als berechtigt angesehen; aber zu vergessen, die Hand der Professorin zu küssen, oder ihr

Taschentuch aufzuheben, wenn sie es verlor, oder nicht augenblicklich ihr die Thüre zu öffnen, wenn sie sich derselben näherte, alles dieß glaubten sie, seien unverzeihliche Fehler.

Laßt uns zu dem obengenannten Abend zurückkehren.

Statt, wie Albertine sie gebeten hatte, zur Ruhe zu gehen, setzte Minna sich auf einen Schemel und richtete ihre Augen auf Albertine, auf dieselbe theilnehmende und treue Weise, auf welche der Hund seinen Herrn betrachtet, wenn er es nicht wagt, sich ihm zu nähern.

Albertine hatte neben einem Tische Platz genommen, und schien sich zum Schreiben anzuschicken. Lange Zeit verhielt sie sich still, stützte den Kopf auf die Hand, während die Thränen langsam, eine nach der andern, auf das Papier fielen. Darauf schrieb sie:

„Richard!

Obgleich Du sagtest, daß wir auf allen Briefwechsel verzichten müßten, so bin ich doch jetzt damit beschäftigt, an Dich zu schreiben. Ich habe, seit wir uns trennten, viel gelitten, viel gedacht und einen harten Kampf gekämpft, einen bitteren Streit gestritten; und doch sind seitdem nur einige Stunden verflossen.

Es kommt mir vor, als wenn ich mehrere Jahre älter geworden, als wenn das Leben, die Menschen und mein eigenes Innere mir in einem ganz andern Licht erscheinen, als früher. Es scheint, als wenn unsere letzte Unterredung neue, bisher in meiner Seele schlummernde Gedanken und Gefühle erweckt

hätte; als wenn sie mir auf einmal einen klaren Begriff von dem gegeben hätte, was ich sein sollte, was ich gewesen bin und was ich jetzt bin. Du hast vor den Blicken meiner Seele eine neue Welt eröffnet und mich in ein neues Dasein hineinschauen lassen; aber ich fühle mich fremd und einsam in dieser Welt, zu deren Schwelle Du mich geführt. Bin ich wohl dieselbe, die ich war vor unserer Unterredung? Nein.

Meine Seele ist in einigen Augenblicken gereift und hat sich entwickelt. Sie ist herausgetreten aus den engen Banden, welche ihre edleren Kräfte gefangen hielten. Ich bin mir selbst ein Fremdling. Ich gleiche einem Menschen, dessen Augen stets nach der Erde gewandt waren, aber plötzlich durch eine unsichtbare Macht auf den Himmel gerichtet werden, und dann, geblendet von dem Licht und der Klarheit, welche ihnen entgegentreten, nicht mehr auf die niedere, dunkle Erde zurückschauen möchten. Du hast mir die hohen Pflichten des Lebens gezeigt; Du hast vor meinen erstaunten Blicken ein schönes Gemälde entrollt; aber auch dieses Gemälde war keine romantische Malerei und viel zu herrlich, um von uns schwachen Sterblichen erfaßt werden zu können. Nein, Du hast durch Deine Handlungsweise bewiesen, daß man den Genuß und das Glück des Augenblicks seiner Pflicht, seiner Ehre und seinem Gewissen opfern muß, und daß dasjenige Glück, welches wir uns auf Kosten jener kaufen, eines Tags sich in Fluch verwandeln wird.

Richard, ich kniee vor Deiner moralischen Größe, welche zu gleicher Zeit mein Herz zermalmt und mir

die bittersten Qualen schafft, während ich unter den Martern der Verzweiflung wimmernd mich krümme, möchte ich dankbar Deine Hände küssen, weil Du in mir die Gedanken an ein höheres und edleres Streben erweckt hast, als das ist, welches in der Befriedigung des Verlangens des Augenblicks sein einziges Ziel sieht. Richard, Du warst der Einzige, welcher auf diese Weise die edleren Instinkte meiner Seele anregen konnte, weil Du der Einzige bist, den ich geliebt mit der ganzen Gluth der Leidenschaft und mit eifersüchtiger Furcht, Dich zu verlieren. Du machtest meine ganze Welt, meine Zukunft und meine Gegenwart aus, aber indessen hatte die Liebe ihren Ursprung in einer mir innewohnenden Lust zum Widerspruch; denn ich wußte gewiß, daß ein solches Gefühl eine gegen den Despotismus meiner Mutter gerichtete Kriegserklärung war.

Eine Art Rachegefühl gegen die Unterdrückung, welche mein Leben verbitterte, war der Grund zu dieser Liebe. Nachher wurde ich von deiner geistigen Ueberlegenheit hingerissen; Du beherrschtest mich mit Deinem Verstand. Ich war ein Mädchen, welches nothwendig denjenigen Mann am höchsten lieben würde, der es seine eigene Unbedeutsamkeit kennen lehrte.

Ich hatte von meiner Mutter nie gelernt, vor etwas Anderem Achtung zu hegen, als vor zwei Dingen: Geburt und Reichthum. Mein Bruder lehrte mich Geist, Bildung und Kenntnisse hochachten.

Als ich zum Mädchen heranwuchs, veranlaßte mich der Geist des Widerspruchs, alles mit Unwillen anzusehen, was die Sympathie meiner Mutter er-

weckte, darum verachtete ich das, welchem sie Bewunderung schenkte, und das, was den Menschen in ihren Augen herabsetzte, das hob ihn in den meinigen.

Noch bis gestern habe ich mich nur vor der Allmacht des Geistes gebeugt, vor diesem demüthigte sich mein stolzes Herz, und der Mann, den ich lieben sollte, mußte durch die Kraft seiner Seele sich seine Bahn brechen. Du warst ein solcher Mann und darum liebte ich Dich. Daß moralische Ueberlegenheit noch etwas höher sei, hatte mich Niemand gelehrt. Nein, oft wenn Du mir Einwürfe gegen unsere Liebe machtest und mir vorstelltest, daß sie eine Verletzung meiner Pflichten als Tochter sei, so kam es mir vor, als wärest Du von schwachem und schwankendem Charakter, und ich zeigte oft eine Unterwürfigkeit, welche meinem Herzen fremd und nur erheuchelt war, um Deine kindliche Unruhe, wie ich sie bei mir nannte, zu beschwichtigen.

Ich hätte in solchen Stunden gewünscht, daß Du mit Gewalt alle Hindernisse weggeräumt und offen meiner Mutter getrotzt, ja daß Du mich gebeten hättest, mit ihr zu brechen und mich Dir zu übergeben. Dieß wäre nach meiner Ueberzeugung bei Dir ein Beweis von Kraft gewesen. Daß ich Pflichten als Tochter hätte, dieses fühlte ich nie. Aber jetzt — jetzt schaue ich mit Schüchternheit auf mein vergangenes Leben zurück. Was bietet es dar — Richard, ist die Albertine, der Du gestern so feierlich Treue schwurst, ist sie wirklich Deiner würdig? Mit vor Scham gesenkter Stirne muß ich es gestehen, daß sie unwürdig ist, ein Gegenstand der Liebe eines solchen Mannes zu sein, wie Du bist. Vielleicht

wird sie eines Tages Deiner würdig werden; vielleicht wird auch sie diese wahre moralische Auffassung des Lebens und ihrer Pflichten gegen Andere, wie Du es ihren geistigen Blicken darstelltest, sich einst erkämpft haben; aber wer soll sie stützen, wer leiten auf diesen unbekannten Wegen?

Wer soll sie aufrecht halten im Streite gegen äußere und innere Feinde, welche sich gegen ihre moralische Entwicklung erheben werden? Sage wer, — wenn sie nicht mehr Deine Stimme hören, nicht mehr ein Wort der Aufmunterung lesen, nicht mehr das Recht haben wird, vor Dir ihre Seele auszuschütten, ihren Schmerz zu klagen und ihre Kämpfe zu erzählen. Bisher ist mein Herz ein für Alle geschlossenes Buch gewesen. Ja, auch für Dich geschlossen; jetzt, wo es sich öffnen möchte, wo es seine Fehler zu beichten und Dich zu seinem Gewissen zu machen wünschte — jetzt sind wir getrennt — getrennt für Jahre. Gibt es denn nichts, das in diesem strengen Urtheil gemildert werden kann? Gib mir wenigstens den Trost, Dir schreiben zu dürfen, damit ich durch Deine Worte in meinem Streben nach dem Guten und moralisch Edlen gestärkt werde.

Zum erstenmal habe ich mich meiner Mutter gezeigt, wie ich bin; zum erstenmal habe ich gewagt meinen eigenen Willen zu zeigen, einen eigenen Gedanken auszusprechen; aber that ich das, wie ich gesollt hätte, wie eine Tochter? Nein. — Sie war die despotische Tyrannin, ich der ohnmächtige Unterthan. — Was gewann ich dadurch? — Nichts. —

Die alte Rolle passiven Gehorsams, welche ich bisher gespielt habe, ist mir zuwider, und diese neue,

des trotzigen Widerstandes ist nur der Ausdruck meines gekränkten Selbstgefühls; beide sind einer Tochter der Mutter gegenüber unwürdig.

Aber ist sie denn wirklich Mutter, dieses Weib ohne Herz, ohne Liebe, ohne irgend ein anderes Streben, als das zu herrschen? Habe ich wirklich die Pflichten eines Kindes gegen Sie?

Richard! meine Seele ist ein Chaos, in welchem der bessere Theil mit dem schlechteren kämpft, wo die eben angeschlagenen Saiten sich in einer fortwährenden Disharmonie mit dem befinden, welches von meiner frühesten Kindheit an widerklang.

Mein Egoismus kann sich nicht vertragen mit meinem höheren Streben; welche dieser beider Naturen wird siegend aus dem Kampfe hervorgehen? Sieh, das ist eine Frage, mein Richard, welche Du allein beantworten kannst. Stärke mich, unterrichte mich, und ich werde vielleicht mein Haupt stolz erheben können und sagen: jetzt bin ich Deiner würdig! — Verlasse nicht Deine arme

Albertine."

So war der Brief, welchen das junge Mädchen schrieb. Der Doktor fand ihn am folgenden Mittag auf seinem Tisch. Dieses Selbstbekenntniß einer so stolzen und verschlossenen Natur, wie Albertine ist, rührte ihn tief, gab ihm aber auch doppelten Muth, in Uebereinstimmung mit dem zu handeln, was Ehre und Herz forderten. Der Doktor sah klar ein, daß Albertine wirklich Jemandes bedurfte, welcher ihre edleren Instinkte am Leben erhielte, damit sie nicht ganz und gar von all dem Unkraut, das die Mutter in der Tochter Herz säete, erstickt würde. Es ist

mit unserer Moral wie mit unseren Sinnen; diese letzteren werden durch Mangel an Uebung zu Grunde gehen; so auch die moralischen Fähigkeiten; ohne Nahrung sterben sie aus und vertrocknen wie die Pflanzen, denen das Wasser fehlt. Mit diesen Gedanken ergriff der Doktor die Feder, um das Selbstbekenntniß Albertinens zu beantworten. Bisher hatte ihr Briefwechsel nur von Liebe gehandelt, nicht ein einziges Wort als dieses ewige Einerlei, und doch ewig neuer Stoff war darin zu finden gewesen; jetzt dagegen war eine ganz andere Auffassung ihrer gegenseitigen Stellung in's Leben gerufen worden. Der Liebhaber war vor dem Freund, dem Führer zurückgetreten.

Ob Richard Albertine darum weniger liebte? Nein! Seine Liebe war in demselben Augenblick stärker und tiefer geworden, in welchem er den ganzen Einfluß, den sie auf Albertinens besseren Menschen ausüben konnte, eingesehen hatte. Hier folgt das, was er schrieb:

„Albertine! Die Gefühle, welche Dein Brief in mir hervorgerufen, sind so mannigfaltig, daß ich sie weder schildern kann noch will. Das Einzige, was ich klar fühle, ist, daß Du mir theurer und heiliger bist als je. Meine Liebe ist jetzt fester und tiefer als je, jetzt wo Du ohne Verstellung mich in Deine Seele hast schauen lassen; aber eben so fest ist auch mein Vorsatz, daß kein einziges Wort von dieser Liebe zwischen uns gewechselt werden darf, bevor ich vor Gott und Menschen das Recht habe, sie offen zu gestehen. Aber ebenso unerschütterlich wie mein Vorsatz in dieser Beziehung ist, ebenso klar steht es

vor meiner Seele, daß ich die Rolle eines Liebhabers mit dem eines Freundes vertauschen muß.

Verstehe mich recht, meine hochherzige Albertine! Ich sehe ein, daß Du eines Vertrauten bedarfst, auf dessen Urtheil Du Dich verläßst, an dessen Ehre Du glaubst und da Du mir sagst, daß ich glücklich genug bin, Dir Vertrauen einzuflößen, so lasse mich für Dich das sein, was ein weit entfernter Freund sein könnte. Der Richard, welcher Deine Liebe besitzt, welcher Dir seine Treue geschworen, er ist bis auf jenen Tag verschwunden, an welchem er Dir seine Hand bieten kann; aber der Freund bleibt.

Ich würde Dein stolzes und starkes Herz schlecht kennen, wenn ich nicht glaubte, daß Du allein, ohne Stütze diesen Kampf solltest auskämpfen können und siegreich aus dem Streit hervorgehen würdest, welcher Dich zu einer wahren Veredlung führen wird; aber ich wäre nicht der Richard, welcher auf der Erde Dich am Höchsten liebt, wenn ich nach einer solchen Aufforderung Dich allein lassen könnte.

Siehe, dies ist mein Rath. Richte Dir ein Tagebuch ein, vertraue demselben Deine Gedanken, Deine Gefühle, Deine Handlungen an jedem Tage an. Spreche in diesen Blättern zu Deinem abwesenden Freunde, schreibe darin nieder Alles, was Dein Herz ihm sagen will, und sende ihm am Schluß des Jahres diese Blätter. Albertine, ich werde sie lesen, ich werde ein strenger und unpartheiischer Richter sein, welcher seine Aufmerksamkeit auf die Fehler richten und mit Ernst sie zu verbessern suchen wird; aber — diese Blätter dürfen nicht ein Anlaß zum Austausch der Sehnsucht werden, welche unsere Liebe

fühlt, sondern nur ein Mittel, durch welches wir beide zu einer klaren Anschauung unserer höheren Pflichten geführt werden.

Ach, meine holde Freundin, diese Notizen werden eine wirksame Veranlassung für Deinen Richard werden, daß er sich würdig der hohen Begriffe zu machen sucht, welche Du von seinem moralischen Werthe hast. Er muß sich anstrengen ein solches Muster der Seelenstärke und erhabenen Ehrgefühls zu werden wie das ist, wofür Du ihn hältst, — er muß ein Mann von felsenfesten und unerschütterlichen Grundsätzen werden.

Jetzt noch ein paar Worte über Deine Mutter.

„Dieses Weib ohne Herz," sagst Du. Kind, diese Worte sind zu hart.

Weißt Du wohl, ob nicht ein Herz unter dieser kalten Hülle schlägt, ob nicht Liebe in dieser Strenge liegt. Du mußt es wenigstens von derjenigen glauben, welche Dir das Leben gegeben. Du sagst, Du habest Dich ihr gezeigt, wie Du bist. Albertine, als Tochter bist Du ihr Achtung und Liebe schuldig, selbst wenn sie als Mutter hart und kalt gewesen; denn merke Dir genau:

Das ist nie ein Grund für uns, unsere Pflichten gegen Andere zu vergessen, daß Andere sie gegen uns vergessen.

Wenn Dein Rechtsgefühl und Dein Gewissen Dir sagen, daß Du ihr nicht gehorchen kannst, so mußt Du in Deinem Widerstand Aufrichtigkeit, nicht Trotz an den Tag legen und gerade durch ein ehrfurchtsvolles Benehmen das Bittere zu mildern suchen.

Und jetzt, meine Geliebte, ein langes Lebewohl;

aber weder dieses Lebewohl noch irgend eine Macht der Erde kann mich zwingen von Dir abzustehen. Ich habe das Gelübde Deiner Treue, Du hast das meinige, und während ich mit Kraft daran arbeiten werde, daß Du einst meine Gattin wirst, betrachte ich Dich stets als meine Verlobte und dieses bist Du, sofern ein feierlicher, vor Gott abgelegter Eid eine bindende Kraft besitzt. Die Gelübde, welche uns an einander binden, können nur mit dem Tod gelöst werden. Dein

Richard."

---

Den ganzen Tag nach dem Balle war weder Albertine noch die Professorin sichtbar geworden. Die Hälfte des Vormittags hatte man geschlafen, und als das Mittagessen angekündigt wurde, meldete man, daß die Professorin und das Fräulein durch Unpäßlichkeit zu erscheinen verhindert seien.

Die Mittagstafel war außerordentlich langweilig, die Jugend war verstimmt; Ernst war wie immer still; Arvid war es noch nicht gelungen, mit sich selbst ins Gleichgewicht zu kommen, und Jenny, die eigentliche Freudebringerin des Hauses, fröstelte es, wie sie selber sagte, nach dem Balle. Der Doktor sah ernst aus. Der Major war bei sehr schlechter Laune, und dieses warf auch einen Schatten von Unruhe auf das ruhige Gesicht der Majorin. Als man gegessen und Kaffee getrunken hatte, ritt der Major hinaus aufs Feld. Ernst wanderte nach Stjernebro,

Arvid ging hinauf in seine Kammer, wo er sich einschloß, und der Doktor fuhr auf Krankenbesuch.

Jenny saß im Saale neben einem der offenen Fenster, sie hatte ein Buch bei sich, ohne daß der Blick, den sie auf dasselbe heftete, sich von einem Buchstaben zum andern bewegte. Nein, er stand still.

In einem der kleinen Sopha's saß die Majorin und war eifrig damit beschäftigt, Leinewand von einem großen Gewebe zuzuschneiden. Von Zeit zu Zeit flog ein Blick hinüber nach der Tochter, aber ohne daß sie irgend eine Frage, wegen ihres gedankenvollen Aussehens that.

Nach Verlauf einer langen Weile schüttelte Jenny den Kopf, als wenn sie irgend einen fremden Eindruck hätte verjagen wollen, dann wandte sie ihr Gesicht gegen die Mutter, und als sie ihren Augen begegnete, sagte sie lächelnd:

— Ich will wetten, Malinchen, daß Du eben jetzt dachtest, was fehlt der Jenny, die dasitzt und vor sich hinstarrt?

— Ja, ich wundere mich darüber, denn Du gehörst sonst nicht zu den Gedankenvollen.

— Du wirst doch nicht behaupten, daß ich zu den Gedankenlosen zu rechnen bin?

Jenny stand auf und ging hin, um sich auf einen Schemel zu den Füßen der Mutter zu setzen.

— Nein, mein Kind, Du bist ein ganz vernünftiges Mädchen, aber Du gehörst nicht zu denen, welche grübeln, sondern eher zu denjenigen, welche das Leben von der fröhlichen Seite ansehen.

— Das ist wahr; aber bisweilen häufen sich die Eindrücke und die Gedanken in der Seele eines

Menschen bis zu einem solchen Grade, daß man sich selbst ordentlich Gewalt anthun muß, um sich von seinen Grübeleien loszureißen .... Und Du fragst mich nicht, woran ich dachte?

— Du weißt ja, Jenny, daß ich nie frage, wenn es sich darum handelt, mir etwas anzuvertrauen, sondern daß ich warte, bis man mir es freiwillig mittheilt. Soll dergleichen irgend einen Werth haben, so muß es ohne alle Art von Aufforderung geschehen, denn eine Frage enthält immer ein Bestreben, sich etwas erzwingen zu wollen, was man uns nicht freiwillig gibt. Uebrigens weiß ich ja, daß ich immer früher oder später Deine Gedanken und Gefühle erfahre.

— Ja, Mama, Du hast Recht. Wer sollte der Vertraute meines Herzens sein, wenn nicht Du? Wer sollte alle meine Gedanken und Gefühle lesen, wenn nicht Du? Indessen fürchte ich, daß ich Dir diesmal eine ziemlich seltsame Mittheilung machen muß, die Dich sicherlich in Verwunderung setzen wird. Es kommt mir vor, als wenn ich zu gleicher Zeit weinen und lachen müßte.

Jenny liebkoste die Hände der Mutter und sagte mit ihrem jugendfrischen Lächeln:

— Du darfst Dir gern die Freiheit nehmen, Malinchen, Deine Jenny recht tüchtig auszulachen, denn wenn ich die Sache genau überlege, so verdient alles nur ausgespottet zu werden.

— Nun, da habe ich nichts dagegen! Ich will Dich lieber über Deine kleinen Mißgriffe lachen als weinen sehen. Munterkeit und eine fröhliche Lebensanschauung gehören Deinem Alter, ja, so verkehrt

sind die Begriffe Deiner Malin, liebe Jenny, daß sie Deine frische, jugendliche Fröhlichkeit für weit nützlicher für eine gesunde moralische Entwickelung hält, als jene schwermüthige Grübelei, welche gewöhnlich Mißvergnügen und Mißmuth zeugt. Aber komme nur hervor mit dem großen Geheimniß, welches wahrscheinlich so anfängt:

— Es war einmal ein Mädchen und das hieß Jenny . . . .

— Ganz richtig. — Und das Mädchen hatte, seit sie ein Kind war, einen jungen Mann gesehen, welcher 6 Jahre älter war als sie und mit ihr aufwuchs. Er hieß Fritz Silfverkrona. Sie erinnert sich sehr wohl der Zeit, wo dieser Fritz ein fröhlicher und gewandter Jüngling war, und in einem Alter von 14 Jahren schrieb sie in ihr Tagebuch, welches bei der Gelegenheit eingerichtet wurde, daß er ein in jeder Beziehung liebenswürdiger junger Mann sei.

— Ganz richtig, — fiel die Majorin lachend ein, — und jenes Tagebuch bekam ihre Mama zu lesen.

— Jaha, und die Frau Mama fand für gut, recht heiter darüber zu lachen.

— Und das Mädchen Jenny wurde darüber so verdrießlich, daß sie die ganze Lumperei ins Feuer warf.

— Das ist wahr, aber sie erhielt zu derselben Zeit einen sehr strengen Lehrer, welcher sie so stark beschäftigte, daß sie gar keine Zeit mehr bekam, an den damals 22jährigen Baron von Fritz zu denken, welcher außerdem die Artigkeit hatte, die Gegend zu verlassen. Und er blieb fort — vier Jahre.

— Nein, Du irrst Dich, er kam nie wieder. Zwar kehrte eine Gestalt zurück, welche ungefähr sein Gesicht, seinen Wuchs und seinen Namen hatte; aber es war nicht derselbe lebensfrische, für alles Gute, Edle und Schöne schwärmende Jüngling, welcher vor vier Jahren fortgereist war. Nein, es war ein bleicher, gleichgültiger, weichlicher, verzärtelter und weibischer Edelmann, der nur an Luxus und Bequemlichkeit dachte, der nur ungeheure Summen daran verschwendete, das Gut seiner Väter mit beispielloser Pracht einzurichten, aber bei all dem sich gar nicht um das Wohl seiner Unterthanen kümmerte, nicht einen einzigen Schritt that, um ihre ökonomische Lage zu verbessern, und kein Auge für die Unterdrückungen hatte, welche ein harter Inspector sich gegen sie zu Schulden kommen ließ.

— Aber gegen Jenny und ihre Eltern war er derselbe. Seine Freundschaft gegen sie hatte ihn selbst überlebt, wenn ich mich so ausdrücken darf. — Ja, und dieses machte auch, daß, wie sehr auch Jenny sich über seine Gefühllosigkeit gegen Bedürftige, über seine wahnsinnige Leidenschaft für einen thörichten Luxus ärgerte, und wie oft sie ihn auch wegen seiner Faulheit und seines weibischen Wesens neckte, so versprach sie ihm doch, als er sie einmal darum bat, daß sie ihm stets eine schwesterliche Freundin bleiben würde.

— Und in dieser schwesterlichen Freundin bekam er einen kleinen Plagegeist, welcher fortwährend Bemerkungen über sein Betrag machte, ihn scharf ausschalt und bisweilen recht unbarmherzig auslachte.

— Aber er begegnete allen diesen Ausfällen mit einem Phlegma, dem nicht beizukommen war; bisweilen beantwortete er sie in einem solchen freundlichen und unterwürfigen Ton, daß sie wirklich anfing, ihn deßhalb schwesterlich zu lieben.

— Dazu trug wohl nicht wenig bei, daß er bei kirchlichen und anderen feierlichen Gelegenheiten Jenny den Auftrag gab, an seiner Stelle reiche Unterstützungen an die Armen zu vertheilen.

— Das kann nicht bestritten werden. Genug, sie hatte ihn herzlich gern. So ging es einige Zeit, dann —

Jenny hielt inne, und eine hübsche Röthe ergoß sich über ihre Wange und Stirn. Mit einem einnehmenden und verlegenen Lächeln blickte sie zur Mutter hinauf und fragte:

— Kannst Du errathen, was sich dann zutrug, Malinchen?

— So ziemlich, — antwortete die Majorin lächelnd.

— Nein, Malin, das kannst Du nicht.

— Warte, Du wirst es hören: Da kam zu Jenny's Eltern ein junger, hübscher Doctor, mit einem gewinnenden Benehmen, überlegenen Verstande und einer in allen Beziehungen reich ausgestatteten Persönlichkeit. Wenn er sprach, schwieg Jenny, und lauschte mit glühenden Wangen seinen Worten. Wenn sie sich mit ihm unterhielt, war ihre Conversation geläufiger, ihre Stimme milder und ihre Augen strahlender, als sonst. Sie fing an, zwischen dem Freund, dem Baron, und dem eben Angekommenen Vergleiche anzustellen, welche zur Folge hatten, daß

der arme Baron ganz in den Schatten gestellt wurde. Die Freundschaft für ihn wurde vergessen, sie wurde launisch und oft böse gegen den früheren Freund ihrer Kindheit.

— Nein, Mama, das wurde ich nicht, — fiel Jenny purpurroth ein.

— Sei still und laß mich schließen. Sie wurde böse und schonungslos gegen den Baron, und machte ihn zur Zielscheibe ihrer Sarkasmen, so oft er sich ihr näherte; aber nicht genug damit. Es gab ein anderes junges Mädchen, welches hübsch, reich und stattlich war. Jedesmal, wenn der Doctor seine Augen auf dieses junge Mädchen richtete, wurde Jenny unzufrieden. Sie begann sich mit diesem ihr in so mancher Beziehung überlegenen Mädchen zu vergleichen, und zum ersten Male fühlte sie Neid in ihrem Herzen erwachen. Kurz: Jenny war nach Ankunft des Doctors neidisch und launisch geworden.

— Niemand kann Dich beschuldigen, daß Du eine gute Sache verdirbst, — brach Jenny lachend aus, und verbarg ihr Gesicht an der Mutter Brust. Du malst wirklich jene arme Jenny recht nett, und wenn Du fortfährst, so wird sie wirklich zuletzt ein kleines Unthier werden.

— Das gerade nicht, aber sie stand indessen unter dem Einfluß von weniger edlen Gefühlen, und hätte sie nicht, wie sie es wirklich that, ernstlich gegen sie zu arbeiten begonnen, so würden sie leicht die besseren Instincte in ihrer Seele haben ersticken können. Während ihres ganzen früheren Lebens war nichts passirt, welches jene hätte wecken können, aber die dämmernde Neigung für den Doctor, und das Auf-

treten einer so gefährlichen Nebenbuhlerin wie Cousine Albertine, riefen sie hervor, und sie wurde von den Plagegeistern des Neides und der Unzufriedenheit verfolgt.

— Bisher hatte Jenny sich nicht das Ziel gesteckt, irgend einer einzelnen Person zu gefallen, aber der Doctor weckte zum erstenmal dieses Streben. Sie wollte gerade ihm gefallen, und Alles, was sich diesem Verlangen entgegenstellte, wurde ihr unangenehm. Darum wurde sie sowohl gegen den Baron wie gegen Albertine so wenig freundschaftlich gestimmt.

— In Folge dieses Strebens, sich bei dem jungen Arzte beliebt zu machen, fing sie an, sich darüber zu beunruhigen, nicht schön zu sein und nicht alle diese äußeren Vorzüge zu besitzen, welche Albertine auszeichneten. Dies ging ihr um so viel mehr zum Herzen, als sie ganz wohl einsah, daß der Doctor, seiner ausgezeichneten Artigkeit ungeachtet, kein lebendigeres Interesse für sie empfand.

— Alles dies sah ihre Mama und schwieg.

— Ja, was wolltest Du, daß die Mutter hätte thun sollen? Hätte ihre Mutter sie in geheime Beichte genommen, ihr verboten, mit dem Doctor zu coquettiren, ihr gesagt, daß der Doctor sich gar nicht um sie kümmere, und durch eine lange Predigt ihr klar zu machen gesucht, daß es ganz häßlich sei, neidisch zu sein; — glaubst Du wirklich, daß die Mutter damit etwas Besonderes gewonnen hätte?

— Ach nein, das will ich nicht behaupten; im Gegentheil glaube ich, daß Jenny doch dieselbe wie vorher gewesen wäre.

— Das glaube ich auch; und es hätte leicht passiren können, daß Jenny sich damit geschmeichelt hätte, die Aufmerksamkeit des Doctors auf sich gezogen zu haben, denn das war ja etwas, worüber Mama nicht so genau Bescheid wissen könnte.

— Malin, Du bist wirklich entzückend, — sagte Jenny, und küßte die Hände der Mutter; denn Alles in Allem genommen, so machte der Vergleich zwischen der Reseda und der Rose weit mehr Eindruck auf Jenny, als die erbaulichste Strafpredigt.

— Möglich. Indessen schwieg die Mutter, gab genau Acht auf die Tochter, und sah bald ein, daß Jenny nicht auf eigene Hand über ihre Gefühle ins Klare kommen, sondern eines schönen Tages sich zu den Füßen ihrer Mutter setzen würde, um ihr Alles zu erzählen, was ihre Mutter vorher errathen hatte. Sie ging gerade und wartete darauf, als ein plötzlicher Zufall Jenny entdecken ließ, daß der Doctor — in die schöne Cousine verliebt sei.

— Welche Wirkung brachte jene Entdeckung hervor? — fragte Jenny und lehnte ihr glühendes Gesicht gegen die Brust der Mutter.

— Ich erwarte, daß ich das zu hören bekommen werde.

— Liebe, liebe Malin, das sollst Du. Als mein Verdacht, daß der Doctor, trotz seiner gegen Albertine an den Tag gelegten Kälte, sie doch liebe, bestätigt wurde, da hatte ich ein Gefühl, als wenn man mir einen gewaltigen Schlag versetzt hätte, der mir auf einige Secunden das Bewußtsein raubte; aber einen Augenblick darauf hatte ich wieder den vollen Gebrauch meiner Besinnung, denn es fiel mir ein, in welcher

Gefahr Albertine schwebte, falls es mir nicht gelänge, Arvid zur Ruhe zu bringen. Ich vergaß meinen eigenen Schmerz, um nur an die Rettung Albertinens denken zu können. Welche entsetzliche Unannehmlichkeiten wird nicht Arvid ihr bereiten, wenn er seinen aufgeregten Gefühlen folgt, dachte ich, und gab mir nach Kräften Mühe, ihn zu beruhigen. Nachdem Du ihn unter die Hände bekommen, wurde ich ruhig.

— Während Du die kleine Zusammenkunft mit dem Doctor hattest, wurde ich endlich Herr meiner Gefühle, und ich überzeugte mich, daß ich möglicherweise Albertine nützlich werden könnte, Albertine, welche so allein in der Welt steht; darum beschloß ich, ihr meine Freundschaft anzubieten, obgleich mein verwundetes Herz sich halbwegs dagegen auflehnte.

Ich hielt es für meine Pflicht, Albertine zu zeigen, wie gern ich ihre Freundin sein wollte. Nach diesem Ereigniß kam die Reise nach D. zu dem Ball. In Zeit von einigen Stunden, welche seitdem verflossen, fühlte ich, daß es mir nie gelingen würde, mit meinem eigenen Ich ins Reine zu kommen, bevor ich mein Herz vor Dir ausgeschüttet. Es steht jetzt klar vor mir, daß ich mehr auf mich selbst, als auf den Doktor böse bin, weil er Albertine leiden mag, denn ich sehe die ganze letztere Zeit vor mein Gedächtniß treten und zwar nicht so ganz zu meinem Vortheil. Dazu scheint mir mein Benehmen gegen den Baron und Albertine mehr als unfreundlich gewesen zu sein, was ich aufrichtig bereue. Und was mir schließlich am meisten wehe

thut, ist, daß ich meine, Du könnest gar nicht auf Deine Jenny stolz sein.

— Aber das bin ich doch, denn Deine Handlungsweise gegen Albertine zeigte Dein durch und durch gutes Herz, meine Jenny.

— Liebste Mama, schmeichle mir nicht. Denke nur daran, daß ich Alles aufbot, was ich konnte, um liebenswürdig zu sein.

Jenny legte die Hände der Mutter über's Gesicht und flüsterte:

— Und war ich nicht selbst auf dem Weg, den . . . den . . .

— Den Doktor zu lieben, — fiel die Majorin ein und drückte Jenny an ihr Herz, — aber Du liebst ihn nicht?

— Nein, Mama, das war nur so ein aufdämmerndes Wohlgefallen an ihm, das mir indessen manche schmerzliche Stunde bereitet und mich um eine Erfahrung bereichert hat, die mir von Nutzen sein wird. Jedenfalls, liebe Mama, habe ich Vieles gegen Albertine wieder gut zu machen. Ich möchte gern zu ihrem Glücke beitragen.

Als die Majorin sich niederbeugte und Jenny's Stirne küßte, fühlte sie sich so dankbar gegen Gott welcher ihr eine solche Tochter wie Jenny mit einem so guten und redlichen Herzen geschenkt hatte.

---

Vierzehn Tage waren vergangen, als der 27ste Hochzeitstag des Majors und der Majorin kam. An diesem Tage wollte der Major die Freude und Fröh-

lichkeit um sich sehen, und man hatte dann immer Ball auf Rönby. Es war der 16. August.

Albertine war die zwei ersten Tage nach dem Balle auf D... zum Zimmerarrest verurtheilt gewesen. Ihre Einsamkeit war indessen einmal von der Professorin erheitert worden; dieselbe hatte nämlich eine lange und erbauliche Predigt darüber gehalten, wie strafbar Albertine sei, welche es gewagt hätte, sich gegen sie aufzulehnen, und wie es die Schuldigkeit eines Kindes sei, blind seiner Mutter zu gehorchen u. s. w. Nicht ein einziges Wort der Liebe, der Anhänglichkeit oder der Zärtlichkeit war über die Lippen der Mutter gekommen, denn alle solche Gefühle waren ihr fremd. Sie hatte ihren Kindern das Leben gegeben und hielt sich deshalb allein für berechtigt, über sie zu verfügen, weshalb sie ihnen auch alles Recht absprach, einen selbstständigen Gedanken zu hegen. Das Leben, welches sie ihnen geschenkt, gehörte ihrer Ansicht gemäß nicht ihnen, sondern ihr.

Jenny war, trotz der Meldung der gnädigen Tante, daß Albertine, weil sie unwohl sei, allein zu bleiben wünsche, zu der Cousine hinaufgeschlichen; sie plauderte und scherzte so herzlich und fröhlich mit Albertine, daß sie unwillkürlich sie für sich einnahm und einen Theil der Schwermuth, welche sie beherrschte, zu verscheuchen half.

Minna stand in manchen Beziehungen zu tief unter Albertine, als daß sie eine Seele wie die ihrige ganz hätte verstehen sollen. Sie konnte deshalb zur Vertrauten all' der Gedanken und Gefühle, welche Albertine bewegten, nicht wohl gemacht werden.

Während der Unterredung mit Jenny in den zwei Tagen, wo sie anderer Gesellschaft beraubt war, hatte Albertine einsehen gelernt, daß eine solche Freundin wie Jenny eine reiche Quelle des Trostes und der Linderung sein würde. Auf die Arresttage folgten zwei Wochen, welche ohne alle Berührung zwischen dem Doktor und Albertine dahin schwanden. Die Morgenpromenaden wurden fortgesetzt, aber jetzt war Jenny die dritte Person.

Täglich fand Graf Stormhjelm sich auf Rönby ein und wurde immer vom Baron begleitet. Der Graf quälte buchstäblich Albertine mit seiner Aufmerksamkeit, aber ohne allen Erfolg. Im Gegentheil leuchtete ihr Unwille so deutlich hervor, daß derselbe ihn oft verletzen zu müssen schien; aber einen Augenblick darauf verdoppelte er seine Aufmerksamkeit und das mit einer solchen Ausdauer, daß sie oft genug Albertine zur Verzweiflung brachte.

Endlich kam der große Tag.

Da gab es ein ungeheures Laufen und Springen auf Rönby. Jenny hatte außerordentlich viel damit zu thun, Blumen in Vasen zu ordnen, und war im Drange der Geschäfte zu Arvid hinaufgestürzt, welchen sie zwang herunterzukommen, um ihr zu helfen, obgleich er in romantische Verzweiflung vertieft war; er hegte eigensinnigerweise nämlich noch die Hoffnung, daß er schließlich irgend eine passende Gelegenheit finden würde, einen günstigen Eindruck auf Albertine zu machen.

Gerade als Jenny vor einem Schrank in der Hausflur auf einer Staffel stand und damit beschäftigt war, Porzellan herauszunehmen, welches Arvid

in Empfang nahm, erschien die Professorin auf der Treppe und der Major in der Hausflurthüre.

— Mein lieber Gustav! woran denkst Du, daß Du es immer erlaubst, daß Deine Kinder Dienstbotengeschäfte thun? Es ist ja recht anstößig, die eine Stunde das Fräulein am Webstuhl sitzend, die andere, wie jetzt, mit Mägdearbeit beschäftigt, anzutreffen und in einem dritten Falle in Gesellschaft mit Fremden zu sehen. Es ist wirklich empörend, der simplen Gewohnheiten Zeuge zu sein, denen die Kinder meines Bruders sich hingeben.

— Höre 'mal, Sophie, laß Du meine Kinder in Ruhe, und kümmere dich nicht um sie, sondern gib lieber Acht, daß die Leute im Dorf nicht zu viel Stoff zu Bemerkungen über Deine eigene Fräulein Tochter bekommen. Mehr will ich jetzt nicht sagen, um nicht den Hausfrieden zu stören.

Der Major ging mit raschen Schritten über die Hausflur in den Saal hinein. Die Professorin warf ihm einen wüthenden Blick nach und wanderte mit ihrer stolzen Haltung hinaus in den Hof.

Der Nachmittag kam und das Haus wurde voll von Gästen. Die Professorin war stolz, steif und vornehm, wie gewöhnlich. Der Baron war lauter Artigkeit, sprach mit der Professorin von der Schönheit Albertinens und von der Gunst, die er wünsche, daß Ihre Gnaden ihm schenken möchte, weil er bald in den Fall kommen würde, dieselbe in Anspruch zu nehmen. Die Professorin antwortete verbindlich. Auch der Graf zeigte eine zuvorkommende Aufmerksamkeit gegen die Professorin und sie schien der Mit-

telpunkt der gemeinschaftlichen Huldigung dieser beiden Herren zu sein.

Die Musik spielte eine Promenade-Polonaise. Der Baron eröffnete sie mit der Majorin, der Graf führte die Professorin. Darauf kam der erste Walzer. Der Baron und Jenny waren das erste Paar und die Professorin hätte beinahe einen Angstruf ausgestoßen, als ihr Blick auf das zweite fiel. War das wirklich ihre Tochter? Ja, es war Albertine in ihrem hellrothen Seidenkleid, welche mit dem Sohne ihres eigenen Gärtners walzte. Die scharfen Augen erweiterten sich und sie fühlte, daß sie der ganzen Achtung vor sich selbst bedurfte, um nicht ihrem Zorne freien Lauf zu lassen.

— Befinden sich Eure Gnaden nicht wohl? — fragte eine Stimme neben ihr. Mit einer jähen Bewegung und brennend heißer Stirne blickte sie um sich, denn sie fühlte sich nach ihrer Ansicht öffentlich beschimpft. Neben ihr stand der Graf.

— Es scheint mir, als wenn ich heute nicht mehr Erfolg habe, als auf D . . . hob der Graf an; — auch heute habe ich vor dem jungen hübschen Doktor zurückstehen müssen. Man muß gestehen, daß er ein ganz hübscher Mann ist und daß man mit einem Aussehen wie das seinige mehr als ein junges Mädchen vergessen machen kann, daß man unter Sellerie und Pastinaken aufgewachsen ist.

— Keine äußere Schönheit, Herr Graf, kann ein Fräulein Krug dazu bringen, dieses Menschen niedrige Abkunft zu vergessen, — antwortete die Professorin scharf.

— Und doch tanzt Fräulein jetzt mit ihm.

— Mein Bruder hat sie wohl dazu vermocht, denn er macht fürchterlich viel Wesen aus dem Menschen da. Aber ich kann dem Herrn Grafen die Versicherung geben, daß meine Tochter ohne Zweifel die ganze Last dieser Höflichkeitspflicht empfindet.

— Das scheint wenigstens nicht so.

Der Graf betrachtete durch seine Lorgnette die Walzenden. Die Professorin, welche durch die Worte des Grafen gereizt worden war, stand heftig auf, verließ den Saal und ging hinein in das Vorgemach.

Der Graf blickte ihr nach und murmelte:

— Sie soll mir beistehen. Ich muß dieses stolze und widerspenstige Mädchen besitzen. Welche grausame Ironie, daß ich, Graf Stormhjelm, jung, reich und schön, auf Widerstand bei einem Mädchen stoße, welches nur dem Kleinadel angehört. Aber dieser Widerstand reizt mich nur. Ich schwöre, daß ich siegen werde.

Beim zweiten Walzer war der Graf nicht glücklicher, denn diesen tanzte Albertine mit dem Baron. Er mußte sich mit dem vierten begnügen, denn der dritte war an Arvid vergeben.

Der vierte Walzer kam. Der Graf stand vor Albertine mit einem bleichen Gesicht, in dessen ganzem Ausdruck etwas von unterdrückter Leidenschaft lag, etwas, das zu erkennen gab, daß der Graf jetzt bereit sei, seinen zurückgehaltenen Gefühlen Luft zu machen.

— Diesen Walzer, mein Fräulein, belieben Sie mir zu gönnen, — sagte der Graf.

Schweigend und mit einer kleinen Kopfverbeugung

reichte Albertine ihm die Hand. Im nächsten Augenblick war sie von seinen Armen umschlungen und fest schloß sich dieser Arm, welcher sie in dem Wirbel des Walzers dahinführte, um den schlanken Leib.

— Ich habe mir einen Wunsch auszubitten, — flüsterte der Graf während des Walzers.

— Welchen denn?

— Gönnen Sie mir nach dem Schluß des Walzers einige Augenblicke.

— Ich verstehe Sie nicht, Herr Graf!

Jetzt machte man eine kleine Pause, um zu ruhen, und der Graf fing an, von gleichgültigen Dingen zu sprechen; aber sobald man wieder tanzte und Niemand als Albertine hören konnte, was der Graf sagte, hob er jetzt nicht mehr in einem bittenden, sondern in einem drohenden Tone an:

— Ich wünsche Ihnen einige Worte zu sagen, Fräulein von Krug, und ich hoffe, daß Sie meine Bitte nicht abschlagen werden, denn ich versichere Sie, daß ich sonst Lust bekommen könnte, Doctor Bergström zu fragen, was ihn so oft in die Nähe des Waldhüter-Hauses geführt hat.

— Der Doctor wird Ihnen schon die Frage beantworten, dessen bin ich vollkommen gewiß, — antwortete Albertine stolz.

— Auch wenn ich die Frage laut vor Ihrer Mutter an ihn richtete?

Albertine erbleichte.

— Eine Unterredung von einigen Minuten, während einer kleinen, kurzen Promenade in der freien Luft und so, daß Alle es sehen können, — siehe, das ist Alles, was ich verlange, oder richtiger, ein wenig

ausruhen auf dem kleinen grünen Sopha unter dem Baum vor dem Fenster.

Albertine schwieg. Während des Walzers wurde kein Wort mehr zwischen ihnen gewechselt. Endlich war er zu Ende. Ganz artig führte der Graf Albertine hinaus in den Hof mit den Worten:

— Die Hitze hier im Saale ist drückend.

Mitten vor den offenstehenden Saalthüren stand ein kleines grünes Sopha. Dorthin führte er Albertine und nahm Platz neben ihr. Er stützte den Ellbogen gegen die Rücklehne und sprach mit einer dem Anschein nach so gleichgültigen Miene, daß Niemand unter allen denen, welche um sie herum schwärmten, etwas Anderes glauben konnte, als daß der Graf von den gewöhnlichsten Dingen in der Welt conversirte.

Albertine hatte sich in die Sophaecke zurückgelehnt und spielte mit ihrer Lorgnete, ohne daß die Worte des Grafen irgend eine andere Veränderung auf ihrem Gesichte hervorzurufen vermochten, als daß es noch kälter und stolzer wurde.

Auf der Treppe zur Hausflur stand, an den Thürpfosten gelehnt, der Doctor und sprach mit Ernst. Der Baron und Jenny promenirten in der Allee. Arvid steckte den Kopf durch's Fenster in seines Vaters Zimmer hinaus, als er Albertine und den Grafen allein so sitzen sah.

— Es ist, — sagte der Graf, — mit dem Abscheu wie mit der Liebe; derselbe reizt und regt an. — Wenn man Liebe erweckt, so sehnt man sich danach, das Glück zu genießen, welches einem entgegenlächelt; ruft man Abscheu hervor, dann wird

man von einem heftigen Verlangen, ihn zu überwinden, ergriffen.

Der Graf hielt einen Augenblick inne und betrachtete Albertine, welche, unbeweglich und kalt, nicht durch eine einzige Bewegung ihre Billigung oder Mißbilligung zu erkennen gab.

— Warum verabscheuen Sie mich? — fügte er plötzlich hinzu.

— Herr Graf, wer hat Ihnen gesagt, daß ich Sie verabscheue?

Albertinen's Stimme war so gleichgültig, daß fast etwas Verletzendes darin lag.

— Ihr ganzes Benehmen gegen mich hat mir diese Ueberzeugung beigebracht.

— Mein Benehmen hat Ihnen dann die Unwahrheit gesagt; ich verabscheue Sie nicht, Herr Graf!

— Sie weichen mir aus.

— Durchaus nicht; ich suche Sie weder, noch weiche ich Ihnen aus.

Der Graf machte eine ungeduldige Bewegung, aber er mäßigte sich und setzte das Gespräch mit einem gleichgültigen Lächeln fort, damit alle diese Augen, welche so oft auf ihn und Albertine gerichtet wurden, nicht den Gegenstand ihrer Unterhaltung errathen möchten.

— Vor dem Balle auf D . . . beliebten Sie mir eine kalte Höflichkeit zu zeigen, die mir gewiß keinen Grund gab, zu vermuthen, daß es mir gelungen sei, ihre Theilnahme zu erwecken; aber ich schien Ihnen auch nicht verhaßter als Andere zu sein. — Aber nach dem Balle haben Sie bei meinen Besuchen hier einen

so deutlich ausgesprochenen Unwillen an den Tag gelegt, daß derselbe wirklich Abscheu ähnlich sah. Wodurch habe ich mir diesen zugezogen?

— Unwille und Abscheu, Herr Graf, sind in unserer moderaten Zeit ziemlich superlative Ausdrücke. Ich versichere Sie, daß es Ihnen noch nicht gelungen ist, irgend solche Gefühle in mir zu erwecken.

— Erweisen Sie mir die Güte, dem Gefühl einen passenden Namen zu geben, welches Sie seit dem Balle auf D... beherrscht hat.

Die Stimme des Grafen war nicht so ruhig, wie sein Gesicht.

— Brauche ich das? Ich meinte, der Graf besäße feinen Takt genug, um nicht nöthig zu haben, zu fragen, was mich verändert hat, oder welcher Name dieser Veränderung beigelegt werden muß.

— Um Vergebung, aber es fehlt mir wirklich an dieser feinen Auffassungsgabe.

— Nun, dann ist es billig, daß ich Sie darüber aufkläre.

In dem Tone Albertinen's lag etwas unnachahmlich Stolzes.

— Sie haben durch die Vermittelung meiner Mutter mich dazu zwingen wollen, mit Ihnen zu tanzen, nachdem Sie vorher dem wirklichen Verhältnisse zum Trotze behauptet hatten, mein Versprechen für einen Walzer zu haben, den ich bereits einem Andern zugesagt. Sie würden durch ein solches Benehmen mich auf eine grausame Weise beleidigt haben, wenn Sie nicht eben dadurch gezeigt hätten, daß Sie dessen vollständig unkundig seien, was der

Anstand von einem Manne verlangt, welcher durch seine Geburt höher als Andere zu stehen vermeint. Es ist diese Ueberzeugung, welche in mir den Wunsch hervorgerufen hat, mich so wenig als möglich einer neuen Probe dieses Mangels an Erziehung oder Charakter bei Ihnen bloßzustellen. Jetzt habe ich mich erklärt und ich hoffe, daß Sie mich nicht zwingen werden, Ihnen länger zuzuhören.

— Einen Augenblick, mein Fräulein, — fiel der Graf ein, welcher, während Albertine sprach, sehr bleich geworden war. — Ich bin erst beim Anfang unserer Unterredung und Sie werden es verzeihen, wenn ich Sie jetzt zwinge, mich anzuhören. Jede Entschuldigung für das, was geschehen ist, wäre nur ein ohnmächtiger Versuch, denn mein Betragen ist unverzeihlich, wenn nicht drei Worte genügten, es nicht allein zu erklären, sondern auch zu entschuldigen. Fräulein Albertine, (der Graf beugte sich vor, als wenn er einen Zweig vom Baume brechen wollte, und fügte dann hinzu) ich liebe Sie!

Seine hellblauen Augen schossen einen Blitz auf das junge Mädchen, welches unbeweglich blieb, ohne daß diese Worte irgend einen sichtbaren Eindruck auf sie gemacht hatten. Er fuhr fort:

— Ich liebe Sie heftig und ernst. Jeder Gegenstand, welcher sich zwischen mich und Sie stellt, ist mir verhaßt und in einem solchen Augenblick wilder Erbitterung wäre ich im Stande, Alles zu vergessen, was die Welt in dieser Beziehung von mir fordert. Ach! Albertine, ich fühle es, daß Ihr Widerstand nur meine schlechteren Gefühle in Bewegung gesetzt hat und mich veranlaßt, lieber jede Handlung zu

begehen, als von Ihnen abzustehen. Sie können aus mir einen Heiligen oder einen Dämon machen.

Der Graf hielt inne und betrachtete Albertine, welche äußerlich kalt und undurchdringlich blieb. Als er keine Antwort erhielt, hob er wieder an:

— Oft hat dieses Bekenntniß auf meinen Lippen geschwebt, aber mein Stolz hat mich zurückgehalten, und es würde gewiß noch eine Zeit lang nicht ausgesprochen worden sein, wenn nicht Ihre Kälte mich gereizt, wenn nicht meine Eifersucht mich dazu getrieben hätte, eine Erklärung zu erhalten. Gestern beabsichtigte ich, bei Ihrer Mutter um Ihre Hand anzuhalten, aber ich schwieg, schwieg, weil ich erst wissen mußte, was ich von Ihnen zu hoffen, was ich von Silfverkrona zu fürchten hatte. Das Letztere weiß ich, das Erstere bleibt nur noch übrig, zu erfahren. Fräulein Albertine, ich bin nicht vermessen genug, mich für geliebt zu halten! Nein, ich flehe Sie blos an, daß Sie mir Hoffnung geben, daß Sie mir sagen, Ihr Herz sei frei, und daß Sie eines Tages meine Gattin werden wollen. Sagen Sie ein Wort, ein einziges!

— Dieses Wort, Herr Graf, beraubt Sie aller Hoffnung; — ich habe bereits mein Herz weggeschenkt.

— Hüten Sie sich vor dem, was Sie sagen, — murmelte der Graf und stützte den Kopf auf die Hand, um den Ausdruck heftiger innerer Bewegung, die er nicht unterdrücken konnte, zu verbergen. — Es wäre also Wahrheit in dem, was man behauptet, daß . . .

Der Graf hielt inne, denn auf Albertinen's

Antlitz thronte ein so edler Ernst, daß er alle Kraft, fortzufahren, verlor.

— Verzeihen Sie, Fräulein Albertine, — stammelte er mit bewegter Stimme; — ich will Sie nicht verletzen, nicht beleidigen, aber ich fühle, daß jeder Tropfen meines Bluts sich in Galle verwandeln würde, wenn Sie mir nicht Hoffnung geben, wenn Sie nicht das entsetzliche Wort zurücknehmen, das alle meine schönsten Hoffnungen vernichtet. Aus Barmherzigkeit gegen uns Beide, sagen Sie, daß das, was Sie eben ausgesprochen, nur ein grausamer Scherz gewesen.

— Herr Graf, ich gehöre nicht zu denen, welche mit Gefühlen scherzen. Ich habe eine ernste, eine unerschütterliche Wahrheit ausgesprochen.

Albertine stand auf.

— Der Waldhüter sollte also seiner Behauptung nach Recht haben, daß Sie mit Doctor Bergström heimliche Zusammenkünfte gehabt, — sagte der Graf mit einer von Zorn gedämpften Stimme und bot Albertine den Arm.

— Herr Graf! Ich habe Ihnen offen geantwortet und ich erwarte, daß Sie nach dieser meiner Antwort Lebensart genug haben werden, um nicht das Gespräch fortzusetzen.

— Sie täuschen sich, Fräulein, wenn Sie mit diesen Worten mich entwaffnet zu haben glauben. Ich habe ja gesagt, daß die Schwierigkeiten nur meine Neigung steigern. Ach! dieser Liebling Ihrer Seele, dieser Glückliche ist der Doctor, obgleich Sie selbst nicht Muth haben, zu gestehen, daß Sie eine

Wahl getroffen, die Ihre Mutter unmöglich weder billigen wird, noch darf.

— Glauben Sie, daß es mir an Muth gebricht, anzuerkennen, daß mein Herz dem edelsten Manne, den ich kenne, gehört, dann irren Sie sich sehr.

— Was mich doch Alles nicht hindert, in zwei Tagen bei Ihrer Mutter um Ihre Hand anzuhalten.

Der Blick des Grafen war jetzt eiskalt und streng.

— Herr Graf! . . . .

Albertine erbleichte und zitterte.

Der Graf verneigte sich und verließ sie an der Treppe zur Hausflur.

Der Doctor stand noch da, an den Thürpfosten gelehnt, aber er war jetzt allein. Als Albertine an ihm vorbeipasirte, flüsterte sie:

— Richard, der Graf wird in zwei Tagen meine Mutter um meine Hand bitten, obgleich ich ihm bereits eine abschlägige Antwort gegeben.

— Zeige Muth, ohne die Achtung, die Du Deiner Mutter schuldig bist, zu vergessen! sei milde, aber bestimmt, ohne zu beleidigen, und hoffe auf Gott und mich!

Im nächsten Augenblick tanzte Albertine Galoppade mit Ernst. Der Baron hatte sich bei der Professorin niedergelassen und der Graf raste im Wirbel dahin mit Jenny.

Unser junger Cadet, welcher dagestanden und den Grafen und Albertine während ihrer ganzen so eben angeführten Unterredung angestarrt hatte, wurde jetzt mit dem Späherblick der Eifersucht den Ausdruck von Liebe und Leidenschaft gewahr, welchen der Graf nicht ganz zu unterdrücken vermochte.

Diese Entdeckung hatte der Selbstbeherrschung des jungen Arvid gänzlich ein Ende gemacht. Als der Graf und Albertine sich von der Bank erhoben, stürzte er auf sein Zimmer, wo er sich auf ein Sopha warf. Er griff mit beiden Händen in die Haare und wäre beinahe in Schluchzen ausgebrochen, wenn er nicht zu seiner Rettung zufälligerweise die Augen auf einen ihm gegenüber hängenden Spiegel geworfen hätte; in diesem sah er den „künftigen General" mit der Miene eines Jungen, welcher so eben aus der Schule kommt, nachdem er einige tüchtige Handtatzen erhalten hat.

Wir lassen ihn jetzt auf eigene Hand versuchen, mit sich und seinem Gram fertig zu werden, und gehen statt dessen hin, um auf das zu horchen, was der Baron zu der Professorin sagte.

— Hier ist wirklich animirt heute Abend, — fing er an.

— Ach ja, aber die Gesellschaft ist etwas gemischt, — antwortete die Professorin, welche trotz allen Artigkeiten des Grafen und des Barons gegen sich und ihre Tochter noch immer bei schlechter Laune war, denn sie konnte es nicht verdauen, daß *ihre* Tochter mit dem Sohne eines ihrer Diener getanzt habe.

— Ich meinestheils bin lange nicht so aufgelegt gewesen, wie heute Abend.

Und wahr war es, daß der Baron ungewöhnlich fröhlich und lebhaft aussah.

— Auch wage ich, ganz ergebenst darum zu bitten, das Eure Gnaden mir morgen Nachmittag ein Gespräch unter vier Augen vergönnen wollen.

Ich habe lange eine Sache auf dem Herzen gehabt, die ich Eurer Gnaden anvertrauen möchte.

Jetzt lächelte die Professorin ganz verbindlich und versicherte, daß sie ihn mit dem größten Vergnügen empfangen werde.

Die schlechte Laune war verschwunden, die Wolke auf der Stirne geflohen und hatte lauter Sonnenschein hinterlassen.

Die würdige Frau zweifelte durchaus nicht an der Beschaffenheit der Mittheilung, die der Baron ihr zu machen hatte.

Es konnte nicht gut etwas Anderes sein, als ein förmliches Anhalten um die Hand der Albertine, etwas, worauf sie sich seit mehreren Wochen vorbereitet hatte.

Der Gedanke, daß sie endlich so weit gekommen sei, versetzte sie in eine ausgezeichnet gute Stimmung, so daß sie sogar beschloß, mit keinem einzigen Wort das grobe Verfahren zu berühren, welches Albertine dadurch begangen, daß sie mit dem Doctor getanzt hatte.

---

Am folgenden Nachmittag saß die Professorin im Pavillon und war so ausnehmend sorgfältig gekleidet, daß man deutlich sah, sie warte auf einen Besuch, auf welchen sie großen Werth legte.

Die Majorin und Jenny hatten noch viel aufzuräumen und Albertine war mit dem Major nach einigen neuen Anlagen hinausgefahren. Die Professorin hatte dazu ihre Erlaubniß gegeben.

Jenny stand ganz allein in dem Saale und war damit beschäftigt, eine ganze Menge Gläser abzuwischen. Der Tisch war mit Porzellan und Krystallsachen bedeckt. Während Jenny eifrig und rasch ihre Arbeit fortsetzte, sang sie mit frischer und klarer Stimme ein Liedchen. Plötzlich hörte sie einen Wagen in den Hof hineinrollen und an dem Eingang vorfahren.

— Um Gotteswillen, wer kann das sein?... Ja, das wäre recht hübsch, wenn man jetzt reisende Fremde empfangen sollte, — dachte Jenny und näherte sich der Glasthüre, welche nach der Hausflur hinausging.

— Ja so, es ist nur der Baron, — fuhr sie in Gedanken fort und kehrte ruhig zum Tische zurück.

Der Baron trat ungenirt in den Saal hinein.

— Dank für gestern! — sagte er zu Jenny, welche ihm die Hand reichte.

— Ich habe mich lange nicht so heiter, so verjüngt, so vollständig in die vergangene Zeit, wo ich zwanzig und Sie vierzehn Jahre alt waren, zurückversetzt gefühlt, wie gestern.

— Und deßhalb mußten Sie heute hieher und danken, — antwortete Jenny scherzend, ohne sich durch die Gegenwart des Barons in ihrer Arbeit stören zu lassen.

— Nicht so ganz; aber da ich hieher mußte, so konnte ich nicht unterlassen, Fräulein Jenny zu danken, daß ich doch einmal mich hier auf der Erde habe über etwas freuen können.

— Du lieber Gott! der Baron sagt das da, gerade wie ein alter Mann, welcher durch Sorgen und Unglück aller Freuden auf der Erde beraubt

worden ist und nicht wie ein junger Mann, welcher so viele Gründe hat mit seinem Loose zufrieden zu sein.

— Was wissen Sie, Fräulein Jenny, von meinem Alter und meinen Sorgen? Vielleicht habe ich, obgleich ich jung von Jahren bin, bereits die bitteren Erfahrungen eines Greises in der Welt, und vielleicht auch Sorgen von einer so schmerzlichen Natur durchgemacht, daß ich mich selbst drüber wundern muß, wenn mein Herz noch für irgend ein warmes und belebendes Gefühl zugänglich ist, selbst wenn der erste Eindruck desselben von Ihnen käme. Für die Entdeckung, daß mein Herz noch nicht vollkommen todt ist, dafür bin ich Jenny's Schuldner.

— Keine Schmeicheleien zwischen uns Freunden, — sagte Jenny mit ihrem heitern Lächeln; — ich war doch nicht der ganze Ball gestern; es gab so viele Andere, welche wesentlich mehr zu der Freude beitrugen, als ich.

— Für mich gab es in dieser Beziehung keine Andere, als Fräulein Jenny. Sie führte mich zurück in eine Zeit, welche so fröhlich, so reich an schönen Träumen war, daß ich ganz und gar die Qualen vergaß, welche zwischen jener Zeit und der Gegenwart liegen.

— Haben Sie wirklich bittere Leiden durchlebt?

— Ja, aber lassen wir die; die kommen schon wenn ich allein bin, ohne daß ich nöthig habe, die lichten Stunden, welche ich mit Ihnen zusammen genieße, damit zu trüben.

Der Baron ergriff Jenny's Hand und betrachtete sie mit einem seelenvollen Blick.

— Wissen Sie was, Baron Fritz, — sagte Jenny lächelnd, — ich habe es auch lustig gefunden, bei Ihnen etwas vom früheren Menschen zu entdecken; und als ich Sie gestern lachen und scherzen sah wie früher, da konnte ich nicht begreifen, warum Sie nicht immer so wären, statt ein so unnatürlicher Weichling zu sein, wie Sie seit einigen Jahren es sind. Ach! wie oft habe ich früher nicht gewünscht, daß der frühere Fritz Silfverkrona wieder zurückkehren möchte.

— Und wenn er wiederkehrte, würden Sie ihm Ihre Freundschaft schenken?

— Ganz gewiß, besonders weil ich, obgleich er jetzt mehrere Jahre lang ein gleichgültiger und langweiliger Egoist gewesen ist, ihn immer wie meinen Bruder geliebt, trotz dem, daß ich mich verschiedenemale recht ernstlich darüber geärgert habe, daß er, welcher so Vieles thun könnte, es vorzog nichts zu thun.

— Jenny, er ist grenzenlos unglücklich gewesen und ist weit davon entfernt glücklich zu sein. Der Baron sprach diese Worte mit tiefem Ernst.

— Für alles Unglück, für alle Leiden der Seele gibt es einen Arzt, und dieser Arzt heißt Arbeit. Während Sie sich einer nützlichen Wirksamkeit, die Ihre ganze Zeit in Anspruch nimmt, hingeben, vergessen Sie Ihre Leiden und Ihre Sorgen. Ihre eifrigen Bemühungen nützlich zu sein, werden Ihnen Befriedigung gewähren. Ueberlassen Sie sich dagegen der Unwirksamkeit, der Langeweile und der Nichtsthuerei, dann wird erst Ihr Schmerz eine fressende

Wunde für die Seele, welche nach und nach Gefühl und Herz tödtet.

— Dank für Ihre freundlichen Worte. —

Der Baron führte Jenny's Hand an seine Lippen.

— Ich werde sie in meinem Gedächtniß bewahren, wie ich es bisher mit Allem gethan, was Sie mir gesagt haben.

— Damit bin ich nicht zufrieden, — sagte Jenny lachend, — denn wenn Sie dieselben dort einsargen, so ist es ganz, als wenn sie nie ausgesprochen worden wären.

— Was will Jenny denn?

— Daß sie Sie aus der Gleichgültigkeit wecken sollen, welche Sie beherrscht, daß sie Sie veranlassen sollen zu handeln, statt über das nachzugrübeln, was Sie gelitten.

— Gebe Gott, daß Sie im Stande wären, mich aus der Niedergeschlagenheit herauszureißen, die mich gewöhnlich beherrscht, und mich zum Handeln unfähig macht!

— Wenn Sie nur ernstlich wollen, so gelingt es auch; (Jenny blickte ihn freundlich an) denken Sie sich nur, welchen reichen Trost und welche Befriedigung Sie in dem Bewußtsein finden würden, Ihre Stelle im Leben ausgefüllt zu haben und in der Erinnerung an das Gute und Nützliche, welches Sie vollbracht.

— Um ein eifriger Mitbürger und ein guter thätiger Mensch zu sein, muß man ehrgeizig sein, und den Wunsch haben, den Beifall von Seinesgleichen zu erhalten; ich bin aber nicht ehrgeizig.

— Ist es wirklich Fritz Silfverkrona der so spricht! — rief Jenny aus. —

Wären wir nicht nur um des Guten willen gut, so müßte es in der That schlecht mit unserer Güte bestellt sein, und suchten wir nicht durch irgend eine nützliche Wirksamkeit unsern Platz im Leben zu keinem andern Zweck würdig auszufüllen, als um nur möglicherweise den Beifall unserer Mitmenschen zu gewinnen, so wären wir nicht werth, unsern Blick zu Ihm zu erheben, der eines Tages darüber richten wird, wie wir unsere Pflichten erfüllt haben.

Es lag etwas Einfaches und Herzliches in den Worten Jenny's. Der Baron lächelte und sagte:

— Sie haben jetzt wie immer Recht, Jenny, aber Sie dürfen nicht zu eitel darauf werden, denn das Verdienst Ihrer gesunden Lebensansichten gehört nicht Ihnen allein.

— Nein, sie gehören Mama, — fiel Jenny lächelnd ein; — mögen sie Ihnen darum zu etwas Nutzen gereichen.

— Seien Sie sicher, daß ich es versuchen werde. — Aber sagen Sie mir, wo soll ich die Professorin finden? Ich habe mir eine Unterredung mit ihr unter vier Augen für diesen Nachmittag ausgebeten.

— Ei, ei, treuloser Ritter, der Sie, obgleich Sie auf der Freierei sind, sich unterwegs eine ganze halbe Stunde aufhalten und bei mir eine kostbare Zeit vergehen lassen. — Sie verdienten einen Korb wegen dieses Mangels an Eifer in Ihrer Liebe.

— Freien, um wen soll ich freien? Wer hat gesagt, daß ich freien will?

— Um Albertine natürlich.

— Das wäre nur eine Antwort auf die erste Frage.

— Ja so, Sie wollen wissen, wer's mir gesagt hat? Nun wohl! Es ist mein gesunder Verstand, welcher den Schluß zieht, daß ein junger Mann nicht eine Privatunterredung mit einer alten Frau, deren Tochter jung und schön ist, zu einem andern Zwecke begehrt, als um ihrer Tochter Hand anzuhalten.

— Und darüber sprechen Sie so im Scherz?

— Ja gewiß, oder glaubt der Baron, daß diese Entdeckung mich Thränen kosten sollte.

— Das gerade nicht, aber . . .

— Etwas Derartiges. Ich hätte wenigstens erröthen oder erblassen sollen, meinen Sie. — Jenny lachte wie ein rechtes Kind.

— Aber sagen Sie mir im Ernst, was würde Jenny dazu denken, falls ich mich verheirathete.

— Falls Sie eine gute Wahl träfen und eine Frau bekämen, die Sie liebte, so würde ich mit derselben Freude auf Ihrer Hochzeit tanzen, wie auf der eines meiner Brüder.

— Ich bin also nichts als ein Bruder für Sie?

— Sind Sie nicht damit zufrieden?

— Ich weiß es nicht.

— Jetzt, Herr Baron, — Jenny machte lächelnd eine tiefe Verbeugung vor ihm, — meine gnädige Tante ist im großen Pavillon unten im Garten zu treffen.

— Ich werde also fortgewiesen, — sagte der Baron lachend, — lebe wohl, meine kleine Schwester, aber ich muß Ihnen sagen, daß Sie nicht die Freude haben werden, auf meiner und Fräulein

Albertinens Hochzeit zu tanzen, denn ich habe ganz bestimmt nicht die Absicht, zu freien.

— Daran thun Sie gescheidt, — scherzte Jenny, — denn Sie würden ziemlich sicher einen Korb erhalten haben. Aber jetzt gehen Sie! Meine Tante wird es Ihnen nie verzeihen, wenn Sie sie warten lassen.

---

— Sehr willkommen, Herr Baron, — bemerkte Ihre Gnaden mit ihrem glatten Lächeln, als der Baron eintrat; dann reichte sie ihm die Hand, welche er mit verbindlicher Artigkeit an seine Lippen führte, worauf sie ihn einlud, Platz zu nehmen.

— Ich habe schon längst, mit fast peinlicher Unruhe, den Wunsch gehabt, mein Herz vor Eurer Gnaden dadurch zu erleichtern — daß ich Ihre Güte und Aufmerksamkeit in Anspruch nehme. Die Erfüllung meiner Bitte beruht hauptsächlich auf Ihnen und vielleicht auch ein wenig auf der Freundschaft, welche Sie für mich zu empfinden belieben.

Der Baron war dem Anschein nach ganz erschöpft.

— Mein bester Baron, ich glaube bewiesen zu haben, daß ich Ihnen wirklich zugethan bin, und dieß sollte Ihnen Muth geben, aufrichtig zu sprechen. Sie können in Allem, was zu Ihrem Glücke beiträgt, auf meine Mitwirkung rechnen.

— Eure Gnaden sind mehr als gut; aber Sie lassen sich jetzt von dieser Güte leiten, ohne zu wissen, was ich zu fordern beabsichtige.

— Das, was Sie fordern können, kann ich ganz sicher bewilligen.

— Ach! diese wohlwollende Aufmunterung flößt mir Muth ein.

Der Baron lehnte sich zurück in den Stuhl und warf einen verstohlenen Blick auf die Professorin, deren ganzes Gesicht zeigte, daß Sie erwartete, es müsse jetzt etwas Angenehmes folgen.

Es entstand eine lange Pause, während welcher die Professorin in ihrer Einbildung sich bereits als die Schwiegermutter des Barons sah, wie sie auf dem stattlichen Stjernebro als ein Gegenstand der Huldigung und des Neides von Allen thronte. Ach, sie hielt die Verwirklichung aller ihrer hochmüthigen Träume von Rang und Reichthum, neben welchem der ihrige zu einer Bagatelle herabsank, für vollkommen sicher.

In der Eitelkeit ihres Herzens meinte sie schon, das Ziel erreicht zu haben, nach welchem sie so lebhaft gestrebt. Dieses kalte und gefühllose Weib, das selten eine andere Gemüthsbewegung, als möglich die, verletzten Stolzes empfand, fühlte jetzt ihr Herz ungeduldig in Erwartung dessen schlagen, was der Baron ferner zu beantragen haben.

Endlich strich er mit seiner Hand über die Stirne, richtete sich aus seiner zurückgelehnten Stellung auf und sagte mit seiner lispelnden und schleppenden Stimme:

— Ich muß aufrichtig gestehen, daß einer der Beweggründe, warum ich so eifrig darauf hinarbeitete, Eure Gnaden nach Rönby zu bekommen, der war, daß ich dadurch Gelegenheit erhalten möchte,

in der Nähe einen Charakter zu studiren, von dem ich unmöglich einen klaren Begriff erhalten konnte, so lange Sie sich in der Stadt aufhielten und ich in Ihrem Hause nur oberflächlich mit demselben umging. Auf der Bekanntschaft mit diesem Charakter beruhte der Entschluß, den ich ferner zu fassen gedachte ... Fand ich denselben so wie ich hoffte und wünschte, so hätte ich schon von vornen herein meine Handlungsweise bestimmt.

Der Baron hielt inne.

— Und wie sind die Forschungen ausgefallen? Ist die fragliche Person so, wie der Baron sich dieselbe gewünscht hat? Daß es eine sie ist, versteht sich von selbst, denn ich habe keine männliche Person mit hieher gebracht, — beliebte Ihre Gnaden in einem gewissen scherzhaften Tone zu bemerken.

— Es ist wirklich ein junges Mädchen, dem diese Studien gegolten haben, hob der Baron mit einem eigenen, nicht ganz von Ironie freien Lächeln wieder an, und ich habe wirklich bei ihr ein so warmes und treues Herz, einen so hohen Grad von Ergebenheit und schüchterner Unterwürfigkeit gefunden, daß ich mir Glück wünschen kann, durch Ihre Vermittlung zu einer würdigen Belohnung dieser guten Eigenschaften beizutragen.

Wieder schwieg der Baron.

— Mein Gott, was doch die Liebe die Leute blind macht, — dachte Ihre Gnaden, aber da er diese Eigenschaften so sehr hoch anschlägt und glaubt sie bei Albertine zu finden, so denke ich keineswegs daran, ihm seinen Irrthum zu benehmen.

Ihre Gnaden betrachtete den Baron auf eine Weise, welche zu erkennen gab, daß sie eine Fortsetzung erwartete.

— Ein richtiges und unparteiisches Urtheil über den Charakter des jungen Mädchens zu erlangen, war nicht leicht, da ihre Stellung einer vertraulicheren Annäherung hinderlich war, durch welche ich eine klare Anschauung solcher unfreiwilligen Handlungen, aus welchen der Hauptzug im Charakter klar und unverhüllt hervorleuchtet, gewinnen konnte. Ich mußte mich deßhalb an eine dritte Person wenden.

Der Baron machte wieder eine Pause.

— Und zu dieser dritten Person haben Sie mich auserſehen? — Ihre Gnaden lächelte wieder auf eine ganz scherzhafte Weise.

— So keck wagte ich nicht zu sein. Nein! ich wandte mich an eine Person von demselben Alter wie sie, welche mir alle die Aufklärungen gab, die ich wünschte. Nebenbei folgte ich mit genauer Aufmerksamkeit der fraglichen Person, so oft der Zufall mir Gelegenheit dazu gab, und nach reifer Prüfung fand ich sie würdig eine bessere Stellung in der Gesellschaft einzunehmen, als sie augenblicklich einnimmt. Darum habe ich mich in letzter Instanz an Eure Gnaden gewandt.

— Aber, Herr Baron, ich sollte doch wirklich glauben, daß die gesellschaftliche Stellung jener Person nicht ganz zu verachten sei; sie gehört einem Geschlechte an, welches ....

— Im höchsten Grade achtungswerth ist und die Familie ihrer Mutter ist von altem Adel. Aber doch ....

— Würden Sie wünschen, sie noch höher zu heben.

— Ja, ich sollte wünschen, ihr zu den Rechten zu verhelfen, welche sie gegenwärtig nicht genießt.

— Herr Baron, ich verstehe Sie nicht. Welche Rechte sind es, die meine Tochter nicht genießt?

Der Hochmuth Ihrer Gnaden war durch diese Worte des Barons verletzt worden, welche sie auf die Strenge gemünzt zu sein glaubte, mit welcher sie ihre Tochter erzogen.

— Ich bitte um Verzeihung, aber ich habe mit keinem einzigen Wort von Fräulein Albertine gesprochen.

Ihre Gnaden wurde feuerroth, — sie richtete sich auf und heftete ihre scharfen und durchdringenden Augen auf den Baron. Sie war so jählings von den schwindelnden Höhen ihrer Illusionen herabgestürzt worden, daß Sie unmöglich einen Ausdruck des Aergers, welcher gewaltig in ihr kochte, zurückhalten konnte.

Sie fühlte einen so heftigen Zorn in ihrer Brust sieden, daß sie gewünscht hätte, mit ihren Blicken den Baron zermalmen zu können. Hatte er nicht durch seine zweideutige Darstellung sie, die Professorin Krug, zum Narren gehabt? Dieses war etwas, das sie nicht einmal von einem Baron mit dem Vermögen Silfverkronas ertragen zu dürfen meinte.

Sie fragte ihn deßhalb mit einem scharfen Ausdruck in der Stimme.

— Von wem hat der Herr Baron denn gesprochen? Ich habe meines Wissens auf keine andere

sich hier aufhaltende Person Einfluß, als auf meine Tochter; auf diese Weise ist also die ganze Unterredung eine Gaukelei gewesen.

Ihre Gnaden erhob sich und sah ihm fortwährend in's Gesicht.

— Einen solchen Mangel an Takt hoffe ich, daß Ihre Gnaden mir nicht zutrauen würden.

Bei diesen Worten lag eine gewisse Würde in dem Wesen des Barons.

— Ich habe Unrecht gehabt, daß ich nicht gleich den Namen der Person nannte, von welcher ich sprach: Es ist Mamsell Minna.

— Minna! — Ihre Gnaden starrte den Baron an, als wenn sie befürchtet hätte, er möchte einen plötzlichen Anfall von Tollheit bekommen haben. Sie dachte bei sich: Ist der Mensch ganz wahnsinnig? Will er sich mit Minna verheirathen?

— Ja, die Schwestertochter Eurer Gnaden, Mamsell Minna Ekeberg.

Hätte man auf eine Feder gedrückt, so würde der Druck keine raschere Wirkung auf die Professorin hervorgebracht haben, als diese Worte. Sie erhob sich augenblicklich vom Sopha, stützte ihre Hand gegen den Tisch, warf den Kopf zurück und fragte im aufgebrachten Tone:

— Was ist Ihre Meinung, Herr Baron? Wollen Sie mich beleidigen?

Eure Gnaden versprachen ja, mich mit Güte anzuhören.

— Da setzte ich voraus, daß Sie ihr Anliegen mit all dem Anstand vorbringen würden, welchen

man das Recht hat von einem Edelmann zu fordern, wenn er mit einer Edeldame spricht.

— Und dieser Anstand wird nie von mir verletzt werden, das kann ich Eure Gnaden heilig versichern! Geruhen Sie deßhalb mich mit Ruhe anzuhören.

Der Baron bewog Ihre Gnaden, Platz zu nehmen und sagte:

— Ich verspreche, kurz zu sein, und hoffe, daß Eure Gnaden, wenn Sie mich angehört haben, sich nicht ungünstig gegen denjenigen gestimmt fühlen werden, welcher nur ein gegebenes Versprechen zu erfüllen hat.

— Ich werde Ihnen zuhören, Herr Baron; — der Gesichtsausdruckt der Professorin war hart und streng.

— Vor etwa vier Jahren vertraute mir eine Person, welche meine warme Zuneigung und innige Hochachtung besaß — es war meine Braut — in einem heiligen Augenblick (denn es war in ihrem letzten) ein Geheimniß an. Sie nahm mir das Gelübde ab, daß ich von diesem Geheimniß den nützlichsten' und zweckmäßigsten Gebrauch für diejenige Person machte, welche es zunächst betraf.

Der Bericht lautete folgendermaßen:

Ein Fräulein Quickfelt, die mehrere Jahre jünger war, als ihre Schwester, die Professorin von Krug, hielt sich im Hause der letzteren auf. Die Professorin gab ihrem Sohne einen Musiklehrer, dessen Unterricht auch Fräulein Quickfelt benutzte. Ekeberg, so hieß der Musiklehrer, war ein junger, genialer Mann, aber von geringem Staude, denn er

war der Sohn eines Tischlers. Dieß hinderte ihn aber nicht, einnehmend und reich begabt zu sein. Durch die Freigebigkeit eines Onkels besaß er ein kleines Vermögen, so daß er durch dieses in Verbindung mit den Einkünften von seinen Musiklektionen sich in einer unabhängigen ökonomischen Lage befand.

Genug, es entstand zwischen Fräulein Charlotte Quickfelt und dem jungen Ekeberg eine warme und innige Liebe, welcher, da er die Stelle eines Musikdirektors erhielt, keine materiellen Hindernisse entgegenzustehen schienen. Er freite, aber die ältere Schwester lehnte auf eine so demüthigende Weise seinen Antrag ab, daß er tief verletzt sich zurückzog. Er schrieb an Fräulein Charlotte, daß sein Stolz ihm verbiete, es zu versuchen, in eine Familie hineinzukommen, welche ihn mit so vieler Verachtung behandelt hätte. Einige Wochen darauf wurde er sehr krank und soll während der Fieberanfälle seiner Schwester, welche ihn pflegte, die Gefühle mitgetheilt haben, die er für Fräulein Charlotte nährte. Die Schwester, welche das Leben des Bruders in Gefahr sah, schrieb an das Fräulein und setzte sie davon in Kenntniß. Die Antwort war, daß am Abend darauf das Fräulein am Bette des Kranken saß, den sie nicht mehr verließ. Alle Bemühungen, alle Drohungen von Seiten der älteren Schwester blieben fruchtlos; sie blieb bei ihrem Geliebten.

Als er von der schweren Brustentzündung wieder hergestellt war, reisten sie beide nach Kopenhagen, wohin sie seine Schwester begleitete und wo sie sich trauen ließen.

Ekeberg hatte aus Rücksicht auf seine Krankheit, seine heftig angegriffene Brust und seine Reise nach Kopenhagen, wo sie sich ansäßig zu machen gedachten, sich von seinem Dienst als Musikdirektor förmlich losgesagt.

Ein Jahr nach ihrer Heirath starb Ekeberg an der Schwindsucht und hinterließ seine Wittwe mit einem Liebespfand unter ihrem Herzen.

Gleich nach dem Tode des Mannes erhielt sie die niederschlagende Nachricht, daß das Handlungshaus, bei welchem Ekeberg sein Vermögen angelegt, ganz unvermuthet Bankerott gemacht habe. Sie stand nun da als tief trauernde Wittwe und ohne irgend eine Stütze auf der Erde.

Dann kehrte sie nach Schweden zurück, wo sie die Schwester ihres verstorbenen Mannes aufsuchte, die sich indessen mit einem Tischler verheirathet hatte. Bei dieser wurde sie kurz darauf krank und schenkte einem Mädchen das Leben, welches sie dem Schutz ihrer Schwester, der Professorin, anvertraute.

Nach dem Tode der Frau Ekeberg stellte ihre Schwester als Bedingung der Aufnahme der zarten Waise die, daß die Schwester Ekebergs ihr feierlich versprechen müsse, nie Ansprüche auf irgend eine Verwandtschaft des Kindes zu machen, nie zu erwähnen, wem es gehöre, oder daß ihre verstorbene Schwägerin ein geborenes Fräulein Quickfelt gewesen.

Der Zukunft des Kindes wegen versprach sie Alles, was man wünschte, und zuletzt traf man die Uebereinkunft, daß das kleine Mädchen für die Tochter der Amme ausgegeben werden solle, welche Frau

von Krug bald für ihr zweites Kind, Fräulein Albertine, nöthig haben würde.

Ekeberg's Schwester schaffte, ohne daß Frau von Krug es argwöhnte, eine Amme, welche angenommen wurde und vor der Welt für die Mutter des Kindes galt.

So war der Bericht, welchen mir meine Braut mittheilte, und das Kind, um welches es sich handelt, ist Mamsell Minna. Das Versprechen, welches ich der Sterbenden gab, hatte den Zweck es bei Eurer Gnaden auszuwirken, daß Ihre unglückliche Schwestertochter in die glücklicheren Verhältnisse wieder eingesetzt werde, wozu ihr ihre Verwandtschaft mit Ihnen ein unbestreitbares Recht gibt. Ich hoffe, daß sie nicht ferner in die abhängige und weniger angenehme Stellung, in welcher sie sich jetzt befindet, hineingezwungen werde.

Indessen wollte ich doch, bevor ich diese Fürbitte für sie einlegte, mich überzeugen, wie weit ihre Sitten und ihr Charakter sie zu der Theilnahme berechtigten, welche ich für sie hegte, und Alles, was ich von den Lippen der Fräulein Albertine gehört, hat mir den Gedanken beigebracht, daß sie sowohl der Achtung wie des Wohlwollens werth sei.

Sollten Eure Gnaden aus Mitleiden mit dem an dem Versehen seiner Mutter unschuldigen Kinde seine Ansprüche auf eine nahe Verwandtschaft mit Ihnen anerkennen wollen, so habe ich von der Verstorbenen den Auftrag erhalten, Mamsell Minna Ekeberg eine kleine Gabe zu überbringen, welche ihre ökonomische Unabhängigkeit sichern wird. Falls meine geringe Fürbitte etwas vermag, so flehe ich

Sie an, daß Sie, die Einzige, welche außer mir das Geheimniß kennt, dem jungen Mädchen seine Familie und seine Angehörigen wieder geben mögen.

Der Baron schwieg.

— Ich habe den Herrn Baron angehört und weiß wahrlich nicht, ob ich toll oder bei Sinnen bin. Sie tischen mir da eine lange Geschichte von meiner Schwester und mir auf, die mir ganz und gar fremd ist, und verlangen, daß ich auf Grund derselben ein Dienstmädchen, welches ich aus Barmherzigkeit von der Straße aufgenommen habe, als Verwandte anerkennen soll. Herr Baron, ich erkläre die ganze Geschichte da für eine zusammengeschmiedete Erfindung.

Die Professorin stand auf, um der Unterredung ein Ende zu machen.

— Aber, Eure Gnaden, ich kann mit meiner Ehre für die Wahrheit derselben bürgen, und wie kalt Sie auch Alles abläugnen, so sagt Ihnen doch eine Stimme in Ihrem Innern, daß jedes Wort mit den wirklichen Verhältnissen übereinstimmt. Ach! ersetzen Sie dem jungen Mädchen den Verlust seiner Eltern.

Der Baron hatte sich auch erhoben.

— Ich flehe, ich beschwöre Sie darum.

— Genug, Herr Baron; ich hoffe, daß Sie nicht länger diese Unterredung fortsetzen werden, da ich Ihnen offen gesagt habe, daß Alles, was Sie angeführt, erdichtet ist, und daß Ihr Takt es Ihnen verbieten wird, dasselbe noch einmal zu wiederholen. Uebrigens, wenn es auch wahr wäre, so scheint mir, Sie müßten das wenig Passende darin einsehen,

daß Sie sich ganz unberufen in eine solche Familienangelegenheit mischen.

— Eure Gnaden dürften es verzeihen, daß wenn keiner der Verwandten diejenige, welcher Unrecht geschehen, anerkennen will, es Pflicht wird für den Fremden, welcher die Verhältnisse kennt, die Rechte der Leidenden zu verfechten. Inzwischen und bevor ich irgend ein Versprechen mache, bitte ich mir aus, daß Eure Gnaden so gut sein wollen und das, was ich gesagt, bis übermorgen zu überlegen. Glauben Sie mir, es verdient beherzigt zu werden. Ich werde mich einfinden, um Ihren Entschluß zu erfahren.

Der Baron verbeugte sich und ging.

---

Während des Verlaufs zweier Tage nach der Unterredung hielt die Professorin sich auf ihren Zimmern eingeschlossen.

Ihre Eigenliebe, ihre Eitelkeit hatten eine entsetzliche Niederlage erlitten. Sie war nicht allein in ihren liebsten Hoffnungen getäuscht worden, sondern der Baron hatte auch noch die Unverschämtheit zu erklären, daß er nur Minna's wegen sie überredet hatte, nach Rönby zu reisen. Dieses war in der That so demüthigend, daß sie nahe daran war, vor Aerger und Verdruß zu ersticken.

Zu welchem Zweck hatte sie diese Versöhnung mit dem Bruder eingeleitet? Gewiß doch nicht, um den Baron das Geschlechtsregister Minna's mittheilen zu hören. Ach, etwas Derartiges wäre im Stande gewesen ihr Nervenanfälle zu verursachen, wenn

nicht in der Person des Grafen Stormhjelm ein Strahl der Hoffnung und der Genugthuung für die erlittenen Niederlagen hervorgeleuchtet hätte.

Die Professorin fing deßhalb an, sehr darüber nachzudenken, welches Benehmen unter diesen Verhältnissen das Klügste sei.

— Hat der Baron wohl Beweise, — fragte sie sich selbst, — daß Minna meine Schwestertochter ist? Nein. — Die Worte einer Sterbenden sind von wenig Bedeutung. Ich brauche sie also nicht und werde sie nie als Verwandte anerkennen.

Hier setzte die Professorin einen Schlußpunkt. Sie hatte jetzt einen Entschluß gefaßt und der Baron hätte ebenso gut versuchen können, die Erde zum Stillstehen zu bringen, wie die Frau von Krug dazu, von einem ihrer Vorsätze abzuweichen.

Indessen räumte sie ein, daß sie sich auf eine Ausgleichung einlassen müsse, für den Fall, daß der Baron mit irgend einem bindenden juridischen Dokument versehen, und auf diese Weise im Stande sein sollte, seine Angaben gesetzlich zu erhärten.

Als sie zu dieser bestimmten Ansicht der Sache gelangt war, wurde sie wieder in der Familie sichtbar. Es war am zweiten Nachmittag nach dem Besuch des Barons. Die Professorin hatte eben einige Zeilen an den Baron geschrieben, in welchen ihr Ultimatum enthalten war, und worin sie bei ihrer Behauptung blieb, daß das, was er gesagt, vollkommen erdichtet sei. Sie bat die Majorin, daß ein Bote dieses Schreiben nach Stjernebro bringen möchte.

Die Damen waren um einen unter die großen Linden hinausgesetzten Nähtisch versammelt.

Die Professorin ließ sich herab, einige Bemerkungen über das Unregelmäßige in Jenny's Leben zu machen, das der Ordnung, die sie in ihrem Haus eingeführt, so vollkommen ungleich sei, und berührte außerdem verschiedenes Andere, das sie in der Familie ihres Bruders unpassend fand.

Die Majorin hörte lächelnd darauf, machte aber keine Einwürfe gegen diese Bemerkungen. Jenny und Albertine sprachen leise mit einander, während Arvid ganz demüthig der gnädigen Tante einen Seidenstrang hielt, und hie und da Blicke voll melancholischer Niedergeschlagenheit auf Albertine warf.

Gerade als man so dort „en famille" saß, wie die Professorin sich ausgedrückt haben würde, wurden die Gitterpforten einem Reiter geöffnet. Es war Graf Erik Stormhjelm.

Bei seinem Anblick erbleichte Albertine und beugte sich tiefer über ihre Arbeit.

Als der Graf bemerkte, daß die Damen unter den Bäumen versammelt seien, hielt er sein Pferd an, sprang aus dem Sattel und warf die Zügel einem Bedienten zu, worauf er mit ausgesuchter Artigkeit näher trat.

Die Majorin hieß ihn freundlich, die Professorin verbindlich, Jenny herzlich, Arvid mit einem rasenden Blick und Albertine endlich mit eisiger Kälte willkommen.

Als er ihr die Hand reichte, konnte er aus der stolzen und entschlossenen Neigung des Kopfes leicht

schließen, daß sie auf Widerstand, auf einen muthigen und hartnäckigen Widerstand vollkommen gerüstet sei.

Aber der Blick welchen er auf sie richtete, drückte nicht weniger Festigkeit aus; derselbe hatte etwas Unbeugsames, das Albertine das Schlimmste fürchten ließ.

Er plauderte eine Zeit lang von dem Balle, von den Nachbarn und von gleichgültigen Dingen. Man trank Limonade und aß Obst. Der Graf hatte die ganze Zeit seine Worte ausschließlich an die beiden Frauen gerichtet. Als endlich die Majorin wegen einiger Haushaltungsgeschäfte sich entfernen mußte, bemerkte der Graf zur Professorin:

— Dürfte ich wohl wagen, mir ein Privatgespräch von einigen Minuten von Eurer Gnaden auszubitten?

— Mit Vergnügen! — Die Professorin erhob sich und nahm den Arm, den er ihr geboten, worauf beide die große Allee hinunter nach dem Pavillon promenirten.

Albertine hatte ihren Kopf erhoben und folgte mit den Augen den Weggehenden. In dem ganzen Gesichtsausdruck des jungen Mädchens lag etwas zu gleicher Zeit Entschlossenes und entsetzlich Qualvolles. Sie war äußerst blaß.

— Albertine, befindest Du Dich unwohl? — fragte Jenny und faßte herzlich ihre Hand. — Sage mir, was Dir fehlt.

— Nein, — stammelte Albertine und strich sich mit der Hand über die Stirne, als wenn sie alle die Qualen, welche sie marterten, verjagen wollte, — mir fehlt nichts.

Eine Frage schwebte wieder auf Jenny's Lippen, aber sie erinnerte sich plötzlich der Worte ihrer Mutter, daß jede Frage an denjenigen überflüssig sei, welcher uns sein Vertrauen schenken will, und gegen jeden Andern eine ungehörige Neugierde in sich schließe. Sie schwieg eine Weile, und hob darauf wieder an:

— Wenn Du Lust hast, so machen wir eine Promenade. Du siehst nicht fröhlich aus und bedarfst gewiß ein wenig Bewegung. Siehe, da haben wir Ernst und den Doktor. Ich gehe hinein nach unsern Hüten, und nachher machen wir eine Tour durch den Park mit den Herren.

Albertine drückte ihr dankbar die Hände uud Jenny sprang hinein nach den Hüten.

— Von Mama hörte ich, daß Graf Stormhjelm hier sein solle, aber wo ist er denn hin? — fragte Ernst.

— Mama und er machen eine Tour nach dem Pavillon, — antwortete Albertine und richtete ihre Augen auf den Doktor, welcher bei diesen Worten sich leicht entfärbte.

— Er macht Tante die Cour, glaube ich, — sagte Ernst lächelnd. Wieder wechselte Albertine einen Blick mit dem Doktor.

— Vielleicht gilt es Dir, und es scheint mir, daß der Graf sich vorher der Gewogenheit der Mutter versichern will, um desto sicherer die Tochter gewinnen zu können.

— Du verrechnest dich, — antwortete Albertine bestimmt; — meine Gewogenheit gewinnt er nie.

— Aber möglicherweise Deine Hand! Bedenke,

der reiche und hochgeborene Graf Stormhjelm, der nebenbei jung, schön und in jeder Beziehung ein liebenswürdiger Mensch ist! Solltest Du das Herz haben, ihm einen Korb zu geben, und nicht vorziehen, Gräfin zu werden?

— Ohne Zweifel! Falls ich mich einmal verheirathe, so wird es nicht wegen Rang oder Reichthum, sondern dann muß es aus Neigung geschehen.

— Meine schöne Cousine, Du bist wunderbar selbstständig, aber wer weiß, ob Du im entscheidenden Augenblick ebenso stark bist?

— Ach! sei dessen sicher, ich bin stärker, als Jemand glaubt — und in Albertinens Augen lag ein Ausdruck wahrer Seelenstärke.

Die Ankunft Jenny's unterbrach das Gespräch und kurz darauf promenirte man hinunter in den Park.

---

Inzwischen hatte der Graf seine Freierei vorgebracht und dies vollkommen übereinstimmend mit den Regeln der Convenienz. Wenig oder nur höchst nothdürftig wurde von der Stimme des Herzens gesprochen; er sprach davon mit aller möglichen Moderation. Der Graf wußte zu wohl, daß die Professorin nicht zu denen gehörte, welche die Ansprüche des Herzens achten.

Die hochmüthige Mutter, welche seit der Geburt der Tochter es zu ihrer Lebensaufgabe gemacht, durch sie unter den hohen Adel zu kommen, gab ihm unbedingt ihre Einwilligung und versprach ihm die

Hand ihrer Tochter, als wenn sie nur irgend einen Handel oder ein anderes Geschäft abgeschlossen hätte. Als der Graf das Versprechen der Mutter erhalten, sagte er:

— So glücklich auch die Einwilligung Eurer Gnaden mich macht, so hege ich doch die innere Furcht, dieselbe nicht vom Fräulein bestätigt zu finden. Sie hat mir eine so in die Augen fallende Kälte gezeigt, daß ich kaum die kühne Hoffnung hegen darf, ihren Beifall mit den wärmsten Wünschen meines Herzens zu gewinnen. Diese Furcht hat mich bewogen, mich zuerst an die Frau Professorin zu wenden, welche ich für eine so ausgezeichnete Mutter ansehe. Außerdem bin ich vollkommen überzeugt, daß die Achtung und die Ehrfurcht vor Ihrem Willen so groß ist, daß sie in allen Beziehungen gleich Ihnen denkt.

— Und darin haben Sie vollkommen Recht. Meine Tochter wird sich in Allem meinem Willen fügen. Sie haben mein Versprechen, mein künftiger Schwiegersohn! Und dann können Sie ruhig sein.

— Wenn aber das Fräulein bereits sein Herz vergeben hat, dann ist alle Hoffnung für mich vorbei.

— Wir leben nicht in der Romanwelt, sondern in der Wirklichkeit, und in dieser verschwinden, Gott Lob, immer mehr jene thörichten Einbildungen von Herz und Gefühlen, welche sich einst in einer vergangenen Zeit geltend machten. Uebrigens ist meine Tochter zu wohlerzogen und hat zu hohe Gedanken von dem Gehorsam, welchen sie mir schuldig ist, daß es ihr unmöglich einfallen kann, irgend eine Ein-

wendung zu machen, da ich für sie eine passende Wahl eines Gatten gemacht. Morgen werde ich mit Albertine sprechen.

— Und wann darf ich wiederkommen?

— Morgen Nachmittag.

---

Als die Jugend von der Promenade zurückkehrte, fand Albertine ihre Mutter im Vorgemach mit einer Stirne, auf welcher ein höherer Grad von Stolz als gewöhnlich thronte. — Aus diesem Aussehen glaubte Albertine schließen zu können, daß sie bereits ihre Einwilligung gegeben.

Sie empfand ein Schaudern beim Gedanken an die stürmischen Auftritte, welche jetzt folgen würden. Sie maß mit dem Blick der Seele diese ganze Kette von kalten und harten Verfolgungen, durch welche die Mutter versuchen würde, sie an das unbeugsame Gesetz ihres Willens zu fesseln, und sie fühlte, daß der Kampf ein entsetzlicher werden mußte. Aber je schwerer sich derselbe gestaltete, je standhafter sie ihn aushielt, desto mehr würde er sie Richard nähern und desto rascher ihre Vereinigung beschleunigen.

In der Brust Albertinens wohnte in der That ein hochherziger Geist. Während sie im Voraus den zu kämpfenden Kampf berechnete, sah sie zu gleicher Zeit ein, daß sie in demselben allein stehen müßte, und daß es indessen ihre Pflicht sei, Minna einen Schutz, einen Platz zu verschaffen, damit sie nicht

das Opfer würde, über welches die Mutter ihren Zorn ausschüttete.

Als der Graf fortgeritten war, und man sich Abends trennen wollte, näherte Albertine sich Jenny und bat sie, bevor sie zur Ruhe ginge zu ihr hineinzukommen; Jenny versprach es, obgleich sie über diese vertrauliche Einladung von der Cousine überrascht war.

Gleich nachdem Albertine ihr Zimmer betreten, fand sich Jenny dort ein; aber wir überlassen die Mädchen sich selbst.

Die Professorin war damit beschäftigt, mit Hülfe von Martha ihre Abendtoilette zu machen.

— Wir müssen wahrlich in ein paar Wochen von hier abreisen, — sagte Ihre Gnaden zu ihrer vertrauten Dienerin.

— Das wäre recht gut, Euer Gnaden; — seufzte Martha und machte ein gottbarmherziges Gesicht.

— Was meint sie? — Ihre Gnaden hörte an der Stimme, daß Martha etwas auf dem Herzen habe.

— Ach, es geht hier ein wunderliches Gerede, und außerdem kommen so sonderbare Sachen vor, daß es einer alten, treuen Dienerin, wie ich bin, schwer hält, zu schweigen und all' dieses verdrießliche Geschwätz zu verschlucken.

— Spreche Dich aus, Martha; sollte man es vielleicht wagen, sich mit Mißachtung über mich zu äußern? — Ihre Gnaden warf den Kopf zurück.

— Nein, Gott bewahre; Derjenige, welcher das

gewagt, wäre übel bei mir angekommen; aber sehen Sie, das Fräulein ....

— Nun, was ist mit ihr?

— Ich weiß wahrlich nicht, ob ich es wagen soll, das zu sagen, was ich gehört und auch selbst bemerkt zu haben glaube.

— Ich sollte meinen, daß sie sich mehr durch Schweigen bloßstellt. Spreche! Ich will es.

— Ach, es ist so, daß man behauptet, das Fräulein habe in Gesellschaft der Mamsell Minna den ganzen Sommer Zusammenkünfte gehabt mit ....

— Mit wem? — Ihre Gnaden wurden dunkelroth vor Zorn.

— Mit Doctor Bergström.

— Du lügst, Martha! — schrie Ihre Gnaden und richtete sich im Bette auf.

— Wenn ich lüge, so lügt die Frau des Waldhüters, von welcher ich Alles gehört; und übrigens kann ich Eure Gnaden versichern, daß ich an dem Tage, an welchem der Ball war, mit meinen eigenen Ohren gehört, daß das Fräulein den Doctor Richard nannte. Was sie ihm weiter sagte, konnte ich nicht hören, weil ich auf der Treppe stand und aus Furcht, daß man mich sehen möchte, mich zurückziehen mußte.

— Gehe, das ist genug!

— Euer Gnaden sind mir doch nicht böse.

— Nein, aber ich will annehmen, das Du Dich getäuscht hast; verstehst Du?

— Ja!

— Meine Tochter wird Graf Stormhjelm heirathen.

Martha verneigte sich und ging.

Als Ihre Gnaden allein war, blieb sie aufrecht im Bette sitzen mit einem Ausdruck im Gesicht, welcher fast einem weniger beherzten Manne Furcht hätte einjagen können.

Sie führte die Hand langsam über die bleiche Stirne und murmelte für sich:

— Ja so, Mamsell Minna! Sie begleiten meine Tochter auf ihren heimlichen Zusammenkünften! Sie sind Mitwisserin eines gemeinen Liebeshandels! Es war also nicht genug, daß ich Sie wegen einer Schande verabscheute, die Ihr Vater meiner Familie zugefügt; ich müßte Sie für Ihre eigene Rechnung verabscheuen, und das sollen Sie mir theuer bezahlen. Wenig nützt jetzt die Fürbitte des Barons. Uebrigens, was habe ich mit dem Baron zu thun? Aber Minna, Minna, die ich nie habe ausstehen können, welche ich nur aus Furcht beherbergt, gekleidet und gespeist habe, sie, sie soll bald ihre gehörige Strafe erhalten.

---

Erst gegen Mitternacht verließ Jenny Albertine, und beim Abschied von ihr bemerkte Jenny, indem sie die Hand der Cousine drückte, mit tiefer Rührung:

— Verlasse Dich auf mich, Minna wird eine Heimath auf Rönby erhalten. Ich kenne das Herz des Papa, und er hilft, wo er kann.

— Dank, Jenny, tausendmal Dank! Mein Herz hätte bluten müssen, wenn ich gezwungen würde, zu denken, daß Minna, meine Jugendfreundin, meine Genossin in Freude und Schmerz, meinetwegen in die Welt hinausgejagt worden wäre.

Am folgenden Morgen schlich Jenny ganz still die Treppe hinunter und fragte in der Küche:

— Ist der Major aufgestanden?

— Ja, er ist in seinem Zimmer.

Jenny machte dreist die Thür zu des Vaters Kammer auf und trat unerschrocken ein.

Der Major saß an einem Tisch, den Kopf auf die Hand gestützt und den Blick auf einen aufgemachten Brief geheftet.

— Guten Morgen, Papachen, — sagte Jenny und ging auf ihn zu.

— Bist Du es, mein Mädchen! Guten Morgen liebes Kind; schon auf, und fröhlich und munter, wie ich sehe!

Beim Anblick der Tochter klärte sich die finstere Stirne des Majors auf und er strich liebkosend mit der Hand über ihr helles, seidenweiches Haar.

— Du sahst so bekümmert aus, als ich eintrat; ist Dir etwas Unangenehmes passirt?

— Ich habe vom Baron einen sonderbaren Brief erhalten, der meine Gedanken auf eine längst verstorbene Person gelenkt hat.

— Auf wen denn?

— Auf meine jüngere Schwester, welche ganz jung starb.

— Ja, ich habe Dich sagen hören, daß sie sehr schön gewesen.

— Und sehr gut; Gott weiß, woher sie die Gottesgabe bekam, denn Sophie und ich gehören gerade nicht zu den weichherzigen.

— Aber Du bist es doch noch viel mehr, als Tante Sophie.

— Ja, ich glaube, bei meiner Ehre, daß Du Recht hast. Sie würde verteufelt gut zum Gutsherrn in Rußland gepaßt haben, und zwar mit der Knute als Symbol ihrer Gewalt.

— Ich bin derselben Meinung, Papa, aber ich erfuhr doch noch nicht, was für gute Sachen Fritz auf Stjernebro geschrieben.

— Lese selbst.

Jenny las:

„Herr Major!

Fragen Sie doch die Professorin, welches das Schicksal Ihrer jüngeren Schwester gewesen; doch nicht in meinem Namen, sondern in Ihrem eigenen. Ich weiß bestimmt, daß die Professorin die nöthige Aufklärung darüber geben kann. Den Grund, warum ich wünsche, daß Sie diese Frage an sie richten, werde ich Ihnen mündlich angeben.

Jetzt, wie immer, Ihr ergebener

Fritz Silfverkrona."

— Das war gerade keine besondere Aufklärung, Papachen! Aber kennst Du denn nicht selbst das Schicksal Deiner Schwester?

— Nein. Es ist ungefähr dreizehn Jahre her, daß sie starb, und damals war ich im Auslande. Du weißt, daß ich nach einer heftigen Brustentzündung ein wärmeres Klima besuchen und dort ein Jahr verweilen mußte. Inzwischen starb Charlotte. Als ich zurückkam, schwatzte man von einer Liebe, welche sie gehabt; ja man behauptete sogar, daß sie verheirathet gewesen; als ich aber deshalb an Sophie schrieb, in deren Haus sie sich seit deren Heirath aufgehalten hatte, und sie darüber fragte, erhielt ich

zur Antwort: Das Ganze sei ein durchaus grundloses Gerede. Charlotte hätte zwei Jahre vor ihrem Tod nach Kopenhagen reisen müssen. Bei ihrer Rückkehr nach Stockholm sei sie sehr schwach gewesen und nach sechsmonatlichem Aufenthalt in der Hauptstadt gestorben.

— Nun, dann weißt Du ja Alles das.

— So scheint es; aber ich habe von ein paar Freunden, welche zu jener Zeit in Sophiens Haus kamen, gehört, daß jene Angaben nicht wahr seien, sondern daß Charlotte heimlich das Haus ihrer Schwester verlassen und sich heimlich mit einem Manne nach Kopenhagen begeben, welchen sie liebte, den aber die Schwester nicht als ihren Freier anerkennen wollte, weil seine Stellung im Leben ihren Ansprüchen nicht genügte. Du weißt, daß Sophie und ich mehrere Jahre Feinde gewesen, und das ist der Grund, daß ich keine weiteren Nachforschungen betreffs Charlotten gemacht. Sie war todt, und wozu — dachte ich — sollte es dienen, solche traurige Sachen wieder aufzurühren? Neunzehn Jahre sind seit jener Zeit verflossen; da aber jetzt wieder die Erinnerung an die Dahingeschiedene rege gemacht worden ist, so werde ich noch der Schwester Sophie dergestalt zusetzen, daß sie gezwungen werden soll, die Wahrheit zu reden.

— Das trifft ja herrlich, da ich auch etwas habe, um welches ich Dich in Beziehung auf Tante Sophie bitten möchte.

Siehst Du, Papa, das junge Mädchen, Minna, welches die Tante mit sich gebracht hat, kann sie nicht gut leiden, während dagegen Minna, welche

in der ganzen Welt keine Angehörigen besitzt, sich mit einer solchen Liebe an Albertine angeschlossen hat, daß sie dadurch bewogen wird, lieber alle Härte der Tante zu dulden, als sich von Albertine getrennt unter fremde Menschen zu begeben.

Jetzt hat Albertine mich gebeten, Dich zu fragen, ob Minna nicht bei uns einen Platz finden könnte, da die Tante, aller Wahrscheinlichkeit nach, bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt Minna kündigt und das arme Mädchen ganz obdachlos dasteht und keinen andern Ausweg hat, als durch ein Commissions-Comptoir zu versuchen, eine passende Stelle zu finden.

Albertine weinte so bitterlich bei dem Gedanken, daß ihre Jugendfreundin und Gespielin so ohne Hülfe und Schutz in die Welt hinausgestoßen werden sollte. Süßer, lieber Papa, laß mich Minna nehmen! Sie wird uns nähen helfen, und Du weißt, wie gut Mama noch etwas mehr Hülfe nöthig hat, besonders jetzt zu Weihnachten, wo Deine Jenny und Mama so viel zu thun haben. Bester Papa, sage nicht nein! Was Minna kosten wird, das macht sie schon recht, und ich will keine Taschengelder mehr haben, sondern verzichte ganz und gar darauf, wenn ich nur Minna nehmen darf.

Jenny hatte ihren Arm um den Hals des Vaters geschlungen, und blickte ihm bittend in die Augen, während sie seine Wangen streichelte und liebkoste.

— Aber, liebe Jenny, ich kann mich nicht verbindlich machen, jene Jenny für das ganze Leben zu nehmen, — sagte der Vater lachend.

— Ach nein, blos bis Mama und ich ihr eine anständige Stelle verschaffen können, und bis sie

etwas gelernt hat und besonders das, was auf dem Lande erforderlich ist. Vielleicht, daß wir so zufrieden werden, daß wir sie nicht entbehren können.

— Hast Du mit Mama gesprochen?

— Nein, Papachen, ich wollte erst Deine Einwilligung haben; Mama's bin ich so sicher, als wenn ich sie bereits in der Hand hätte.

— Glaube es wohl. Deine Mutter hat Dich bedeutend verzärtelt.

— Hat sie? Meinst Du es wirklich? — sagte Jenny und sah den Vater lächelnd an. — Wenn dem so ist, so bist Du ihr treulich dabei behülflich gewesen .... Nun, Papa, sagst Du ja?

— Du kleine Närrin, Du machst mit mir, was Du willst. Du magst die Minna zu Dir nehmen, aber nur unter einer Bedingung.

Der Major blickte die Tochter ernst an.

— Und die ist?

— Gib mir Deine Hand darauf, daß Du ohne alle Einwendungen und ganz unbedingt darauf eingehst.

— Da hast Du meine Hand, obgleich ich die Bedingung nicht kenne, denn ich weiß, was Du thust, mein einziger Papa, mir immer gut und nützlich ist.

— Gut gesprochen. Höre nun! Ich will nichts davon wissen, daß Deine Taschengelder eingezogen werden, sondern ich gebe Dir ein halb Mal so viel, damit Du, ohne daß es Dir Unbequemlichkeiten macht, mit Minna theilen kannst. Siehe, das war meine Bedingung, — sagte der Major lachend.

— Ach, Du guter, Du edelmüthiger Papa! —

rief Jenny gerührt und lächelte ihrem Vater zu mit einem Paar großer Thränen in den Augen.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre und die Majorin trat ein.

— Mutter, Du hast in diesem garstigen Mädchen da ein recht gefährliches Weib erzogen. Sie ist ein listiges Persönchen, das Alles mit Deinem Manne macht, was sie will.

Damit küßte er Jenny auf die Stirne, reichte der Majorin die Hand, und fügte mit einem herzlichen Blick auf die Letztere hinzu:

Wie die Mutter ist, so wird die Tochter.

---

Die Professorin hatte genau überlegt, wie sie handeln mußte.

Sie war so weit gekommen, daß sie schließlich die ganze Geschichte Martha's für einen Irrthum ansah. Martha hatte die Sache ganz unrichtig aufgefaßt. Sie, die Professorin, rechnete aus, daß es durchaus nicht Albertine, sondern Minna gewesen, welche das Stelldichein mit dem Doktor gehabt.

Nein, es konnte nicht ihre Tochter sein, welche sich bis dahin vergessen, daß sie für einen Mann von so niedriger Herkunft Liebe faßte. Sie, Fräulein von Krug, konnte ihre eigene Würde oder das, was für den Sprößling eines adeligen Geschlechts passend sei, nicht so weit vergessen. Es war nach der Erziehung, welche die Professorin ihrer Tochter

gegeben, nicht möglich, daß sie die Lehren, welche ihr die Mutter von der Kindheit an eingeschärft, unbeachtet lassen konnte. Genug, es mußte eine Unmöglichkeit sein; und unter allen Umständen hielt sie es für am klügsten, die Sache gar nicht gegen ihre Tochter zu erwähnen, sondern die ganze Schuld auf Minna zu schieben, sie mochte nun schuldig sein oder nicht.

Falls Albertine wirklich sich bis dahin vergessen, wie es Martha behauptete, die Professorin aber verwarf, daß sie sich in den Sohn eines Gärtners verliebt hätte, so würde sie es doch nie wagen, ihrer Mutter ein solches Verhältniß einzugestehen. Und selbst das angenommen, so sei es eine feine Politik, unter allen Umständen Minna für die Schuldige gelten zu lassen, und dadurch zu gleicher Zeit einen Vorwand zu erhalten, sie aus dem Hause zu jagen.

Als die Professorin angezogen war, ließ sie Albertine sagen, daß sie nach dem Frühstück zu ihrer Mutter in den Pavillon kommen solle, da sie mit ihr zu sprechen wünsche.

Die Professorin hatte mit Fleiß den Pavillon gewählt, damit Niemand ihr Gespräch mit der Tochter belauschen konnte.

Bei ihrem Eintritt in den Pavillon fand Albertine ihre Mutter mit einer ungewöhnlich sanften Miene im Sopha sitzen.

Ich habe Dich rufen lassen, weil ich Dir etwas Wichtiges zu sagen habe, welches ich nicht von horchenden Ohren aufgeschnappt wissen will. Da oben gränzen die Zimmer ja so nahe an einander, daß

man immer der ungehörigen Neugierde der Nachbarn ausgesetzt ist. Setze Dich. Was ich Dir mitzutheilen habe, ist von einer solchen Beschaffenheit, daß man derartige Gegenstände nicht gern stehenden Fußes verhandelt.

Albertine setzte sich.

— Von Deiner zartesten Kindheit an habe ich immer gewünscht, eine passende Wahl Deines künftigen Gatten zu treffen. Bei der Erziehung, welche Du erhalten, bei den Grundsätzen, welche Du eingesogen und bei der gesellschaftlichen Stellung, die Du einnimmst, hatte ich allen Grund, auf einen Gatten zu rechnen, welcher sowohl an Geburt wie an Vermögen hoch über der Menge stand. Ich will meine einzige Tochter mit einem Mann verheirathet sehen, welcher mir Ehre und unserem Namen Glanz verleiht. Du siehst, daß ich wie eine zärtliche und kluge Mutter an Deine Zukunft gedacht.

Die Professorin hielt inne, gerade als wenn sie Albertine Gelegenheit geben wollte, mit einigen Ausdrücken der Dankbarkeit für ihre mütterliche Zärtlichkeit zu danken, aber die Tochter schwieg. Nur durch eine stumme Verneigung des Kopfes gab sie zu erkennen, daß sie die stattliche Einleitung zu dem, was die Mutter zu sagen hatte, gehört.

— Jetzt habe ich endlich einen Mann gefunden, welcher durch seine Jugend, sein Aeußeres, seine Bildung und vor Allem durch seinen Rang und sein Vermögen, mir ein passender Schwiegersohn und ein solcher Gatte für Dich ist, wie ich ihn immer gewünscht.

Er hat bei mir um Deine Hand angehalten, und da ich die Partie vollkommen mit meinen Wünschen übereinstimmend fand, so gab ich ohne Zögern meine Einwilligung und versprach ihm in meinem und Deinem Namen Deine Hand. — Brauche ich zu sagen, wer es ist?

— Wenn Mama so gut sein wollen.

— Und Du hast nicht einmal vermuthet, wer Dein künftiger Gemahl werden wird?

— Nein! wenigstens nicht, wen Mama dazu auserseshen.

— Es ist Graf Stormhjelm. Er kommt hierher diesen Nachmittag, um Dich als seine Verlobte zu begrüßen und um Deinen Verwandten als Dein Bräutigam vorgestellt zu werden. Bei unserer Ankunft in der Hauptstadt sollt Ihr Ringe wechseln und die Verlobung feierlich proklamirt werden.

— Es schmerzt mich, gezwungen zu sein, mich Deinem Willen zu widersetzen; aber Graf Stormhjelm kann nie mein Gatte werden.

— Und warum nicht? — Die Professorin warf den Kopf zurück und sah die Tochter mit einem scharfen Blick an.

— Weil ich ihn nicht liebe, — antwortete Albertine ruhig.

— Wo hat das Fräulein jene veralteten Ideen eingesammelt? Gewiß aus irgend einem der Romane, welche man trotz meinem Verbot studirt hat. Ich glaubte aber, Dich gelehrt zu haben, daß ich nicht zu denjenigen gehöre, welche sich blind von der Phantasie leiten lassen. Uebrigens mußt Du nicht gehört haben, daß ich sagte: Der Graf hat mein

Versprechen; es ist mein Wille, daß Du seine Gattin wirst.

— Alles dieß habe ich sowohl gehört als verstanden, beste Mama. Aber mit aller Achtung vor dem erklärten Willen der Mama, kann ich mich doch nun und nimmermehr in denselben fügen; ich werde nie die Frau des Grafen Stormhjelm.

— Nicht einmal, wenn ich Dir befehle, es zu werden!

Die Professorin erhob sich und blieb mit der Hand auf dem Tische ruhend stehen.

— Nicht einmal dann.

— Aber wenn ich Dich zwinge?

— Ich werde mich nicht zwingen lassen. Ich habe einen heiligen Schwur gethan, nur dem Manne zu gehören, den ich liebe, und den Grafen kann ich nicht einmal hochachten, geschweige lieben.

— Vor wem hast Du diesen Schwur geleistet? Vor mir wenigstens nicht. — Die Professorin that einen Schritt gegen die Tochter.

— Vor Gott habe ich ihn gethan.

— Genug jetzt mit Deklamationen! Höre statt dessen, was ich Dir zu sagen habe: Du sollst Dich mit dem Grafen verheirathen; dieses ist mein unerschütterlicher Wille, mein unabänderlicher Beschluß. All Dein Widerstand dient zu Nichts. Wenn ich eine Sache beschlossen, muß sie geschehen; auf irgend eine Weise setze ich meinen Willen durch, das weißt Du.

Mit mir zu streiten, dient zu Nichts, Du wirst schließlich doch gezwungen, Dich vor meinem Willen zu beugen. Du hörst', daß ich mit Ruhe, mit aller

möglichen Rücksicht spreche, denn ich brauchte nur ein Wort zu sagen, um Dich vor Scham zerschmettert zu meinen Füßen zu bringen.

Aber ich bin schonend gewesen, ich habe als Mutter über Dich siegen wollen, und ich erwarte nun auch, daß Du als Tochter aus Dankbarkeit für meine Güte Dich bereitwilligst meinen Wünschen fügst, besonders da dieser Wunsch nur Dein eigenes Wohl, Deine Heirath mit einem reichen und hochgebornen Mann betrifft.

— Für Mama's Absicht, mich glücklich zu machen, werde ich immer eine tiefe Dankbarkeit empfinden. Aber das Glück, welches Mama mir bietet, ist kein Glück für mich. Ich schätze ererbte Verdienste gering und finde kein Glück im Reichthum. Noch mehr, den Mann, welchen Mama zu meinem Begleiter durch's Leben ausersehen, verachte und verwerfe ich. Er ist ein Mann ohne Ehre und ohne Herz. Denn nur ein Mann ohne Ehre und Herz kann die Hand eines Mädchens begehren, welches ihm selbst bestimmt erklärt hat, daß sie nie ihr Geschick mit dem seinigen vereinigen wird; und dieses, Mama, habe ich einmal Graf Stormhjelm offen gesagt.

— Albertine, nehme Dich in Acht!

Die Hand der Professorin schloß sich fest um den Arm der Tochter.

— Du hast es also gewagt, den Antrag des Grafen auszuschlagen?

— Ja, und so lange meine Lippen zu sprechen vermögen, werde ich ihn stets zurückweisen.

— Ah, Du unartiges Kind, glaubst, daß es Dir

durch Deinen Eigensinn gelingen werde, mich dazu zu bringen, von meinem Entschluß abzustehen; aber Du täuschest Dich grausam.

Du hast Dich nicht gutwillig meinem Willen fügen wollen. Nun, wohlan, antworte mir, Fräulein von Krug, welche erniedrigende Verbindung ist es, welche Dich zu den Stelldichein bei der Hütte des Waldhüters veranlaßte?

Ah, die Röthe auf Deiner Wange ist ein entsetzliches Zeugniß gegen Dich. Du hast es also gewagt, einen Mann zu lieben, dessen Dein eigener Stolz sich schämt, einen Mann, dessen Namen weder Du noch ich aussprechen kann, ohne uns zu erniedrigen. Du bist tief gefallen, daß Du für einen Menschen von niedriger Geburt hast Liebe fühlen können, den Du als Deiner unwürdig vor der Welt verläugnen mußt.

Beim Beginn der Ausfälle der Mutter, waren die Wangen Albertinens von einer dunkeln Röthe übergossen worden; beim Schluß derselben wurden sie blaß wie eine Lilie.

Mit eiskaltem Blicke und dumpfer Stimme fiel sie ein:

— Wer ist derjenige, welcher behauptet, daß Doktor Bergström meiner unwürdig sei? Welches Mädchen würde sich wohl zu schämen brauchen, daß es einen Mann liebt, welcher so hochherzig, so edel, so geistreich und so in jeder Beziehung über die Menge erhaben ist, wie er? Ich wenigstens nicht.

— Unglückliche! — rief die Professorin und ergriff Albertine an beiden Armen; — Was wagst Du mir, Deiner Mutter, zu sagen?

— Blos die Wahrheit. Es ist allerdings eine Sprache, welche ich bisher nicht gewagt gegen meine Mutter zu führen, aber von heute an habe ich meine Furcht überwunden, und werde mich künftig derselben bedienen. Mama fragt mich, welche Verbindung ich bei der Hütte des Waldhüters angeknüpft. Keine, denn bereits vor drei Jahren hatte ich dem Doktor meine Hand und Herz zugesagt. Unsere Zusammenkünfte sind nur aus dem Bedürfniß gegenseitiger Mittheilung entstanden, wie eine solche der Liebe mitgeboren ist. Mich dieser Gefühle zu schämen, kann mir nie einfallen; ich bin im Gegentheil stolz darauf.

Die Professorin hatte die Arme ihrer Tochter losgelassen, und stand nun vor ihr mit ihren eigenen über die Brust gekreuzt.

Sie hatte die Tochter sprechen lassen, ohne sie durch einen einzigen Zorneslaut zu unterbrechen, aber es schien, als wenn jedes einzelne Wort Albertinens das strenge Gesicht versteinerte, und als sie ihre Rede schloß, hätte man schwerlich glauben sollen, daß die Professorin ein lebendes Wesen sei, wenn nicht die durchdringenden Augen mit ihrem scharfen, drohenden Ausdruck sich unverwandt auf die Tochter gerichtet hätten. So viele Erinnerungen des strengen und drohenden Ausdrucks in den Gesichtszügen der Mutter Albertine auch hatte, so konnte sie sich doch eines solchen, wie das, welches sich jetzt ihr darbot, nicht entsinnen.

Das junge Mädchen fühlte, daß, wenn diese farblosen, dünnen Lippen sich öffneten, sie etwas Entsetzliches aussprechen würden. Albertine hätte der Mutter zu

Füßen fallen, ihre Kniee umfassen, und um Schonung bitten mögen; aber sie blieb doch aufrecht stehen, weil sie einsah, daß Bitten hier ohne Wirkung sein würden.

Nach einer langen Pause, die nach dem Schluß der Rede Albertinens eintrat, bemerkte die Professorin mit ihrer kalten und unbeweglichen Stimme:

— Ich hatte es mir selbst als eine Pflicht auferlegt, Dein ganzes entehrendes Bekenntniß ruhig anzuhören, aber ich habe jedes Wort desselben in meinem Gedächtniß verborgen, um mich immer der ganzen Größe Deiner Schamlosigkeit gegen Deine Mutter erinnern zu können.

Höre und bewahre nun Du Deinerseits meine Worte:

Meine Einwilligung zu einer Verbindung mit dem Sohne meines Knechts erhältst Du nie; aber ich bin nebenbei als Mutter stark genug, um meine Tochter zu verstoßen, zu verachten und auch zu verfluchen, falls sie unwiderruflich an einer solchen erniedrigenden Neigung festhalten sollte.

Ich würde im Stande sein, sie ohne Schonung aus meinem Hause zu jagen, sie der allgemeinen Verachtung preiszugeben und sie bis zu meinem Tode als meine Tochter zu verläugnen.

Dein Bekenntniß hat meinen Entschluß in Beziehung auf den Grafen noch fester gemacht, und um Dir sowohl wie mir alle weitere Auftritte zu ersparen, will ich Dir nur kurz mittheilen, daß Deine Hochzeit in vier Monaten in entsprechender Weise t werden wird.

indessen nicht den Unwillen des Grafen

zu erregen! Wenn ich das merken sollte, werde ich den Doktor offen vor meinem Bruder als einen Mann anklagen, welcher die Gesetze der Gastfreiheit und der Ehre verletzt hat; denn er hat durch eine strafbare und unerlaubte Liebe Deinen Namen und Deine Ehre dem Gerede preisgegeben. Du hast jetzt meinen Willen gehört.

Die Professorin ging langsam nach der Thüre.

Albertine stand unbeweglich.

Als sie sich endlich allein befand, sank sie vernichtet auf einen Stuhl. Aber kein heftiges Schluchzen, keine wilden Klagen kamen über ihre Lippen; nur ein Paar große Thränen fielen langsam auf ihre gefalteten Hände herab.

So saß sie lange in ihre Verzweiflung versunken; denn Verzweiflung war der richtige Name für den Schmerz, welcher in ihrem Inneren wüthete.

Endlich erhob sie ihr gebeugtes Haupt, warf einen Blick im Zimmer herum, und als ihre Augen auf einen kleinen eleganten Schreibtisch fielen, stand sie auf und näherte sich demselben. Sie schrieb:

„Richard! — Sie weiß Alles. — Sie hat mir mit ihrem Fluch gedroht, falls mein Herz Dir treu bliebe. Sie hat bestimmt, daß meine Hochzeit mit Graf Stormhjelm in vier Monaten von heute an stattfinden soll. — So entsetzlich hätte ich nie geglaubt, daß sie sein könnte. Mir bleibt nichts übrig, als zu sterben. Aber bis in den Tod bleibe ich

Deine treue

Albertine."

Sie legte den Brief zusammen, und versteckte ihn in ihrer Rocktasche, worauf sie beim Klange der

Mittagsglocke mit zermalmtem Herzen und leichenblassen Wangen ihren Weg nach dem Hauptgebäude nahm, um ihren Anzug für die Tafel zu ordnen.

Minna betrachtete sie, während sie ihr half, mit unruhigen Blicken.

— Minna, — sagte Albertine schließlich mit einer milden und traurigen Stimme — zwischen mir und Mama wird nachher ein harter Kampf stattfinden; derselbe gilt Richard. — Sie weiß Alles. — Ich werde nie Muth besitzen, diesen Kampf zu bestehen, wenn ich bei jedem Auftritt fürchten muß, daß Du dabei die Leidende würdest. Wir müssen uns deshalb für einige Zeit trennen, meine liebe, geliebte Minna. Weine nicht, sehe nicht so verzweifelt aus, denn Dein Schmerz vermehrt nur meine Leiden. Sei stark Minna, stark meinetwegen, und glaube nur, unser beider Wohl verlangt diesen Schritt. Statt von meiner Mutter gezwungen zu werden, mich zu verlassen, wirst Du ihr selbst Lebewohl sagen, denn Du kannst hier bei meiner Tante und Jenny bleiben, bis wir einmal uns wieder, so Gott will, vereinigen können.

Minna war auf einen Stuhl gesunken und verbarg das Gesicht in den Händen. Sie weinte heftig, aber ohne ein Wort der Klage vernehmen zu lassen. Albertine schlang ihren Arm um ihren Hals und auch ihren Augen entfielen einige Thränen, als sie flüsterte:

— Minna, mein liebes Kind, weine nicht! Du kannst doch nie so unglücklich sein wie ich.

Minna blickte Albertine ins Gesicht und darin zu deutlich all der Schmerz zu lesen, welcher

in der Brust des jungen Mädchens wohnte. Minna ergriff ihre Hände bedeckte sie mit Küssen und stammelte schluchzend:

— Du Gute! Nicht darf ich Deinen Schmerz vermehren. Ach, Albertine! thue alles was Du willst mit mir; mein Leben gehört Dir, und ich werde ohne Klagen, ohne einen Seufzer mich Deinem Willen fügen.

Die beiden Mädchen umarmten einander herzlich.

---

Als der Doktor beim Mittagstisch wie gewöhnlich seinen Platz neben Albertine hatte, gelang es ihr das Billet in seine Hand zu stecken, ohne daß die Mutter es merkte.

Als man vom Tische aufgestanden war, nahm Jenny Albertine unter den Arm und promenirte mit ihr im Garten. Der Doktor und die Majorin waren in einem eifrigen Gespräch begriffen und der Major hatte sich im Vorgemach ins Sopha neben seiner Schwester niedergelassen.

— Du bist jetzt über zwei Monate hier, und trotzdem kann man kaum sagen, daß wir vier Worte mit einander gesprochen. Wir müßten nichtsdestoweniger als Geschwister, welche einige und zwanzig Jahre getrennt gewesen, einander viel zu sagen haben.

— So dürfte es sein, mein lieber Gustav, aber es ist nicht mein Fehler, daß wir getrennt sind. Ich war nicht diejenige, welche die Veranlassung zum Bruch zwischen uns gab.

— Beim Teufel warst Du es mit Deinem dummen Hochmuth und Deinen Tollhausideen. Glaubst Du, daß es irgend einen vernünftigen Menschen gibt, welcher solchen Phantasien seine Achtung schenkt? Nein, keiner, kein einziger! Du, liebe Schwester, bist um ein ganzes Jahrhundert hinter Deiner Zeit zurück. Aber lassen wir das. Du hast außerdem Unrecht gehabt, daß Du Dich in meine Wahl einer Gattin hast mischen wollen, und das habe ich Dir verziehen. Ich bin ein beneidenswerther glücklicher Ehemann, habe Kinder, die mir Freude machen, und eine Frau, auf die ich stolz sein kann. Es würde mich sehr freuen, wenn Schwager Krug das, was ich von meiner Frau gesagt, von Dir sagen könnte; aber ich bezweifle es sehr.

— Ist es Deine Absicht, mich zu beleidigen? — fragte die Professorin und richtete sich auf.

— Keineswegs; aber Du wirst es doch ertragen können, die Wahrheit von Deinem einzigen Bruder zu hören, und es lohnt sich nicht der Mühe, daß Du Dich so stolz vor mir emporrichtest, denn dergleichen Geberden machen auf mich keine Wirkung. — Auch ist es nicht der Mühe werth, daß wir uns jetzt ärgern, sondern uns in aller Freundschaft trennen, besonders da ich jeder Unterredung mit Dir ausgewichen bin, um nicht mit Dir in Fehde zu gerathen.

— Du bist gar zu artig, — antwortete die Professorin in beleidigendem Tone.

— Ja, bei meiner Ehre, artiger, als Du Grund hattest zu erwarten; aber noch einmal, lassen wir das Thema. Ich wünschte eigentlich über Charlottes Schicksal und Tod etwas Näheres von Dir zu

erfahren. Du mußt mir verzeihen, aber Deine Antwort auf meine Fragen vor neunzehn Jahren waren ziemlich oberflächlich und wenig befriedigend. Ich will jetzt wissen, mit wem sie, wie man sich erzählt, nach Kopenhagen reiste, sowie auch Deine Gründe, ihre Heirath mit jenem Menschen zu hindern.

Die Augen des Majors ruhten mit einem durchdringenden Ausdruck auf der Schwester. Er bemerkte ein heftiges Zusammenziehen der Augenbrauen, ein hastiges Zusammenkneifen der Lippen und einen geringen Wechsel der Gesichtsfarbe, welches alles eine Gemüthsbewegung wiederspiegelte, die die Professorin mit aller Anstrengung nicht unterdrücken konnte.

— Alle die Geschichten sind für mich ganz und gar fremd, — antwortete die Professorin. — Alles, was ich weiß, ist, daß es Charlotte von unserem Hausarzt angerathen wurde, ausgezeichnet Aerzte in Kopenhagen um Rath zu fragen. Sie reiste ab, blieb weg ein Jahr, kehrte bedeutend schlechter zurück und starb nach sechsmonatlicher beständiger Abzehrung.

— Zu Hause bei Dir?

— Nein, Albertine sollte damals gerade zur Welt kommen, und ich selbst war so schwach, daß Charlotte unmöglich zu Hause so gepflegt werden konnte, wie sich gehörte, und wurde deshalb der Pflege einer meiner Bekanntinnen anvertraut.

— Wer war das?

— Ach, sie ist todt.

— Aber ich wünschte den Namen jener Freundin zu wissen.

Der Major erhob die Stimme und an den ge-

schwollenen Stirnadern konnte man sehen, daß sein Zorn auf dem Wege war auszubrechen.

— Was soll dieses Verhör bedeuten? — rief die Professorin heftig. — Unsere Schwester ist vor neunzehn Jahren gestorben, und das ist Alles, was Du zu wissen brauchst. Uebrigens bin ich nicht gesonnen, mich weiteren inquisitorischen Fragen zu unterwerfen.

— Ja so, Du willst mir nicht alle die Aufklärungen geben, die ich zu erhalten wünsche. Nun wohlan, dann werde ich, bei Treu und Ehre, mir dieselben selbst verschaffen. Ich reise morgenden Tags nach Stockholm und werde die genauesten Untersuchungen anstellellen. Du scheinst mich für einen zweiten von Krug anzusehen, aber Du hättest Dich erinnern sollen, daß ich vom selben Blute bin wie Du, wenn auch das meinige ein bischen besser, ein bischen gesunder ist, als das Deinige. Wenn ich etwas will, so will ich es mit vollem Ernst, und jetzt will ich über Charlottens letzte Schicksale Bescheid haben, und werde ihn auch haben, sollte ich auch Jahre meines Lebens daran verwenden müssen.

Der Major war aufgestanden.

— Höre mal, Gustav, willst Du Skandal machen? Willst Du mich durch diese Nachforschungen bloßstellen, oder was ist Deine Absicht?

— Ich will die Wahrheit wissen; kann ich sie nicht ohne Skandal herausbekommen, so mag es sein! Aber ich schwöre bei meiner Ehre, daß ich früher, oder später in dieser verwickelten Geschichte klar sehen werde.

— Aber Du wirst mich in ein zweideutiges Licht stellen.

— Kann Dir nicht helfen. Du hast mein Wort gehört.

Der Major verließ das Zimmer und die Professorin blieb mit finsterer Stirne und zusammengepreßten Lippen sitzen.

Die Ankunft des Grafen Stormhjelm weckte sie aus ihren Grübeleien; als sie aber hinter ihm den Baron entdeckte, wechselte sie ein wenig die Farbe.

Der Baron bemerkte, indem er grüßte:

— Meine Gnädige, Sie sind also unbeweglich?

— Ich glaube meine Gedanken deutlich genug in dem Brief ausgesprochen zu haben, welchen ich dem Baron sandte, und hoffte, daß weitere Reden in dieser Sache nicht mehr in Frage kommen können.

Der Baron verbeugte sich schweigend und zog sich zurück. Er ging nun, den Major aufzusuchen und hatte mit ihm ein langes Gespräch unter vier Augen. Der Graf und die Professorin blieben eine Weile allein.

— Welche Hoffnung geben mir Eure Gnaden?

— Sie haben mein Wort und ich halte immer ein gegebenes Versprechen.

— Aber das Fräulein?

— Soll gehorchen. Bei unsrer Ankunft in der Hauptstadt wird die Verlobung proclamirt. Sind Sie damit zufrieden, mein künftiger Schwiegersohn? In acht Tagen reisen wir von hier ab.

— Der Graf küßte die magere, weiße Hand und flüsterte einige Worte der Dankbarkeit. Hierauf ging er, Albertine aufzusuchen.

Die Jugend war unter den Linden in Hofe versammelt.

Bei der Ankunft des Grafen stürzte Arvid fort von seinem Platz und verließ plötzlich die Gesellschaft.

Als man später am Abend eine kleine Promenade machen wollte, bot der Graf Albertine seinen Arm. Mit Fleiß ließ er die Anderen einen bedeutenden Vorsprung bekommen, so daß die Worte, welche er und Albertine wechselten, von keinem unberufenen Zeugen aufgefaßt werden konnten.

— Ihre Mutter, Fräulein Albertine, beliebten mir mitzutheilen, daß Sie Ihre Einwilligung zu unserer Verbindung gegeben.

Der Blick des Grafen ruhte auf Albertine mit all dem Ausdruck, den er demselben zu geben vermochte.

— Sie täuschen sich, Graf Stormhjelm! meine Mutter hat Ihnen so etwas nicht sagen können. Ich habe gegen meine Mutter Ihren Antrag in ebenso bestimmten Ausdrücken abgelehnt, wie gestern gegen Sie selbst; Sie haben gewiß ihre Meinung mißverstanden.

— Nein, mein Fräulein, sie hat gesagt: Sie haben mein Versprechen und das breche ich nie. Weiter hat sie bemerkt: Sie gehorcht mir.

— Nehmen wir einen Augenblick an, daß sie gesagt hat: daß ich gehorche. Sollten Sie wirklich ein Weib zur Frau haben wollen, welches nur aus Gehorsam Ihnen die Hand reichte?

— Ja, falls ich, wie jetzt, es auf keine andere Weise erhalten könnte.

— Sie sollten also eine Braut an den Altar schleppen wollen, welche Sie nicht liebte, die Sie vielleicht verabscheute, die nur durch den Machtspruch ihrer Mutter gezwungen wurde, Ihre Gattin zu werden?

— Ja, mein Fräulein! Wenn ich liebe, habe ich nur ein Streben, ein Ziel, das ich zu erreichen suche, und dieses Ziel ist, in den Besitz dessen, was ich liebe, zu gelangen. Setzt sie meiner Liebe Abscheu entgegen, so steigert sie diese Liebe bis zur Raserei. Das, was ursprünglich ein zartes und glühendes Entzücken für Herz und Einbildung war, wird durch Widerstand eine wilde, stürmische Begierde, welche, mag es kosten, was es wolle, befriedigt werden muß. Es wird eine Ehrensache, denn meine Eigenliebe, die tief dadurch verletzt ist, einen Andern mir vorgezogen zu sehen, wird gezwungen sich zu rächen, um trotz Drohungen, Abscheu und Verachtung des Weibes, das mich einst verschmähte, Herr zu werden. Sie trotz allem Widerstand zu besitzen, wird mein Sieg; und ist sie einmal die Meinige, dann werde ich sie bald lehren, mich zu lieben. Es liegt in der Natur des Weibes eine heimliche Neigung, alle Handlungen, welche in dem Streben begangen werden, es zu gewinnen, zu vergessen, und selbst der Haß verwandelt sich in Liebe, wenn es gezwungen wird, die Kraft in dem Charakter des Mannes zu bewundern, welcher kein Mittel scheut, sein Glück zu erreichen.

— Sie täuschen sich! Diejenigen Weiber, bei welchen der Haß sich in Liebe verwandelt, haben in der Einbildung gehaßt, und werden auch in der Ein-

bildung lieben; aber dasjenige, welches, wie ich, vollen Grund hat, Sie zu verachten, wird nie dahin gelangen, Sie zu lieben.

Welches häusliche Glück können Sie an der Seite einer Gattin hoffen, deren Herz Ihnen nie die cannibalische Grausamkeit verzeihen wird, mit welcher Sie sie gezwungen haben, vor Gott und Menschen einen Meineid zu schwören? Glauben Sie, daß sie je bei Ihnen ihr Glück, ihre Befriedigung suchen wird? Nein, sie wird, eben als Frau, Sie fliehen. Sie hat einen falschen Eid geschworen und es wird ihr auf diese Weise unmöglich, mit Achtung an ihre Pflichten zu denken.

An diesen Mann, welcher sich ihre Hand erzwungen hat, wird sie sich nie vor ihr Gewissen gebunden glauben, sondern sie wird eine schlechte und pflichtvergessene Gattin. Welches Recht haben Sie auf ihre Treue, auf ihre Liebe, da Sie sie gezwungen haben, ihre Frau zu werden.

Ich fühle in meinem Innern, daß wenn ich schwach genug wäre, mich durch eine herrschsüchtige Mutter zu einer Verbindung mit Ihnen verleiten zu lassen, so würde ich nachher mit Haß im Herzen meine Pflichten mit Füßen treten und mich dadurch rächen, daß ich Ihren stolzen Namen in den Schmutz hinabzöge.

Ich fühle, daß wenn man mich an einen Mann, den ich verachtete, festschmiedete, so würde ich dadurch in eine Furie verwandelt werden, die kein Bedenken nähme, sich selbst verächtlich zu machen, um dadurch über den Mann Schande zu bringen, den ich haßte und verabscheute.

Albertine hatte mit einem Ausdruck und einer Lebendigkeit gesprochen, die jedem ihrer Worte ein fürchterliches Gepräge der Wahrheit verlieh.

— Nicht einmal diese entsetzliche Schilderung kann mich dazu bewegen, von Ihrer Hand abzustehen. Mein Fräulein, nur gegen einen schwachen und feigen Mann wagt eine Frau in einer solchen Gestalt aufzutreten, wie Sie sie geschildert. Ich bin weder schwach noch feig. Ich bin ein Mann, der schwer zu besiegen ist, und ein Gatte, den man unmöglich ändern kann, denn ich werde Sie beherrschen, wenn nicht durch Liebe, wenigstens durch Furcht. Und sollte auch mein Leben an Ihrer Seite eine Hölle auf Erden werden, so ist doch der Wurf gethan. — Sie müssen die Meinige werden.

— Ich werde nie die Ihrige. Nie wird man mich zwingen können, Ihnen meine Hand zu reichen.

— Sie wollen also dem Willen Ihrer Mutter trotzen?

— Nein, aber ich will mich dagegen auflehnen.

— Vielleicht durch einen öffentlichen Scandal, den sie Ihnen nie verzeihen wird.

— Nein, Herr Graf, aber ich werde wissen, meine Rechte zu vertheidigen.

— Sagen Sie lieber, die Rechte des Doctors. Nehmen Sie sich in Acht, Albertine! In meiner Hand ruht Ihre Ehre; ein Wort von mir genügt, um Sie aus dem gesellschaftlichen Kreise, in welchem Sie jetzt leben, auszustoßen, und vor der Welt als ein Mädchen zu brandmarken, welches durch einen strafbaren Liebeshandel ihren guten Namen und Ruf befleckt hat. Schließlich werden Sie, von der allge-

meinen Verachtung in den Staub getreten, auch noch ein Abscheu für Ihren Mann, welcher gezwungen ist, auch Ihre Schande mit Ihnen zu theilen.

Albertine schwieg. Sie fühlte, daß der Schein gegen sie war; sie sah ein, daß sie noch gar zu verlassen dastand, um der Mutter sowohl wie dem Grafen die Spitze bieten zu können. Letzterer fuhr fort:

— Sie können mich nicht beschuldigen, meine Waffen gebraucht, geschweige mißbraucht zu haben; denn dann hätte ich ganz einfach zu Ihrer Mutter gesagt: „Gnädige Frau, Ihre Tochter hat ihren Ruf bloßgestellt, aber demohngeachtet biete ich ihr meine Hand und mein Herz. Ich liebe sie zu sehr, als daß ich darauf Rücksicht nehmen sollte, daß sie das, was Sie und die Welt das Recht haben, von ihr zu fordern, vergessen hat.“ Aber ich sagte nichts von alledem und habe also nicht Ihr Geheimniß verrathen. Ich berühre nur dieses Verhältniß, um Ihnen zu zeigen, welche Mittel ich hätte anwenden können, wenn ich unedel oder egoistisch gewesen wäre.

Albertine warf den Kopf stolz zurück und sagte:

— Ich verlange keine Nachsicht von Ihnen, denn ich habe nie eine Handlung begangen, deren ich mich zu schämen brauchte. Der Beweis dafür ist, daß ich meiner Mutter offen bekannt habe, daß ich Doctor Bergström meine Hand und mein Herz versprochen.

— Und sie billigte, daß Sie einem Bergström einen Stormhjelm opfern? Albertine! all ihr Widerstand ist vergebens, denn bei Gott, welcher uns sieht, schwöre ich, daß Sie nie einem Anderen, als mir gehören werden.

— Die Zukunft wird Sie zum Meineidigen machen.

— Was verhandelt Ihr da für gute Sachen, — rief der Major und wandte sich um zu dem Grafen und Albertine.

Diese Worte zwangen sie, ihre Schritte zu beschleunigen.

---

Am folgenden Morgen, als Ihre Gnaden gerade mit Kaffeetrinken fertig geworden, trat Jemand in das vordere Zimmer und schien, den Tritten nach zu urtheilen, gerade durch und auf das hintere zuzugehen. Etwas verwundert blickte die Professorin nach der Thüre, und in demselben Augenblick trat der Major ein.

— Was führt Dich hierher, lieber Gustav?

— Das Verlangen, das Gespräch, welches wir gestern abbrachen, fortzusetzen. Höre mal, Sophie, mit wem war Charlotte verheirathet?

— Wiederum die alte Geschichte; ich meine, daß ich sie gestern beantwortete.

— Sie war also verheirathet?

— Ich weiß nichts davon, daß ich je einen Schwager gehabt.

— Nicht einmal den Musiklehrer Ekeberg, — rief der Major.

— Nein! . . . Herrn Ekeberg habe ich nie als meinen Schwager anerkannt und werde ihn nie als solchen anerkennen.

— Er war aber nichtsdestoweniger mit Charlotte Quickfelt verheirathet. Hier ist der Beweis dafür, — der Major warf ein Papier auf den Tisch. — Aber noch bleibt übrig zu erfahren, wo Charlottens Tochter sich befindet, die am 12. Mai 18— geboren wurde; kurz nachher starb die Mutter, nachdem sie das neugeborene Kind Deinem Schutze anvertraut.

— Das weiß ich nicht. Charlotte hatte eine heillose Schande über mich gebracht, und ich hörte auf, mich als eine Verwandte von ihr zu betrachten.

— Aber ich nicht; darum frage ich Dich: was hast Du mit dem Kinde angefangen, welches sie Dir übergab.

Die Professorin schwieg.

— Willst Du, daß ich es Dir sage?

— Gern, wenn Du es weißt.

— Du hast dieses Kind als Dienstmädchen Deiner Tochter erzogen; Du hast es für das Kind der Amme derselben ausgegeben.

— Nun, wenn dem so ist, wo befindet sich dieses arme Kind?

— Hier in meinem Hause, es ist . . . Minna!

— Beweise, wenn Du es kannst, daß dieses Dienstmädchen meine Schwestertochter ist.

— Ich kann es.

Der Major legte zwei Briefe vor; der eine war an die Schwägerin gerichtet, und darin erklärte die Professorin, daß sie es auf sich nehmen wolle, für das Kind zu sorgen, aber unter der Bedingung, daß die Verwandtschaft, in welcher sie, Ekebergs Schwe- ... der Verstorbenen gestanden, ein Allen verbor- ... heimniß bleiben solle.

Der andere Brief war an Albertinens Amme gerichtet, und enthielt eine Verschreibung von fünfzig Reichsthalern jährlich, wenn sie das Kind, welches die Professorin ihrer Pflege anvertraute, für das ihrige ausgeben wollte. Falls sie eines Tags verrieth, daß das Kind nicht das ihrige sei, würde die ihr zugesagte Pension aufhören.

Außerdem zog der Major einen dritten Brief, welcher auch an Ekebergs Schwester geschrieben war, hervor, und der, wie es schien, eine kurze Antwort auf eine Anfrage wegen des Kindes enthielt.

Dieser Brief enthielt nur folgende Worte:

„Sie können vollkommen ruhig sein. Das Kind meiner Schwester hält sich in meinem Hause auf, und wird mit meiner Tochter erzogen; aber auf Ihr Versprechen gestützt, verbitte ich mir für die Zukunft weitere Nachfragen.“

Sophie von Krug.“

Beim Anblick dieses letzten Briefes war die Professorin erbleicht; aber ohne etwas von ihrer sicheren Haltung zu verlieren, bemerkte sie:

— Es scheint mir, daß ich in jeder Beziehung meine Pflichten erfüllt habe, da ich auf eine solche Weise für das Kind Sorge getragen.

— Hör' mal an, Frau Schwester! Bist Du eine Mutter für Dein Schwesterkind gewesen, hast Du ihm dieselbe Erziehung gegeben, wie Deiner eigenen Tochter?

— Nein, es war durch seine Geburt nicht dazu berechtigt.

— Nicht! Und der Grund? — Der Major sah seine Schwester mit Augen an, die ebenso durch-

dringend waren, wie ihre eigenen. — Ist sie denn ein uneheliches Kind, oder was zum Teufel meinst Du?

— Ihr Vater war von so simpler Herkunft, daß wir sie nicht wohl anerkennen könnten. Ich würde dann gezwungen worden sein, mich als verwandt mit der Frau eines Tischlers anzusehen, denn das ist die Schwester Ekebergs.

— Nun, und dann! War Ekeberg ein ehrloser Kerl oder nicht?

— Von dem Menschen weiß ich nur, daß er meinem Sohn Unterricht in der Musik gab. Aber jetzt wünsche ich zu wissen, woher Du diese Papiere erhalten hast, denn Ekebergs Schwester ist todt und ebenso die Amme Albertinens.

— Von Baron Silfverkrona. Weißt Du was, Sophie? Ich wünsche von Herzen, daß unser Herr Gott einmal Deinem Hochmuth recht ernstlich die Flügel beschneiden und ihn strafen möchte, wie er es verdient. Jetzt sollst Du, meiner Seele! gezwungen werden, mit der Gesellschaft vorlieb zu nehmen, denn ich gedenke, laut und vor der ganzen Welt die Kammerjungfer Minna als meine Schwestertochter und alle Verwandte ihres Vaters als die meinigen anzuerkennen.

Der Major wollte das Zimmer verlassen.

— Gustav, ich hoffe nicht, daß Du meine Plane für die Zukunft durch eine solche Handlung bloßstellen wirst, welche vielleicht die so eben abgeschlossene Verbindung zwischen meiner Tochter und Graf Stormhjelm zerstören könnte. Was glaubst Du, daß er von einem solchen Verwandtschaftsverhältniß denken würde? Genug, mein lieber Gustav, Du kannst

nicht bis zu einem solchen Grade die Gastfreundschaft mißbrauchen wollen, daß Du mich erst beleidigst und dann das künftige Glück meiner Tochter zerstörst.

— Ich thue, was ich soll und muß, ohne mich um Deine gräflichen Günstlinge zu kümmern. Minna wird also augenblicklich als die gesetzliche Tochter meiner Schwester anerkannt. Ich könnte rasend werden, wenn ich an Dein Betragen gegen das Mädchen denke. Wenn die Grafen der ganzen Welt und das ganze übrige Adelsgesindel anwesend wäre, so wird es geschehen; ich bin dem armen verlassenen Kinde diese Genugthuung schuldig.

— Ich werde in ein paar Tagen abreisen, Gustav! Warte wenigstens bis dahin.

— Nein, nicht eine Minute warte ich.

Der Major ging und schlug die Thüre heftig hinter sich zu.

Außerhalb derselben stieß er mit Martha zusammen, welche einen Brief in der Hand hielt. Sie ging hinein zu der Professorin und übergab ihr denselben.

Der Brief war vom Grafen und enthielt Folgendes:

„Meine gnädige Frau Professorin!"

„Meine gestrige Unterredung mit Fräulein Albertine gab mir so geringe Hoffnung, daß ich wahrlich nicht weiß, wie ich meine Stellung betrachten soll. Ich fühle, daß ich bereit bin, mich lieber Allem, was es auch sein mag, zu unterwerfen, als auf das Glück zu verzichten, welches ich mir an der Seite Albertinens geträumt habe. Verzeihen Sie mir deshalb, wenn ich die Befürchtung ausspreche,

daß ein verlängerter Aufenthalt auf Rönby nur die Schwierigkeiten verdoppeln kann, welche sich meinen Wünschen entgegenstellen. Das Fräulein hat nämlich hier Gelegenheit, dieselben Phantasien zu nähren, welche sie gegen eine Verbindung mit mir so abgeneigt machen. Ihre Abreise von hier würde demjenigen, welcher dreist genug ist, es zu wagen, seine Augen zu ihr zu erheben, alle Hoffnung benehmen. Fräulein Albertine hat noch von ihren Eltern ein Vermögen zu erwarten, welches bedeutend genug ist, um in den Augen eines armen Arztes einen wirklichen Reichthum auszumachen. Einen Roman mit einem Mädchen von ihrem Stande zu spielen, ist ohnedies immer eine Ehre für Gärtner Bergström's Sohn. (Ich gestehe, daß ich gern gesehen hätte, daß das Fräulein mir einen Rival von etwas edlerem Blute gegeben hätte.) Wenn Eure Gnaden belieben möchten, mir die Zeit Ihrer Abreise mitzutheilen, so bin ich sofort bereit, die Herrschaft nach der Hauptstadt zu begleiten.

In tiefster Hochachtung

Erik Stormhjelm.

— Ja so, das Fräulein trotzt mir .... Nun, wir werden doch wohl sehen, wer herrschen soll, — murmelte die Professorin und legte den Brief langsam zusammen. Hierauf rief sie Martha.

— Gehe hinunter und suche den Doktor und bitte ihn, zu mir heraufzukommen. Vermeide dabei alles unnöthige Aufsehen.

Einige Augenblicke darauf erschallten Tritte auf der Treppe und Martha öffnete die Thüre für den Doktor.

Mitten im Sopha im innern Zimmer saß die Professorin mit der Miene einer Richterin, welche einen Verbrecher zu inquiriren und zu richten gedachte.

Der Doktor machte eine höfliche, aber keineswegs kriechende Verbeugung vor Ihrer Gnaden. Es lag etwas wahrhaft Würdevolles in seiner ganzen Haltung, das unwillkürlich selbst auf die Professorin, so wenig Gefühl sie auch von Natur hatte, Eindruck machte.

— Eure Gnaden haben mich rufen lassen; kann ich Ihnen als Arzt irgend einen Dienst leisten?

— Nein, mein Herr, ich bedarf Ihres Beistandes nicht; sondern habe Sie gebeten, zu mir heraufzukommen, in der Absicht, Ihnen als Arzt zu dienen.

— Da ich vollkommen gesund bin, so glaube ich keine ärztliche Hülfe nöthig zu haben; aber da eine Dame von einem solchen Verstande, wie Eure Gnaden, sich anbietet, als Doktor zu fungiren, so unterwerfe ich mich in Demuth der angebotenen Krankenpflege.

Der Doktor zog ein Fauteuil vor und setzte sich, obgleich Ihre Gnaden ihn weder mit Worten, noch Mienen eingeladen hatte, Platz zu nehmen. Die Professorin fühlte sich durch das zu gleicher Zeit artige und ungenirte Benehmen des Doktors gereizt.

— Es ist nicht für ein körperliches, sondern für ein geistiges Uebel, daß ich Ihr Arzt sein will.

Ihre Gnaden sagte diese Worte mit einer scharfen und durchdringenden Stimme.

— Ich versichere Eure Gnaden, daß die zwei

genannten Fehler mir wirklich nicht ankleben. Ich lasse mich nie verblenden, und habe selbst als Jüngling keine schwindelige oder derartige Illusionen gehabt.

— Genug, mein Herr! Ich brauche nicht zu wissen, welche Fehler Sie haben oder nicht haben; Alles dies ist für mich ganz gleichgültig. Alles, was ich weiß, ist, daß Sie es gewagt haben, Ihre Augen zu meiner Tochter zu erheben, daß es Ihnen gelungen ist, sich in ihrem Herzen einzunisten und ihre Begriffe zu verwirren, und dies, mein Herr, ist etwas, das ich nicht zu dulden gedenke. Mit welchem Rechte haben Sie ihre Gunst zu gewinnen gesucht?

— Mit demselben Recht, welches jeder ehrliche Mann hat, seine Blicke zu einem jungen und liebenswürdigen Mädchen zu erheben, sobald er sich in einer unabhängigen Stellung befindet, so daß er ohne ökonomische Hindernisse ihr seine Hand bieten kann.

— Ja, wenn er in der Stellung ist; aber Sie, Herr Bergström, wollen doch wohl nicht behaupten, daß Ihre Stellung eine solche ist, daß Sie meiner Tochter Ihre Hand bieten können.

— Das behaupte ich wirklich, meine gnädige Frau, — sagte der Doktor höflich, denn ich habe gerade gestern meine Ernennung zum Regimentsarzt bei einem der Garderegimenter erhalten, und hierin sehe ich gute Aussichten, daß ich binnen Kurzem als unabhängiger Mann auftreten kann.

— Ah! Mein Herr, Sie sind wahrlich mehr, als unverschämt. Sie, der Sohn eines Gärtners, wenn

auch tausendmal Regimentsarzt, halten sich für berechtigt, um Fräulein von Krug zu freien.

Ich weiß wirklich nicht, ob ich über eine solche Zudringlichkeit mich ärgern oder lachen soll, aber ich habe bereits zu viele Worte auf diese lächerliche Anmaßung verschwendet.

Sie haben durch Ihre Liebe und die damit verknüpften heimlichen Zusammenkünfte einen Schatten auf die Ehre meiner Tochter geworfen. Sehen Sie, das ist eine schlechte, eine gemeine Handlung. Ich verbiete Ihnen deshalb, für die Zukunft eine geheime Verbindung mit meiner Tochter zu unterhalten, sofern ...

— Belieben Ew. Gnaden vielleicht die Drohung auszulassen, — fiel der Doktor mit edler Würde ein. — Drohungen passen für Kinder, nicht für Männer. Was mich besonders betrifft, so sind dergleichen ganz überflüssig, denn jede heimliche Berührung zwischen mir und Albertine hat schon seit zwei Wochen aufgehört und wird nicht wieder angeknüpft werden. Ich werde mich ihr nicht nähern, bevor ich ein Recht habe, es zu thun.

Das mit Recht Tadelnswerthe, welches darin liegt, daß ich durch meine Liebe in irgend einer Weise einen Schatten auf die edle Persönlichkeit Albertinens geworfen, habe ich längst eingesehen und, so weit möglich, gut zu machen gesucht. Das Bewußtsein dieses Versehens ist die einzige Veranlassnng zu der Strafe gewesen, welche ich mir selbst auferlegt, mich Albertinen nicht zu nähern, ihr auf keine Weise nahe zu kommen, bevor ich im Stande bin, es als Freier zu thun.

— Mein Herr, sind Sie wirklich bei Ihrem vollen Verstand, daß Sie im wirklichen Ernst voraussetzen können, daß meine Tochter Ihre Verlobte werden sollte?

Ich begreife ganz wohl, daß es für einen Bergström ganz vortheilhaft sein mag, in den Besitz des Vermögens zu kommen, welches ein reiches Fräulein von Krug ihrem Gatten mitbringt, und dadurch Eintritt in eine Familie zu erhalten, welche durch ihre Beziehungen die Pläne seiner Zukunft fördern könnte.

In der That nicht übel berechnet, aber Schade, daß Sie die Rechnung ohne mich gemacht. Nein, mein Herr, Sie müssen für Ihre eigennützigen Absichten sich irgend einen andern Gegenstand ausersehen, als meine Tochter.

Wenn Sie, von Ihren Gleichheitsideen aufgeblasen, selbst Ihre eigene niedrige Herkunft übersehen haben, so hätten Sie doch nicht vergessen sollen, wie elend es sei, daß ein armer Kerl ohne Aussichten, sich die Hand eines reichen Mädchens zu erschwindeln sucht, eines Mädchens, welches in allen möglichen Beziehungen hoch über ihm steht.

Der Doktor war, nach dem Aeußern zu urtheilen, gegen diese Ausfälle ganz und gar unempfindlich geblieben. Nicht ein einziges Blitzen in seinen Augen verrieth den gerechten Aerger, welchen diese Worte in seiner Brust erregen mußten; nur auf seiner hohen Stirne hatten sich einige leichte Falten gelagert. Mit einer Stimme, welche von Gemüthsbewegung frei war, antwortete er:

— Kein Eigennutz hat sich mit meiner Liebe zu

Albertine vermischt; indessen ist es fruchtlos, Sie davon überzeugen zu wollen. Sie werden meine Liebe von diesem Gesichtspunkte betrachten und Sie mögen es thun. Aber ich wiederhole noch einmal, daß ich nie daran gedacht habe, als der Freier Ihrer Tochter aufzutreten, bevor meine ökonomische Lage mich über jeden Verdacht erhoben hat, als wenn meine Wahl durch irgend einen elenden Eigennutz geleitet würde.

— Mein Herr, Sie sind wirklich so verblendet, daß Sie fast Lachen erregen; denn so glänzende Aussichten Sie auch haben mögen, so werden dieselben Sie doch nie zu einem Vermögen führen, welches demjenigen gleich kommt, das meine Tochter *nach ihren Eltern* zu erwarten hat. Das Erbe, welches Ihr Vater, mein Gärtner, Ihnen hinterlassen wird, scheint nicht besonders groß zu werden, da er bei mir für nur 400 Reichsthaler *dient*.

Benützen Sie den geringen Theil gesunder Vernunft, welcher Ihnen übrig geblieben, um die ganze Tollheit Ihrer Ansprüche auf die Hand meiner Tochter einzusehen. Denn meine Einwilligung zu einer solchen Verbindung erhält sie nie. An dem Tage, an welchem sie gegen meinen Willen Ihre Frau wird, werde ich sie sofort enterben und als ein meiner unwürdiges Kind verstoßen.

Der Doctor stand auf, verbeugte sich zwar kalt, jedoch artig vor der Professorin und sagte langsam:

— Jetzt, da ich Ihre Meinung gehört, ist kein weiterer Grund vorhanden, daß ich mich an Sie wende, wenn ich einst, ohne des Eigennutzes beschuldigt zu werden, im Stande bin, um die Hand

des Fräuleins anzuhalten. Nein, gnädige Frau! ich wende mich an den, welcher ein größeres juridisches Recht hat, in dieser Beziehung einzuwilligen, — an den Vater Albertinens.

— Das geht zu weit! Nicht genug, daß Sie mir trotzen, Sie beleidigen mich auch.

— Mit Ihrer Erlaubniß, gnädige Frau, ich habe weder Jemanden beleidigen können, noch kann ich je dazu kommen, Jemanden zu beleidigen, am allerwenigsten ein Frauenzimmer. Im Gegentheil glaube ich während unseres Gesprächs den Vorzug vor Ihnen an den Tag gelegt zu haben, daß ich die Besonnenheit und die Mäßigung, welche Sie das Recht haben, von einem gebildeten Manne zu fordern, nicht ein einziges Mal überschritten habe.

Wenn Sie das, was gesagt worden ist, im Gedächtniß durchgehen, werden Sie nicht ein einziges Wort finden, durch welches ich im Geringsten die Achtung vergessen hätte, welche ich Ihnen schuldig bin. Glauben Sie indessen nicht, daß das daher kommt, daß ich Sie durch Ihre Geburt für über mir stehend halte. Nein, gnädige Frau, ich erkenne keine andere Ueberlegenheit an, als die, welche Bildung und erhabene Geistesgaben uns schenken. Und ich weiß zu wohl, daß Niemand, welcher dafür angesehen sein will, diese Vorzüge zu besitzen, sich bis dahin vergessen darf, daß er verletzt. Es sind nur die rohen Menschen, welche nicht gelernt haben, ihre Leidenschaften zu beherrschen, welche in ihrer Zügellosigkeit die Gefühle ihrer Mitmenschen mit Füßen treten und schonungslos sie zu demüthigen suchen.

— Sie scheinen behaupten zu wollen, daß ich

mir etwas Derartiges erlaubt hätte. Wenn dem so ist, mein Herr, so hat Ihr eigenes Benehmen, Ihre Unverschämtheit mir das Recht dazu gegeben.

— Erlauben Sie, daß wir dieses Gespräch schließen. Ich werde nie anerkennen, daß in meiner Liebe eine Unverschämtheit liege, und noch weniger gebe ich zu, daß irgend ein Mensch das Recht hat, mich zu beleidigen. Daß ich geduldig hier geblieben bin, während Sie Beschuldigungen gegen mich machten, welche für meine Ehre verletzend sind, kommt daher, daß ich, der Gärtnerssohn, Ihnen, gnädige Frau, zeigen wollte, wie ein Mann mit Bildung sich gegen ein Weib aufführt, selbst wenn dieses Alles vergißt, was der simpelste Tact fordert. Und jetzt, gnädige Frau, erlauben Sie, daß ich mich entferne.

— Ein Wort, damit ich auf einmal Ihren Illusionen ein Ende mache! Meine Tochter heirathet in drei Monaten den Grafen Stormhjelm.

— Das heißt, Sie wollen es. Aber Fräulein Albertine wird trotzdem nie eine Gräfin Stormhjelm werden!

— Werden Sie auch jetzt noch sagen, daß Sie mich nicht beleidigen, da Sie behaupten, daß meine Tochter sich weigern wird, zu gehorchen.

— Ich habe nur meine persönliche Ueberzeugung ausgesprochen. Ihre Tochter wäre ein schwaches, verächtliches Weib, ohne Bewußtsein ihrer eigenen Menschenwürde, falls sie vor Gottes Altar hintreten und einem Manne Treue und Liebe schwören könnte, den sie weder liebt, noch hochachtet. — Ach, gnädige Frau, es ist nicht der blinde Gehorsam, sondern die

Liebe, die wahre, aufrichtige und ernste Liebe ihres Kindes, welche eine Mutter zu gewinnen suchen muß.

— Sie werden wohl in drei Monaten erfahren, wer von uns Recht hat.

— Sie werden es nicht, gnädige Frau, — antwortete der Doctor und verbeugte sich, — denn selbst wenn es Ihnen gelänge, ihre Tochter zu einem solchen das menschliche Gefühl empörenden Schritte zu zwingen, so würden Sie doch ewig vor Gott Unrecht bekommen.

Der Doctor machte eine Abschiedsverbeugung und entfernte sich.

Sobald der Doctor gegangen war, stürzte die Professorin auf von dem Sopha und rief in unbändigem Zorne und mit der Hand gegen die Thüre ausgestreckt, durch welche der Doctor verschwunden war:

— Recht oder Unrecht, so werde ich Dir zeigen, daß über mein Kind nur ich allein herrsche. Hierauf rief sie Martha und gab ihr Befehl, Alles in Ordnung zu bringen.

---

Während der Major mit seiner Schwester sprach, hatte die Majorin sich zu Arvid hinaufbegeben.

Das veränderte Betragen des Jünglings, sein thörichtes Bemühen, Albertinens Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, sein Zorn, wenn sich irgend ein Anderer ihr näherte, Alles hatte die Majorin im Stillen bemerkt.

Da nun der Sohn bald das elterliche Haus ver-

lassen sollte, und er nebenbei das einzige der Kinder war, gegen welches die Professorin sich gnädig gezeigt, so war es ziemlich sicher, daß er während seines Aufenthalts auf Carlberg seine Verwandten in Stockholm besuchen würde.

Veranlaßt durch alles dieses, beschloß die Majorin, eine ernste Unterredung mit ihrem Sohn zu haben, besonders da sie noch keine Ahnung von der plötzlichen Abreise ihrer Schwägerin hatte, sondern glaubte, daß Arvid, einem früher gefaßten Beschluß gemäß, mit seiner Tante und Cousine reisen würde.

Als die Majorin bei Arvid eintrat, lag er der Länge nach auf dem Sopha und hatte einen Shawl über die Brust gelegt, welchen die Majorin sogleich als einen Albertine gehörigen erkannte.

— Bist Du krank, mein Junge? — fragte die Majorin und trat zu dem Jüngling hin, welcher sich beim Eintreten der Mutter sogleich erhoben hatte.

— Nein, Mama, ich befinde mich vollkommen wohl. Warum glaubst Du, daß ich krank bin? — Er faßte die Hand der Mutter, welche sie langsam über seine Stirne führte.

— Darum, weil Du, der Du sonst so gern mit dem Vater in der Gegend herumstreiftest, jetzt Deine meiste Zeit auf Deinem Zimmer zubringst. Sage mir, Kind, fehlt Dir etwas?

— Ach, Mama, was sollte mir hier in der lieben Heimath fehlen, wo Alles, Alles von Deiner Zärtlichkeit und Fürsorge spricht?

Die Majorin hatte sich hinter den Sohn gesetzt und er lehnte seinen dunkellockigen Kopf gegen ihre Schulter.

— Aber Arvid, in Deinem Alter ganze Stunden unbeschäftigt in der Einsamkeit zuzubringen, ist nicht brav oder nützlich. Man überläßt sich dann krankhaften Träumereien, welche verderblich auf die jugendliche Frische wirken, die in Deinem Alter die Gefühle auszeichnen soll.

Die Phantasie spielt ohnedieß eine so große Rolle in der Jugend, daß man nicht unnöthigerweise ihr Nahrung geben und dadurch über sich und Andere Illusionen hervorrufen darf. Nein, mein Junge, Du mußt in einer lebendigen Thätigkeit Deine Freude suchen.

Nur für den Unbeschäftigten, für den Müßiggänger ist die Zeit lang — und bei ihm stellt sich früher oder später Unzufriedenheit mit sich selbst und Anderen ein.

— Wenn ich nach Carlberg komme, werde ich arbeiten, stammelte Arvid. — Du sollst sehen, daß ich Dir Ehre mache.

— Daran zweifle ich nicht. Thäte ich das, Arvid, so würde ich mich sehr unglücklich fühlen. — Aber, mein Sohn, obgleich Du es selbst nicht glaubst, so bist Du doch nicht recht gesund.

— Daß Mama das sagen kann! Ich spüre ja nicht das mindeste Unwohlsein. —

Arvid stand auf.

Die Majorin lächelte.

— So, desto besser ist es. Ich will gewiß nicht eigensinnig in meiner Behauptung sein, daß Du eine Tasse Fliederthee mit darauf folgenden Kamphertropfen fürchtetest. Sei indessen in dieser Beziehung ruhig und stütze Deinen Kopf gegen meine Schulter,

wie Du es thatest, als Du ein kleiner Junge warst und gern auf das hörtest, was Mama sagte.

— Jetzt wie damals, Mamachen, wird Deine Stimme gewiß alle aufrührerischen Gefühle in meiner Brust beruhigen.

Arvid schlang seinen Arm um den Leib der Mutter.

— Gut, ich rechne auf diese meine Gewalt. Weißt Du, was Dir fehlt, Arvid?

— Ich erwarte, daß Du es mir sagen wirst.

— Du hast, wie fast immer die Jugend, Dich von Deiner Einbildung und dem Eindruck, den eine weniger gewöhnliche Schönheit auf die Phantasie ausübt, hinreißen lassen. Mit wenigen Worten, Du gehst herum und bildest Dir ein, daß Du in Deine Cousine Albertine sterblich verliebt bist.

Die Majorin schwieg.

— Um Dir selbst recht die Ueberzeugung beizubringen, daß Du eine große Leidenschaft für Deine Cousine nährst, legst Du Dich in der schönsten Ruhe auf Dein Sopha und machst aus diesem inhaltslosen Traum einen ganzen Roman.

Ich bin überzeugt, daß Dein Gehirn manchen thörichten Rachegedanken gegen den Kecken, welcher es einst wagen sollte, Albertine zum Altare zu führen, in sich geborgen hat. Du hast Dich bereits in der Phantasie, mit den Waffen in der Hand, für Deine Schöne kämpfen gesehen.

— Mama, Du hältst mich zum Besten, — rief Arvid heftig.

— Nein, ich male nur Gemälde aus Deiner eigenen Seele — aber laßt uns ernsthaft sprechen.

Bist Du je über Deine eigenen Gefühle ins Klare gekommen?

Arvid schwieg. Die Mutter hob wieder an:

— Dein Schweigen sagt mir, daß Du es gethan hast. Nun wohl, da werde ich Dir schon helfen, das Räthsel Deines Herzens zu lösen. Das erste Gefühl, das Du für Deine Cousine empfandest, war Bewunderung ihrer Schönheit und ihrer äußeren Pracht; aber die Bewunderung galt nur dem, was dem Auge schmeichelte, da das in dem Falle innerhalb Deines Gesichtskreises lag; als Du Dich davon entferntest, verschwand die Verzauberung.

Dazu kam eine gewiß verzeihliche Zufriedenheit damit, daß sie im Allgemeinen gegen Dich mehr Freundlichkeit an den Tag legte, als gegen Deine beiden Geschwister; ein Benehmen, das Deiner Eitelkeit schmeichelte.

Ferner stellte sich die Eigenliebe ein, welche Dir ins Ohr flüsterte, daß sie Dich gewiß liebenswürdiger fand, als Andere. Ja, es war sogar klar, wie die Sonne, daß es sich so verhielt; sie sprach ja höchst selten mit Jenny und Ernst, nie mit dem Doctor, dagegen mit Dir immer. Du durftest ihr den Arm bieten, den Shawl tragen, — lauter Gunstbezeugungen, die sie Dir vor dem Baron und dem Grafen schenkte.

Dadurch bekamst Du Veranlassung, an Deine eigene Liebenswürdigkeit, an Deine Vorzüge vor Anderen zu glauben.

Ach! wenn man, wie Du, siebenzehn Jahre alt ist, dann hält man sich oft für etwas höchst Ungewöhnliches, und die Eigenliebe ist dann immer be-

reit, uns verschiedene Urtheile über uns selbst zuzuflüstern. Ich bin vollkommen überzeugt, daß Du in dieser Entzückungsperiode Dich oft mit dem an sich unschuldigen Vergnügen unterhieltest; dein eigenes Bild im Spiegel zu betrachten. Genug, Deine geschmeichelte Eigenliebe machte Dich an Deinen Erfolg bei Deiner Cousine glauben und beschäftigte Dich so oft und so lebhaft, daß du damit endetest, Dich in allem Ernst für verliebt in sie zu halten.

Wieder hielt die Majorin inne, aber Arvid blieb still. Sie hob wieder an:

— Ich will über Deinen Zorn bei der Entdeckung, daß Albertine den Doctor liebte, hinweggehen. Ich glaubte wirklich, daß Du durch dieses Ereigniß von Deiner kindischen Neigung geheilt werden würdest, aber ich finde jetzt, daß Du den Schluß Deines kleinen Romans für viel zu trivial hieltst, wenn Du nicht demselben den Effect einer großartigen Eifersucht beifügen konntest.

— Du hast jetzt längere Zeit über eine Angelegenheit nachgegrübelt, eine recht effectvolle Scene herbeizuführen. Siehst Du, mein Junge, ich habe beschlossen, daß Du Dich weder vor Albertine, noch vor irgend einem Andern lächerlich machen sollst. Darum will ich Dich über dies und jenes aufklären, das Du in Deiner Verblendung gänzlich übersehen hast. Fürs Erste, was glaubst Du, daß der Grund sei, daß Albertine sich fortwährend auf eine so in die Augen fallende Weise benommen hat?

— Gefallsucht; das Verlangen, mit mir die Zahl ihrer Anbeter zu vermehren.

— Kind! Siehst Du nicht selbst, daß Dein Dünkel

Dich verwirrt, indem Du glaubst, der Gegenstand der Gefallsucht eines so schönen Mädchens zu sein, indem Du Dir einbildest, daß sie sich so viel Mühe geben würde, um einen siebzehnjährigen Knaben als Anbeter zu gewinnen?

— Wahrlich, Mama, ich kann ihr Benehmen nicht anders deuten, — fiel Arvid heftig und mit glühenden Wangen ein.

— Aber ich kann es, mein Sohn! Sie betrachtete Dich als ein Kind, dem sie, ohne Gefahr verkannt zu werden, Wohlwollen zeigen, und alle die Vorrechte zu Theil lassen werden könnte, welche man so gern einem jungen Menschen einräumt; Vorrechte, die sie indessen nicht gegen einen der anderen Herren zeigen konnte, ohne gefallsüchtig zu erscheinen.

Niemals fiel es Albertine ein, daran zu denken, daß Du, ein Jüngling, der kaum aus den Kinderjahren herausgetreten, eitel genug sein würde, ihre Freundlichkeit als eine Aufmunterung, als einen Beweis, daß sie sich in Dich verliebt, aufzunehmen. Ich versichere Dich, daß wenn Du anfingest, mit Albertine von Deiner Neigung zu sprechen, so würde sie sich kaum des Lachens enthalten können. Siehe ja zu, mein einziger Arvid, daß Du Dich nicht der Lächerlichkeit Preis gibst, sondern denke mit Ruhe an das, was zu Deinem Frieden dienlich ist. Nehme Dich wohl in Acht, während der Reise nach Stockholm und auch bei Deinen Besuchen bei Tante, eine andere Rolle zu spielen als Deine eigene, nämlich die eines bescheidenen und lebensfrischen Jünglings. Das Leben ist kein Roman, sondern eine deutliche

Prosa; und wir werden erst dann recht lächerlich, wenn wir etwas Anderes daraus machen wollen, als es wirklich ist.

Die Majorin küßte die Stirne des Sohnes, welche brennend heiß war. Noch eine Weile sprach sie mit ihm in ihrer milden und liebevollen Weise, so daß er endlich lächelnd versicherte, daß sie ein ganz kluger und geschickter Arzt sei.

---

Beim Mittagstisch fehlte der Doctor. Er war auf Abschiedsbesuche hinausgefahren, da er noch denselben Abend die Gegend zu verlassen gedachte. Der Arzt in der Stadt hatte versprochen, den Dienst zu versehen, bis der neue Stellvertreter ankäme.

Aber an der Stelle des Doctors befand sich, als die Professorin hereintrat, eine ganz andere Person im Saale, welche ihr ebenso vielen Aerger als je der Doctor verursachte. Es war nämlich — Minna.

Der Major nahm das junge Mädchen bei der Hand, führte sie zu der Professorin und sagte:

— Hier ist Deine Tante, Kind! Danke ihr für das, was sie bis Dato für Dich gethan, denn von jetzt an werde ich, Dein Onkel, es sein, welcher Dich in seinen Schutz nimmt.

Minna stand vor der Professorin, zitternd und mit niedergeschlagenen Augen, ohne es zu wagen, ihre Hand zu nehmen, oder sich ihr zu nähern.

— Ich habe nie Herrn Ekeberg als meinen

Schwager anerkannt, und ich werde auch nicht sein Kind als meine Schwestertochter anerkennen. Mamsell ist mir übrigens keinen Dank schuldig; wenn sie will, kann sie ihren Dienst verlassen.

— Ja so, Sophie, Du singst aus dem Tone! Nun wohl, dann sage ich Dir, daß weder ich, noch meine Kinder Dich je als unsere Verwandte betrachten werden. Es ist nicht genug, daß Du dieses arme Kind schon tief gedemüthigt hast, indem Du ihr, die doch Deine Schwestertochter war, in Deinem Hause einen Platz unter Deinen Dienern anwiesest. Du willst sie noch fortwährend herabsetzen und verletzen, aber siehst Du, so etwas darf in meinem Hause, unter meinem Dach nicht geschehen, sondern Du verläßt . . . .

— Papa, um Gottes Willen! Sage nicht mehr, — rief Jenny halb weinend.

— Gustav, erinnere Dich, daß Du als Wirth und Bruder Deiner Schwester Achtung schuldig bist.

— Seien Sie so gut und lassen Sie ihn fortfahren, meine Schwägerin! Ich brauche keine Vermittlerin zwischen meinem Bruder und mir, — fiel die Professorin hochmüthig ein.

— Darin hast Du Recht, da Dein Bruder Mann genug für seinen Hut ist, um einem herzlosen Weibe, wie Du bist, offen sagen zu können, daß er sein Haus für viel zu gut für sie hält.

— Komm, Albertine, ich habe der Grobheiten genug, und mein Fuß wird nicht mehr über diese Schwelle kommen.

Schon am folgenden Tage machte die Professorin

ihre Abschiedsvisiten, worauf sie dergestalt auf ihren Bruder aufgebracht abreiste, daß sie nicht einmal ihre Schwägerin sehen, oder von irgend Jemanden, der zur Familie gehörte, Abschied nehmen wollte. In einem Billet voll Bitterkeit theilte sie der Majorin ihren Wunsch mit, es überhoben zu werden, mit irgend Jemanden, der zur Familie des Bruders gehörte, zusammenzutreffen.

Ende der ersten Abtheilung.

landes auf der Bahn praktischer Bildung zu befeuern und zu edlem Nacheifer anzuspornen, als obige Biographien.

---